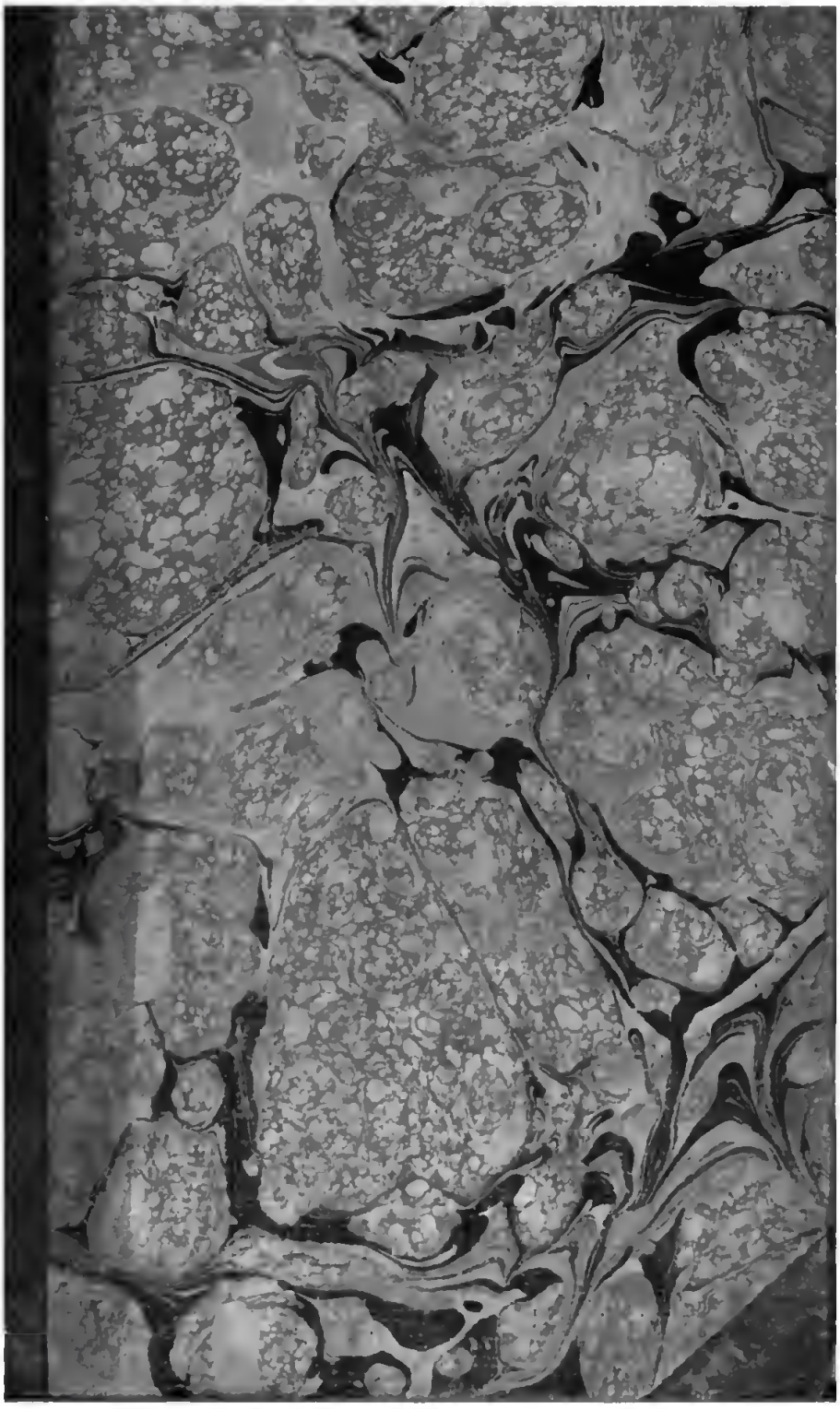
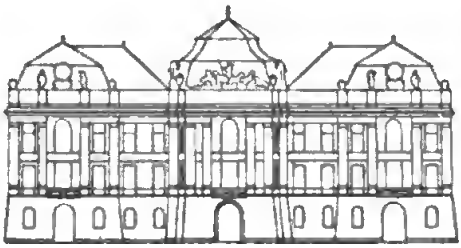
Digitized by Google

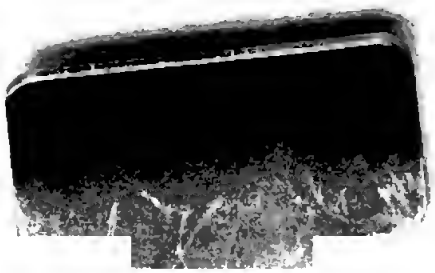


MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

6.M.35.2 Vol.



6. M. 35.
4 Hfte in 2 Bdn.

Wahnsinn I Th

Blas. Höfel. SC.

Biographien

der

Wahnsinnigen.

Von

Christ. Heinr. Spieß.

Erstes Bändchen.

Leipzig.
1810.

6. M. 35
1-2

K. K. HOFBIBLIOTHEK

Katharine P***rin.

Heiter ging am Abende des letzten Aprills die Sonne unter, rein und glänzend stieg sie am folgenden Morgen über die Gebirge empor, und verkündigte mit freundlichem Blicke der erwachenden Erde, daß mit ihr der junge, blumenreiche May nahe. Ihre Strahlen weckten mich; ich erstieg froh und munter die hohen Gebirge, welche von allen Seiten die Böhmische Bergstadt Ellbogen umfassen, in ihrem engen Schooße zwar väterlich für Sturm und Wetter schützen, aber auch nur karg und sparsam auf ihrem magern Rücken ernähren. Schon lange hatte ich nicht frey geathmet; der mehr als launige, oft heimtückische April hatte mich zwar oft mit lachendem Blicke zum Spatziergange geladen, aber auch selten ungeneckt wieder heim ziehen lassen. Immer jagte mich sein kalter Freund, der böse Nordwind, vom Berge herab, oft überraschte er mich mit einem schnellen Regenschauer, wenn ich im Thale gelagert, mich allzu tief im Anschauen des blühenden Gänseblümchens verlor, oder gelockt vom

duftenden Veilchengeruch, unter den Felsen umher kroch.

Seine Macht hatte nun geendet, ich wollte die sanfte Regierung seines jungen Nachfolgers vollkommen genießen, erstieg glücklich den hohen Galgenberg, und stand jetzt angelehnt an seiner höchsten Spitze. Die Aussicht, welche er von da aus gewährt, ist reitzend und schön, ich hatte sie schon im Zirkel meiner Freunde, oft auch allein genossen, immer fand mein Auge neue Gegenstände, immer kehrte ich belohnt zurück. Heute hoffte ich, nach so langer Zeit, mich wieder an diesem Anblicke zu laben, aber meine gereitzte Erwartung wurde — nach dem gewöhnlichen Looſe der Sterblichen — ganz vereitelt. Dicker, undurchdringlicher Nebel füllte alle die reitzenden Thäler, welche man von hier aus sonst überblicken konnte, er deckte die kleinen Silberbäche, welche sich so angenehm unter Fichten und Tannen von Bergen herab nach dem Eger-Flusse schlängeln, er verbarg die romantischen Hütten und Scheunen, mit welchen die benachbarten Berge und Thäler überſäet sind, er verhinderte mich, zuzusehen: wie die Eger im langsamen, schleichenden Gange den Nahmen der Stadt, einen Ellbogen, bildet, und endlich verdrießlich über den allzu langen Aufenthalt im schnellen, eilenden Laufe links in's Felsenthal hinab rauscht. Nur die Rücken der höchsten Berge hoben sich aus dem Nebelmeere empor, mein Auge irrte darin umher, und konnte selten einen Ruhepunct finden, weil der neidische Nebel sie mir,

indeß er sich höher hob, immer wieder raubte. Die Sonne kämpfte mit ihm, ich beschloß, dem Kampfe zuzusehen, und, würde die Sonne Sieger, ihr Siegesfest feyern zu helfen. Gehüllt in meinen Mantel, gelagert am Boden, beschützt von einem Felsenstücke harrte ich geduldig des Ausgangs. Es war alles still und öde um mich her, nur das Weibchen eines Emmerlings baute im nahen Wachholderstrauche sein Nest, und zwitscherte fröhlich, wenn ihm der geliebte Gatte eine kleine Feder im Schnabel herbeytrug. Jetzt hoben sich in der weiten Ferne aus dem Nebelmeere die Thürme der Marie-Kulmer-Kirche empor, bald sah ich auch ihre Fenster, sie glänzten, von der Sonne beleuchtet, gleich Spiegeln und blendeten mein Auge, es sank hinab in den dunkeln Wald, der sie umgibt, und dessen Spitzen nun auch sichtbar wurden. Ich erinnerte mich der großen Räuberhöhle, auf welcher diese Kirche erbaut ward, meine Einbildungskraft regte sich, ich sah die Räuber, mit Beute beladen, heim ziehen, sie führten gefesselte Jungfrauen in ihrer Mitte, ermordeten sie erbärmlich, und stürzten ihre Leichname in tiefe Bergschachten. Ich schauderte! — Mein Auge eilte weg von dieser Schreckensscene, und blieb an der alten Feste hangen, welche jetzt noch in Ellbogens Ringmauern steht, und einst von den mächtigen Markgrafen von Wohburg erbaut wurde. Kein Fenster blendete hier meinen Blick, ich konnte ungehindert in diesen Ruinen umher wandeln, ungehindert überlegen: wie einst drey Brüder dieses

mächtigen Stammes in den wenigen Gemächern Raum fanden, und doch oft alle Edeln rings umher fürstlich bewirtheten. Meine Einbildungskraft riß mich abermahls mit sich fort, ich war mit ihrer Hülfe eben der Minnesänger der schönen Markgrässinn Johanna geworden, sang eben, auf der Harfe spielend, ihr Lob, als mein Auge unten an der Feste ein kleines Fensterlein gewahrte, das dem Gefängnisse, in welchem einst Popel Lobkowitz blutete, sparsames Licht gab. Meine Harfe schwieg, ich gedachte des schrecklichen Hussiten-Krieges, ich sah rauben, plündern, morden; ich zitterte, mein gesenktes Auge starrte am Boden, und weigerte sich, ferner umher zu blicken. Viele kleine Hügel, die in Grabesgestalt zu meinen Füßen umher lagen, beschäftigten es bald auf's neue, der Gedanke des Todes ward in meiner Seele rege. Wenn auch dein Körper einst ruhen und schlafen wird, dachte sie jetzt, und leitete die Augen nach jenen unermeßlichen Gefilden empor, in welchen sie einst zu wohnen hoffte! Ich saß lange traurig und denkend, ich wollte mich zerstreuen, blickte rechts, und die Ruinen des nahen Galgens, den Kaiser Josephs Geboth, gleich allen seinen Mitbrüdern, zerstört hatte, lagen vor mir. Schnell durchbebte der Gedanke mein Herz, daß diese Hügel wahrscheinlich die Gräber wären, in welchen die Opfer der Gerechtigkeit, die ihr an dieser Stätte gebracht wurden, ruhten. O ihr Armen! dachte ich jetzt, euch ist wohl; aber weh, weh war euch's gewiß damahls,

als ihr, umgeben von der gaffenden Menge, euren Todeskampf kämpftet; zum letzten Mahle in der weiten Natur umher blicktet, und dann hingeschleppt wurdet, um unter der Hand des Henkers euer Leben zu enden! Vielleicht blutete manchmahl die verfolgte Unschuld an dieser Stätte! Vielleicht flehte sie hier oft vergebens um Rettung und Hülfe, und starb verzweifelnd! — — Kalter Schauer ergriff mich, ich sprang auf, und wandelte unter den Gräbern umher. Ich ging an den langen und großen Hügeln kalt vorüber, weil mein Gefühl hier die Ruhestätte der Räuber und Mörder vermuthete, ich weilte geführt an den kürzern und kleinern, weil ich muthmaßte, daß hier diejenigen schliefen, welche das Schwert gerichtet hatte. Der Gedanke, daß unter diesen sich auch Kindermörderinnen befänden, ergriff mein Herz, und engte es mächtig. Ich sah die schuldlose Dirne unbefleckt und rein im einsamen Thale lustwandeln, ihr Verführer, ein abgefeimter Wollüstling, schlich hinter ihr her, rührte ihr offnes Herz, raubte ihre Unschuld, und eilte frohlockend von dannen. Meine Einbildungskraft überhüpfte einen Zeitraum von neun Monden, ich erblickte die nähmliche Dirne wieder in ihrer Schlafkammer; starr und verzweiflungsvoll umher blickend, saß sie einsam auf ihrem Bette, sie rang ihre Hände, sie flehte zu Gott um Rettung aus der Schande, die ihr unwiderruflich drohte. Sie hatte ihren Zustand vor Aller Augen bis jetzt verborgen, noch am Abende legte der alte Vater seg-

nend seine Hand auf ihr Haupt, und nannte sie die Hoffnung seiner alten Tage. Am Morgen sollte er erfahren, daß sein einziges Kind zur Hure geworden sey! Dieser Gedanke allein war ihr mehr als Hölle! Sie duldete die Schmerzen der Geburt im Stillen; als sie aber gebar, und ihr Schmerzenskind weinend die Schande der Mutter zu verkündigen begann, da ergriff es die Unglückliche im Gefühle der innigsten Scham, und erstickte es im Bette. Die That ward bald entdeckt, und sie blutete hier unter dem Schwerte des Henkers! Allmächtiger, richte du: ob er, der Verführer, der Meineidige, welcher ihre Ehre so boßhaft vernichtete, und raubte, was er nicht wieder geben konnte, nicht auch Theil hatte an der blutigen That, nicht hier zu bluten verdiente?

Eben wollte ich noch mehrere Fälle durchgehen, welche oft den rechtschaffenen Mann zu kleinen Verbrechen verleiten, zu größern zwingen, und wahrlich unverdient zum Hochgerichte führen, als ein melodischer Gesang, welcher aus dem nahen Thale herauf erscholl, meine Aufmerksamkeit weckte. Der dicke Nebel hinderte mein Auge, nach den Sängern umher zu spähen, ich horchte von neuem, und hörte nun deutlich, daß der Gesang sich immer nähere. Es waren zwey weibliche Stimmen, ein reiner Discant, begleitet von einem sehr wohlklingenden Alte. Sie sangen ausdrucksvoll und mit einem Gefühle von Andacht, welches sich nicht beschreiben läßt; da ich oft den Nahmen der Mutter Gottes in diesem

Liede nennen hörte; so schloß ich, daß es fromme Pilgerinnen wären, welche nach irgend einer Kirche wallfahrteten. Der angenehme Ton lockte mich mächtig, ich wollte eben folgen, als ich die beyden Sängerinnen gerade auf mich zu kommen sah, sie sangen noch immer, ich wollte sie nicht stören und trat abseits. Der Nebel umfloß sie nicht mehr, die Strahlen der Sonne beleuchteten sie hell. Voran ging im langsamen, feyerlichen Gange ein junges, hübsches Mädchen. Ihr großes, schwarzes Auge starrte gen Himmel, ihre Hände waren zu ihm empor gefaltet, in ihrem Gesichte glühte feurige Andacht, die mir an Schwärmerey zu gränzen schien, weil sich oft die sanften Züge ihres so schönen Gesichtes unregelmäßig verzogen. Ihr folgte ein kleines Mütterchen, das vom Alter tief gebückt war, es strickte fleißig an einem Strumpfe, und schien ohne besondere Theilnahme mit zu singen. Das Mädchen stand jetzt mitten unter den Grabhügeln, sein Gefühl erhob sich, seine Andacht verdoppelte sich, sie schwieg gedrängt von innerer Empfindung stille, ihre Lippen bebeten, endlich begann sie den Gesang von neuem. Da sie ihn drey Mahl wiederhohlte, so gewann ich Zeit, das ganze Lied in meine Schreibtafel zu schreiben. Es sind seit dieser Zeit viele Jahre verflossen; aber wenn ich mich dieses Lieds erinnere, so tönt es noch immer melodisch in meinem Ohre. Man denke sich ein schönes Mädchen, das im größten Gefühle der Andacht, mit festem Glauben an sichere Erhörung,

auf der höchſten Zinne eines Berges ſteht, ſeine Hände zum Himmel empor hebt, und mit einem Ausdrucke, der ſich nicht beſchreiben läßt, ſchön und melodiſch ſingt, dann nur kann man die Empfindungen meſſen, die es in mir erregte. Das Lied hat gar keine poetiſchen Schönheiten, iſt voll Fehler, aber es iſt mir heilig geworden, ich mag, ich wills nicht ändern, ich ſchreibe es wörtlich ab, ich füge die harmoniſche Melodie bey, und erwarte den Eindruck, welchen es, geſungen von einem ſchönen Munde, auf meine Leſer machen wird:

Sey gegrüßt viel tauſend Mahl!
Sey gegrüßt! o Jungfrau rein!
Du wirkſt Wunder ohne Zahl,
Du erhöreſt Groß und Klein!
Darum rufe ich zu dir:
Mutter Gottes! Ach, hilf mir!

Hier lieg' ich zu deinen Füßen,
Mutter Jeſu, hör mich an!
Ich will meine Sünden büßen,
Die ich jemahls hab' gethan!
Darum rufe ich zu dir:
Mutter Gottes! Ach, hilf mir!

Wann einſt kommt mein Lebensende,
Und das matte Herz ſchon bricht,
Dann, o Mutter, zu mir wende
Dein liebreiches Angeſicht!

Darum rufe ich zu dir:
Mutter Gottes! Ach, hilf mir!

Als dieſes drey Mahl wiederhohlte Lied geendigt war, kniete das Mädchen nieder, es bethete aufs neue inbrünſtig, und warf ſich endlich ganz auf die Erde. Die Alte lagerte ſich unfern davon auf einen Stein, ſtrickte emſig fort, und harrte ruhig des Endes. Mehr als eine Viertelſtunde herrſchte tiefe Stille um uns her, ich wagte es nicht, das Mädchen in ſeiner Andacht zu ſtören, und blieb unverrückt auf meinem Platze ſtehen. Endlich erhob ſich die Bethende, ihr feuriges, aber Freude verkündigendes Auge ſuchte die Alte. Mutter, liebe Mutter, ſprach ſie im feſten, zuverſichtlichen Tone, ich habe die Seele des Mörders, der unter mir ruht, erlöſt, eben iſt er mir erſchienen, und hat ſich freundlich bedankt.

Die Mutter (ohne im Stricken inne zu halten.) Nun! nun! Iſt ſchon recht!

Die Tochter. Jetzt will ich nur noch dieſen hier (indem ſie mit dem Finger auf ein Grab zeigte) erlöſen, und dann gehen wir heim!

Die Mutter. Aber es iſt ſchon hoch am Tage!

Die Tochter. Er ſeufzte ſo erbärmlich. Hört nur, hört! Wie er ſtöhnt! Ich muß mich ja ſeiner erbarmen, damit mir dort auch einſt Vergebung werde.

Die Mutter (im kalten Tone.) Mach's

nur nicht zu lange, sonst vergeht der ganze Vormittag. Du weißt, daß wir kein Brot haben; wenn du nicht fleißig spinnst, so kann ich dir auch keins geben.

Die Tochter. Ich will hernach recht fleißig seyn, wills gewiß wieder einbringen, aber (mit schmerzhaftem Gefühle) jetzt muß ich ja bethen.

Sie ging einige Schritte weiter, warf sich auf ein anderes Grab, und bethete von neuem. Das sonderbare Gespräch hatte meine Neugierde sehr gereitzt, ich schlich leise zur Mutter hinab, die mich freundlich grüßte.

Ich. Ist dieß Mädchen eure Tochter?

Die Alte. Ja, lieber Herr, ja! (Sie seufzte tief.)

Ich. Warum seufzt ihr?

Die Alte. Hab's wohl Ursache! Bin eine unglückliche Mutter! Erzog ein Kind, das mich einst ernähren sollte, und kann's nun nicht hoffen.

Ich. Ein so andächtiges Kind wird gewiß willig für seine alte Mutter arbeiten.

Die Alte. Ach Herr! Sie war fromm und arbeitsam, sie würde es noch seyn, wenn sie nicht ihren Verstand verloren hätte!

Ich (mit einem Seitenblicke nach der Bethenden.) Ist sie wahnsinnig?

Die Alte. Ja, leider! Schon seit einigen Jahren. Sonst arbeitete sie vom frühen Morgen bis ins die späte Nacht, jetzt nur, wenn's ihr einfällt.

Ich. Und was thut sie sonst?

Die Alte. Bethen, nichts als Bethen! Oft, wenn sie am Spinnrade sitzt, und ich mir eben denke, daß sich Gott ihrer erbarmt, ihre Leiden gelindert hat, springt sie auf, wirft sich auf die Knie, und hat Erscheinungen, die sie den ganzen Tag an der Arbeit hindern. Dann muß ich immer auch weinen, und komme mit meiner Strickerey schlecht vorwärts. Gott! was wird am Ende noch aus uns werden, wenn mich endlich der Kummer auch auf's Lager wirft, und wir gar nichts mehr verdienen können! Es mag viele unglückliche Mütter auf der Welt geben, aber eine Mutter, die ein wahnsinniges Kind hat, ist gewiß die unglücklichste unter allen.

Ich. Glaubt's nicht, gute Frau, glaubt's nicht! Waren die Mütter derjenigen Kinder, welche hier ruhen, nicht noch unglücklicher?

Die Alte. Ach Gott, ja wohl! Wenn ich mir dieser Leiden denke, da wird mir angst und bange: Drum hindere ich's auch nicht, wenn meine Tochter hieher bethen geht. Sie hat zwar ihren Verstand verloren, aber bethen kann sie Trotz einem Pfarrer; da denke ich mir denn, Gott müsse so inbrünstiges Gebeth auch hören, er hört ja das Lallen der Kinder, die eben so unvernünftig wie sie sind.

Ich. Kommt sie oft hierher bethen?

Die Alte. Alle Freytage! Wenn's schlimmes Wetter macht, und ich nicht mit ihr, sie auch nicht allein gehen lassen will, so weint sie unauf-

hörlich, und arbeitet den ganzen Tag nichts. Oft macht sie mir so bittere Vorwürfe darüber, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, und ihren Willen erfülle, weil für die armen Verlassenen ohnehin wenige bethen, und sie ihrer großen Sünden wegen doch alle im Fegfeuer schmachten müssen. Zwar, wenn's wahr ist, was meine Tochter sagt, so sind sie schon längst alle erlöst, aber wer kann's wissen; sie mag daher bethen, so lange sie will.

Ich. Durch welchen Zufall ist sie denn wahnsinnig geworden?

Die Alte. Es kamen allerhand Umstände zusammen. Anfangs war sie nur traurig und tiefsinnig, hernach fing sie an irre zu reden, und so blieb's! (Zu ihrer Tochter, welche sich eben aufrichtete.) Käthe! Käthe! Wollen wir nicht nach Hause gehen?

Käthchen. Ja, liebe Mutter, ja! (Sie kam zu uns herab, schien aber noch immer zu bethen.)

Die Alte (zu ihr.) Siehst du nicht, daß ein fremder Herr hier steht? (Sie grüßte mich freundlich.) Du bist sehr erhitzt! (Ihr den Schweiß abwischend.) Ruhe ein wenig aus, dann wollen wir wieder gehen.

Käthchen (mit zufriedener Miene.) Ich habe recht fleißig gebethet.

Die Alte. Daran fehlt's nie, wenn du nur auch arbeiten wolltest.

Das arme, gute Käthchen schien diesen Vorwurf nicht zu hören, sie genoß mit zufriedener Miene

die Früchte ihres Gebethes im Stillen, und ſetzte ſich ruhig der Mutter zur Seite. Ich hatte jetzt volle Gelegenheit, ſie genau zu betrachten. Ihr Geſicht war wirklich ſchön, ihre wohlgeformte Habichtsnaſe, ihr kleiner Mund, das große, ſchmachtende Auge erhob es weit über das Alltägliche! Wenn ſie ſtille vor ſich hinblickte, da glich ſie ganz einer Madonna, der eben ein Engel den Gruß des Herrn bringt; wenn ſich aber ihr Auge hob, und ſchüchtern umher blickte, da verrieth ein gewiſſes Etwas, das ſich nicht beſchreiben läßt, ihre innere Zerrüttung. Ich würde ſie noch lange ſtilleſchweigend angeſtaunt haben, wenn ihr umher irrendes Auge mich nicht gefaßt, und auf's neue freundlich gegrüßt hätte.

Ich. Wie geht dir's, liebes Käthchen?

Käthchen (freundlich und ſehr geſchwätzig.) Gott ſey Dank, recht gut! Es beſſert ſich täglich, ich habe Hoffnung, meine Vernunft wieder zu erhalten, wenn ich dieſe einmahl ganz beſitze, dann will ich recht fleißig arbeiten, und meine arme Mutter bis in den Tod redlich ernähren.

Die Alte. Das gebe der liebe Gott!

Ich. Willſt du denn jetzt nicht auch arbeiten?

Käthchen. O freylich, ich arbeite immer, wenn ich nicht bethe! Aber bethen muß ich oft und viel, ſonſt kann ich nicht beſtehen! (Mit zufriedenem Tone.) Ich habe heute ſchon zwey arme Seelen erlöſt! (Sehr geſchwätzig.) Sehen Sie, ich will's Ihnen wohl erzählen, wie es mir eigentlich gekommen

ist. Es war am heiligen Abende, die Mutter hatte einen Butterwecken gebacken, ich weifte mein Garn ab, und der Butterwecken stand auf dem Tische, da kam mein Bruder von der Wanderschaft heim. Es war in der Stube schon dunkel, ich konnte ihn nicht gleich erkennen, aber wie ich ihn erkannte, da hatte ich große, große Freude — — Mutter, sprecht selbst, ob ich mich nicht recht freute, ob ich ihn nicht herzlich küßte?

Die Alte. Ja, ich muß es selbst bezeugen.

Käthchen. Und doch hat er mich neulich recht erbärmlich gepeitscht.

Die Alte. Weil du nicht folgen, nicht arbeiten wolltest.

Käthchen (nachdenkend.) Wo bin ich denn geblieben?

Die Alte. Schweig nur, schweig! (Zu mir.) Sie wird mit ihrer Erzählung nie fertig, mischt alles unter einander und verdirbt nur die Zeit, die uns zur Arbeit so nothwendig ist.

Ich. Ich will sie euch reichlich lohnen, aber erlaubt, daß sie weiter erzählen darf.

Die Alte. Nun so erzähl, Käthe, erzähl, wenn's der Herr schon so haben will.

Käthchen. So helft mir nur, Mutter! Ja, ja, ich weiß schon alles selbst! Du brauchst das Häuschen nicht, sagte der Bruder, für dich wird sich keine Heirath finden, gib mir's, ich kann's besser brauchen! — (Vor sich hinstaunend.) Ach, er war so schön! weiß wie Milch, und roth wie Blut! Er liebte mich

recht herzlich, und wollte mich heirathen, und mit mir in meinem Häuschen wohnen; hernach desertirte er, und da gab ich dem Bruder das Häuschen, und hernach — — hernach (mit schauderhaftem Gefühle) haben sie ihn erschossen und unter den Galgen begraben, und — — dann! Ach dann mußte ich immer, immer für ihn bethen! — — Wie ich in die Kirche kam, da stand er am Altare und las die Messe; aber er war's nicht, nein, er war's nicht! Auf der Kanzel stand er auch einmahl, aber er war's nicht, nein, er war's nicht! — — Ach, wenn ich ihn nur erlöset hätte! Ich muß bethen, ich muß für ihn bethen! Nein, er war's nicht, er war's nicht! (Leise.) Sie haben ihn erschossen, und unter den Galgen begraben.

Sie bethete jetzt stille für sich, ich wollte sie nicht stören, nicht neue Gefühle des Schmerzens in ihr wecken, und doch hatten die Bruchstücke ihrer Geschichte mein Herz sehr gerührt, es wünschte sie ganz zu wissen, um vollkommen Antheil daran nehmen zu können. Ich wagte es, die Mutter auf's neue zu bitten, und fand sie bereitwillig, mir alles zu erzählen. Mein seliger Gatte, sprach sie, war ein ehrlicher und rechtschaffener Mann, er wirkte Strümpfe, und ernährte mich und seine zwey Kinder redlich. Der Sohn lernte das nähmliche Handwerk, und ging hernach in die Fremde; da er den Vater schon viel gekostet hatte, sich selbst zu ernähren im Stande war, so wollte er der Tochter doch auch etwas hinterlassen, und vermachte ihr in sei-

nem letzten Willen das Häuschen, welches er mit sauerm Schweiße erworben und erkauft hatte. Wenn Sie zum Thore hinein gehen, so können Sie das Häuschen, rechts am Thurme angebaut, stehen sehen, es ist klein, sehr klein, aber mein Gottseliger meinte, daß um des Häuschen willen sich doch vielleicht ein junger Handwerksmann finden würde, der das Mädel heirathen, und mich mit ihr bis an meinen Tod ernähren würde. Er starb, wir weinten beyde lange um ihn, und nährten uns mit unserer Hände Arbeit. Unter der Zeit ward Friede mit den Preußen, die Soldaten kehrten zurück, mit ihnen kam auch ein junger Ausländer an, welcher das Strumpfwirkerhandwerk gelernt hatte, und durch Zufall mit meiner Tochter bekannt wurde. Wenn ich dann und wann in die Kirche ging, und früher nach Hause kam, so traf ich ihn immer bey ihr. Da er sich selbst gegen mich erklärte, daß er redliche Absichten auf's Mädchen habe, daß seine Capitulation bald zu Ende gehe, und er sich dann hier ansässig machen wolle; so konnte ich im Grunde gegen diesen Umgang nichts einwenden, aber er war mir doch auch nicht angenehm, weil ein Mädchen dadurch so leicht bey allen jungen Leuten verschrien wird, und, wenn der Soldat nicht redlich denkt, am Ende sitzen bleibt. Es war übrigens ein lieber, stiller Mensch, der sich nach dem Zeugnisse aller, die ich darum befragte, gut und ehrbar aufgeführt hatte. Wenn sie ihren Verstand hätte, und aufrichtig reden wollte, so müßte sie's selbst gestehen, daß ich

ihr alles, was aus dieſem Umgange Uebles entſtehen könne, mütterlich vorgeſtellt habe; aber ſie war dazumahl ein leichtes, flüchtiges Ding, ließ meine Ermahnung zu einem Ohr hinein, zum andern hinaus gehen, und ſaß immer wieder mit ihrem Soldaten auf der Ofenbank, wenn ich früher als gewöhnlich heimkam. Bald hernach kam mein Sohn aus der Fremde zurück, er hatte ſich in ſeinem Handwerke freylich manche Kenntniß, aber kein Geld geſammelt, er hoffte ſich jetzt zu Hauſe beſſer zu ernähren, und hörte mit Wehmuth, daß ſein verſtorbener Vater der Schweſter das Häuschen vermacht hatte, worauf ſeine größte Hoffnung gegründet war. Beyde waren meine Kinder, ich wünſchte von ganzem Herzen, beyde glücklich zu ſehen, da aber der Sohn jetzt am erſten Hülfe bedurfte, ſo läugne ich's nicht, daß ich oft ſelbſt der Tochter zuredete, ſie möchte ihm das Häuschen abtreten. Er konnte in dieſem Falle ſogleich ſein Handwerk treiben, ſich wahrſcheinlich bald glücklich verheirathen, und mir Unterhalt auf meine alten Tage ſichern. Anfangs wollte ſie von dieſem Vorſchlage gar nichts hören, berief ſich immer auf's väterliche Teſtament, und verſicherte mich, daß ihr Soldat eben ſo gute Strümpfe wirken, und mich auch ernähren könne. Als aber kurz nachher die Garniſon verwechſelt wurde, und ihr Geliebter nach der Hauptſtadt zu liegen kam, auch, ungeachtet ſeines Verſprechens, nichts von ſich hören ließ, da ward ſie ungewöhnlich traurig und ſtille, arbeitete zwar immer, aber nicht

mehr so fleißig, und verdiente kaum dasjenige, was sie selbst zu ihrer Nahrung brauchte. Ich machte ihr darüber Vorwürfe, bewies ihr deutlich, daß man sich auf's Versprechen der jungen Soldaten nicht verlassen könne, und rieth ihr mütterlich, sich in ihr Schicksal zu fügen, und denjenigen zu vergessen, der ganz gewiß ihrer schon längst vergessen habe. Sie versprach Folge zu leisten, weinte aber immer noch im Stillen, und weigerte sich hartnäckig, dem Bruder das Häuschen abzutreten, der es, da sich eben eine Heirath für ihn fand, höchst nöthig brauchte. Man sah aus dieser Weigerung deutlich, daß sie immer noch auf die Zurückkunft ihres Soldaten hoffte; da diese aber nie erfolgte, so war mir's lieb und angenehm, wenn ihr der Bruder oft die Unmöglichkeit zu beweisen suchte. Am Ostern vor drey Jahren kam er mit der Nachricht heim, daß der so lange erwartete Geliebte auf's neue capitulirt hätte, und kurz nachher, vielleicht aus Reue, mit vielen andern desertirt sey. Er gab vor, daß er diese Nachricht aus dem Munde eines Fuhrmanns gehört habe, welcher eben in der Hauptstadt war, als der Unglückliche wieder zurück gebracht, und in's Stockhaus geführt wurde. Meine Tochter hörte diese traurige Nachricht mit Entsetzen, sie sprach kein Wort, weinte aber die ganze Nacht bitterlich, und erregte durch ihr Schluchzen mein Mitleid. Ich hielt gleich Anfangs die ganze Erzählung meines Sohnes für Erdichtung, und sprach am Morgen deßwegen hart mit ihm, weil er mir und seiner

Schweſter ſo unverdiente Kränkung mache; aber er behauptete ſeine Ausſage, und führte kurz darauf den Fuhrmann ſelbſt in unſere Stube, der alles beſtätigte, und noch hinzu fügte, daß der Entflohene wohl ſchwerlich mit dem Leben davon kommen würde, weil er ſich bey ſeiner Gefangennehmung widerſetzt, und einige Bauern ſchwer verwundet habe. Käthchen hatte ſich eben an ihren Spinnrocken geſetzt, als er dieß erzählte; wie ich den Mann hinaus begleitete, und in geheim noch ein Mahl nach ſicherer Nachricht forſchen wollte, hörte ich in der Stube einen Fall, ich ſprang hinein, und meine Tochter lag ohnmächtig am Boden. Sie muß durch dieſen unglücklichen Fall ſich etwas im Gehirne verletzt haben, denn von dieſer Zeit an war's nicht mehr richtig mit ihr. Ich ſchleppte ſie auf's Bett, ſie ſprach ſogleich irre, ſah mich für den Soldaten an, und nahm ſo rührend von mir Abſchied, daß ich ſelbſt mit weinen mußte. Am Mittage bewegte ich ſie doch, ſich mit uns zu Tiſche zu ſetzen, ihr Bruder lenkte das Geſpräch auf's Häuschen, und ſie war ſogleich willig, es ihm abzutreten. Ich muß noch weinen, wenn ich daran denke: Gott ſchenke dir die Freuden, ſagte ſie zu ihm, die ich in dieſem Häuschen zu genießen hoffte, und du wirſt gewiß recht glücklich und zufrieden darin leben. Sie arbeitete die folgenden Tage nicht, und brachte ſie meiſtens in der Kirche bethend zu, ich war mit der nahen Hochzeit meines Sohnes beſchäftigt, und konnte ſie nicht immer beobachten. Am Abende vor die-

ser vermißte ich sie erst spät, suchte sie in allen Häusern vergebens, und mußte die Nacht hindurch trostlos um sie jammern. Früh, als der Tag graute, ging ich wieder nach ihr umher. Gott weiß, wie mir dazumahl zu Muthe war, ich beweinte sie schon als todt, und suchte ihren Leichnam an der Eger. Einige Kinder versicherten mich, daß sie solche am spåten Abende auf dem Galgenberge gesehen hätten, ich eilte dahin, und fand sie mitten unter den Gråbern auf der Erde liegend, sie war mehr todt als lebendig, ihre rothen Augen bewiesen deutlich, daß sie die ganze Nacht geweint hatte. Sie kannte mich nicht, sprach ganz irre, und behauptete, daß man ihren Geliebten erschossen, und unter den Galgen begraben habe. Möglich und wahrscheinlich ist, daß ihr vielleicht irgend ein loser Bube diese Nachricht, welche sich nie bestätigte, erzählt hatte, denn wenn ich sie eines andern überreden wollte, so sagte sie immer: Er hat mir's ja erzählt! Er hat's beschworen! Ich brachte sie nur mit Mühe heim, ich mußte sie bald hernach zu einer Verwandten führen, weil sie die Hochzeitmusik nicht hören konnte, und darüber ganz rasend wurde. Von dieser Zeit an ist's mit ihr so, wie Sie solche jetzt sehen, geblieben, bald schlimmer, bald auch etwas besser. Manchmahl arbeitet sie einige Tage anhaltend und fleißig, manche Woche auch gar nichts, und da geht mir's sehr hart, weil ich nicht so viel verdienen kann, als wir zu unserem nothwendigen Unterhalte brauchen.

Ich. Ernährt ſie und euch denn nicht der Bruder, es iſt ja ſeine Schuldigkeit?

Die Alte. Lieber Gott, wo ſoll er's hernehmen, wenn er's auch thun wollte. Das Handwerk geht jetzt ſehr ſchlecht, er hat vollauf zu ſtreiten, um ſein Weib und ſeine zwey kleinen Kinder zu ernähren, er kann uns mit nichts unterſtützen. Bekäme ich nicht als eine arme Bürgersfrau alle Wochen einige Groſchen aus dem Spitale, ſo müßten wir oft hungrig ſchlafen gehen.

Ich. Aber die Aermſte klagte vorhin, daß er ſie unbarmherzig peitſchte; dieß ſollte er doch nicht thun, und ihr eben ſo wenig zulaſſen.

Die Alte. Es thut dem mütterlichen Herzen ſehr weh, wenn es zu dieſem letzten Mittel ſchreiten muß. Aber, lieber Herr, Hunger thut auch weh! Wenn ſie ſo eine ganze Woche im Bette liegt, oder umher ſchlendert, ſtärker als mancher Holzhauer ißt, und doch nichts arbeiten will, da reißt endlich die Geduld. Sie fragt nicht: Mutter! wo nehmt ihr's Brot her? Wie könnt ihr's verdienen? Sie fordert ihr richtiges Eſſen, und zankt wohl noch obendrein mir mir, wenn ich's aus Noth knapp zurichte. Ich dulde lange, aber wenn ich gar keine Hülfe mehr ſehe, dann muß ich zur Schärfe ſchreiten. —

Ich ſchwieg lange, ich konnte nicht mehr fragen, das unverdiente Leiden der Unglücklichen preßte mein Herz zu ſtark. Ich verſetzte mich in ihren Zuſtand, dachte mir ihre Lage und fühlte ſie ſchrecklich. Ewig von ſchwarzen Bildern und Träumen,

die ihre überspannte Einbildungskraft sich täglich neu schafft, gequält und gemartert, überall von dem blutenden Geliebten ihres Herzens begleitet, immer mit seiner schrecklichen Erscheinung geängstigt, stets Trost suchend, und ihn selbst im Tempel des Ewigen nicht findend! Gepeitscht von einem Bruder, dem sie alles, was sie besaß, freywillig opferte! O es muß ein schreckliches Gefühl seyn! Es kann kein unglücklicheres Geschöpf auf dieser Welt umher wallen! Ich blickte nach ihr hin, sie saß ruhig und sorglos da, schien von allem, was ihre Mutter erzählt hatte, nicht das Geringste gehört zu haben, sie bethete noch immer, wenigstens verriethen es ihre Lippen, die sich unaufhörlich bewegten, indeß ihr Auge in die ferne Gegend starrte, und oft freundlich lächelte.

Ich (heimlich zur Mutter.) Hat sich denn der Tod ihres Geliebten bestätigt?

Die Alte. Ach leider nein! Ich erfuhr's nachher später, daß er weder auf's neue capitulirt habe, noch auch desertirt sey. Es kamen sogar einige Briefe auf der Post an meine Tochter, ich konnte sie vor Jammer nicht lesen, er versprach ihr, wie mir andere sagten, noch immer's Heirathen. Ich ließ ihm den Zustand meines Kindes berichten; seit der Zeit haben wir keine Nachricht mehr von ihm erhalten.

Ich. Großer Gott, das war zu hart! Man raubte ihr also ihr Häuschen mit List: und mit diesem auch ihren Verstand.

Die Alte (weinend.) Ich habe keinen Theil an der That, ich darf sie einst auch nicht verantworten. War's Betrug, so ward ich mit ihr betrogen.

Ich. Habt Ihr sie denn nicht von dem Leben ihres Liebhabers unterrichtet? Ihr nicht seine Briefe gezeigt?

Die Alte. Wir thaten's, aber es wurde schlimmer mit ihr. Sie glaubte es nicht, und hatte nachher öftere Erscheinungen, die sie oft bis zur Raserey brachten. —

Käthchen (aufstehend.) Kommt Mutter, wir wollen nach Hause gehen, wir haben kein Brot, ich muß arbeiten! (Mit vieler Freude.) Ach, ich werde heute recht fleißig seyn, denn ich war so glücklich, zwey arme Seelen zu erlösen! (Mit Wehmuth.) Wenn ich ihn nur auch erlösen könnte! Es wird mir doch noch gelingen, die Mutter Gottes hat es mir schon oft versprochen! Wenn ich nur mit dem rechten Fuß in die Kirche treten könnte, aber so sehr ich mich auch bemühe, so kommt der linke immer voraus, und dann ist's vorbey! Ich muß nur recht fleißig bethen, dann wird's schon gehen, dann kann ich und er noch recht glücklich werden.

Sie ging nun bergabwärts, faltete ihre Hände, machte einige Schritte, und blieb dann immer gen Himmel blickend stehen. Die Mutter folgte, ich ging mit dieser, und erfuhr von der gutherzigen Alten noch manchen Umstand, der mir merkwürdig dünkte. Käthchen verabscheut den Tanz und kann

keine Musik hören; wenn eine Hochzeit vor ihrem Fenster vorüber zieht, so verkriecht sie sich in ihr Bett, das sie dann selten an diesem Tage wieder verläßt; wenn aber eine Leiche zum Thor hinaus getragen wird, so hindert sie nichts, ihr zu folgen, und lange am Grabe des Verstorbenen zu bethen. Oft erscheint ihrem fantasiereichen Auge die Mutter Gottes, und verbiethet ihr, die Stube zu verlassen, dann ist nichts vermögend, sie in's Freye zu locken, wenn aber ein Soldat vorüber geht, so eilt sie, ungeachtet des Verboths, hinaus, und starrt ihm lange nach. Sie geht sehr fleißig in die Kirche, aber sie betritt nie einen Stuhl, geht mit abgemessenen Schritten immer auf und nieder, lächelt links und rechts, und bleibt oft Stunden lang vor einem Altare oder vor der Statue eines Heiligen stehen. Ihr Auge wird dann äußerst beredt, es scheint mit der Statue zu sprechen. Man kann, wie ich später selbst beobachtete, deutlich sehen, wenn ihr Herz Freude oder Leid empfindet, oft scheint sie mit sehnsuchtsvollem Blicke einer Antwort entgegen zu harren, und wenn diese ihrer Fantasie gemäß endlich erfolgt, so dankt ihr Auge mit einem Ausdrucke, der sich um so weniger beschreiben läßt, weil die übrigen Theile des Gesichts gar keinen Antheil daran zu nehmen scheinen, und bey dem Gespräche ihrer Augen ganz gleichgültig bleiben.

Ehe wir das Thor erreichten, nahm ich Abschied von Mutter und Tochter; daß ich gab, was

ich vermochte, und dann erſt ſchied, brauche ich wohl nicht weiter zu erwähnen; ich konnte, ich wollte der Unglücklichen nicht nach der Stadt folgen, meine Seele war trübe und düſter, mein Herz traurig, ich ſuchte mich im Anſchauen der ſchönen Natur zu zerſtreuen; aber es gelang nicht. Der Nebel war verſchwunden, heiter ſtand die Sonne am Himmel, ſchön blüthen die Bäume, melodiſch ſangen die Vögel, aber mein Herz blieb traurig, es haderte mit dem Unglücke, daß in ſo mancherley Geſtalten hinter dem Menſchen einher wandert, und ihn oft ſchrecklich mißhandelt. — — Wie ich wieder heimkehrte, erblickte ich das kleine Häuschen, worin Käthchen wohnte, es hing gleich einem Schwalbenneſte am Thurme, zwey kleine Gemächer füllten es ganz, und die mit Papier verklebten Fenſterſcheiben verkündigten laut die Armuth ſeiner Bewohner! Und doch war dieß elende Häuschen Schuld an Käthchens Unglücke! war Urſache, daß das Meiſterſtück der Schöpfung zerrüttet umher wandelt! O Menſchen, ſeyd nicht allzu ſtolz auf euren Verſtand. Er iſt ein armſeliges Ding, eine zerbrechliche Waare in der Hand eines Kindes, das ſie ſorglos auf den Boden fallen läßt, und auf immer zertrümmert.

Nach zehn langen Jahren führte mich mein Schickſal wieder in Ellbogens Mauern. Mein erſter Blick war auf Käthchens Häuschen gerichtet, die Anzahl der papiernen Scheiben hatte ſich in ihren Fenſtern anſehnlich vermehrt, und weisſagte größere

Armuth. Ich besuchte sie am andern Morgen; die alte Mutter lebte noch immer, sie empfing mich freundlich, aber Käthchen sah ich nicht. Eine Empfindung, die Schmerz und Freude zugleich erregt, oder wenigstens die Gränzlinie zwischen beyden bestimmt, durchzitterte mein Herz, ich wünschte sie wieder gesund zu sehen, aber ich gönnte auch eben so willig ihrem leidenden Herzen die sanfte, einzige Ruhe, wenn sich's unter der Zeit nicht mit ihr gebessert hätte. Lebt Käthchen nicht mehr? fragte ich forschend. Das traurige Gesicht der Alten, mit welchem sie ihre Hände faltete, der langsame Athemzug, mit welchem sich ein tiefer Seufzer von ihrer Brust löste, schien mir im Voraus die Gewißheit ihres Todes zu verkündigen, aber ich betrog mich dieses Mahl ganz. Ach Gott, sprach die Alte, sie lebt noch immer! Ihr Elend verbittert mir noch stets meine alten Tage, die sich, wenn Jammer und Kummer sie anders verkürzen, bald enden müssen.

Ich. Wo ist sie denn? Gewiß nicht zu Hause?

Die Alte (nach einem Winkel hinzeigend.) Da sitzt sie ja, und verzehrt eben ihr Morgenbrot! Komm her, Käthe, und bewillkomme den Herrn!

Eine schlecht gekleidete Gestalt erhob sich nun aus dem Winkel und trat näher, sie hielt in ihrer gelben Hand ein Stück schwarzes Brot, indeß ihr welkes, bleiches Gesicht daran kauete, und mich mit einem verzerrten Lächeln grüßte.

Ich. Unmöglich, das ist nicht Käthchen!

Die Alte. Ach leider ist sie's! (Im bittern

Tone.) Ja, Herr! So kann Kummer und Elend arbeiten, so kann's zernichten, was Gott selbst wohl gemacht nannte! (Mit der Hand in der Stube umher zeigend.) Sie sehen hier die Werkstätte des Jammers (auf Käthchen deutend), und dieß ist sein Meisterstück. — — Ich fand keine Worte, meine Verwunderung auszudrücken, Käthchen war vor zehn Jahren wirklich ein schönes Mädchen, jetzt war ihr Gesicht bis zur Häßlichkeit herab gesunken, nicht eine Spur der ehemahligen Schönheit war mehr vorhanden', alle die so interessirenden, anziehenden Mienen waren verschwunden, ihr Auge selbst war kleiner geworden, dicke, verzerrte Falten umhüllten es. Ihr Gesicht verkündigte nicht mehr unterdrückte Unschuld, inneres Leiden, es war jetzt das Bild der vollendeten Narrheit. Ihr Haar, das sich ehemahls in natürlichen Locken um Nacken und Schulter wiegte, war jetzt in einander gewirrt, und hob die Haube empor, die es decken sollte. Fahles Gelb hatte die blasse Röthe ihrer Wangen verdrängt, ihr Kopf hing seitwärts, selbst ihr Körper war kleiner geworden. So geht's ihr jetzt wohl schlimmer? rief ich endlich nach langem Staunen aus.

Die Alte. Schlimmer eben nicht, nur daß jetzt auch die Hoffnung zur Besserung schwindet. Sie treibt's noch immer im Alten, arbeitet nur, wenn's ihr beliebt, und bethet ohne Unterlaß. Das Andenken an ihren Liebhaber, vorzüglich aber sein eingebildetes, blutiges Ende, scheint nach und nach ganz aus ihrem Gedächtnisse zu verschwinden, sie

spricht selten mehr von ihm, und nur in allgemeinen, flüchtigen Ausdrücken; aber der Verlust ihres Häuschens liegt ihr noch gleich stark am Herzen, von diesem spricht sie oft und vielmahls. — Ich wollte noch vieles mit der Alten und Käthchen sprechen, noch manches sie fragen; aber ich war's nicht vermögend, inniges Mitleid mit ihrem jammervollen Zustande, und die gewisse Ueberzeugung, daß ich durch Fragen ihn nicht lindern könnte, trieb mich in's Freye. Ich sah und sprach sie nach der Hand oft, aber ich sah und sprach sie nie, ohne mich immer deutlicher zu überzeugen, daß der Verlust des Verstandes jeden Vorzug des menschlichen Körpers, den er vor dem Thiere hat, nach und nach zerstört, und ihn ganz bis zu diesem herab würdigt.

Käthchen träumt oft und viel, erzählt jeden ihrer Träume am Morgen wieder, aber alle diese Träume haben keine Spur des Wahnsinns, verrathen oft viele und feine Beurtheilungskraft. Dieser Umstand war mir von jeher auffallend und merkwürdig. Wenn ihr Körper ruht, ihre Sinne keines Eindrucks fähig sind, scheint ihr Geist fähig zu seyn, richtig denken und schließen zu können; aber so bald ihr Körper erwacht, sind ihre Ideen wieder ganz zerrüttet, voll des stärksten Wahnsinns! — — Sie singt ihr Lied noch immer, aber jetzt erregt's in ihrem Munde nicht mehr Bewunderung, nur Mitleid und Erbarmen.

Empfindsame Seelen, wenn ihr einst in Ellbogens romantischen Gegenden lustwandelt, so ge-

denkt des armen und nothleidenden Käthchens! Weilt bey ihrem kleinen Häuschen, laßt eurer Linken nicht wissen, was eure Rechte gibt! die alte Mutter wird's mit Danke, mit Thränen empfangen, und Gott wird's lohnen!

Joseph Carl.

Als ich vor einigen Jahren den würdigen und verdienstvollen Freyherrn Emanuel M — — von W — zu N — in Böhmen besuchte, seine vortreffliche Oekonomie bewunderte, und in seinen fruchtbaren Gefilden lustwandelte, erblickte ich mitten im freyen Felde einen Mann, dessen Physiognomie mich sogleich anzog, und mir in jedem Falle etwas Außerordentliches verkündigte. Er stand im Schatten eines einzelnen Birnbaums, war angelehnt an seinem Stamme, hielt ein gedrucktes Blatt in seiner Rechten, und schien den Inhalt desselben mit gierigem Blicke zu verschlingen. Sein grauer, etwas abgetragener und doch noch sauberer Rock, seine schwarze Weste und Beinkleider ließen mich mit Grunde muthmaßen, daß er ein Dorfschulmeister sey, der schwarz gebrannte Knotenstock, welcher neben ihm lehnte, bestätigte diese Muthmaßung, aber

der Kopf des Mannes widersprach ihr ganz. So, dachte ich, indem ich ihn betrachtete, muß Sokrates studiert, so tief und forschend muß er geblickt haben, als er die Gründe zum Beweise seiner Unsterblichkeit sammelte. Ein dünnes, schon vom Alter gebleichtes Haar beschattete sparsam seine Schläfe, und verrieth deutlich den Mangel an Säften, die ihm anhaltendes Studium geraubt hatte. Seine breite, hochgewölbte Stirn, welche sich mächtig faltete, verrieth den Forscher und Denker, seine lange, spitzige Habichtsnase bestätigte diese Muthmaßung, der unmerkbar lächelnde Mund bewies innere Zufriedenheit und Seelenruhe. Das Ganze dieses merkwürdigen Gesichts heischte Ehrfurcht, und schien sie ganz zu verdienen. Ich wagte es nicht, ihn im Lesen zu stören, und wollte ruhig harren, bis er geendet habe, um dann Bekanntschaft mit einem Manne zu machen, dessen Aeußeres so viel versprach. Ein kleines Geräusch, das ich nach langem Harren absichtlich erregte, und wodurch ich seine Aufmerksamkeit auf mich ziehen wollte, mißlang ganz, es störte ihn nicht in seinem tiefen Nachdenken, mit welchem er noch immer den Inhalt des Blattes zu beherzigen schien. Ich harrte auf's neue, aber vergebens, endlich bewog mich mein kleines, dichterisches Verdienst, womit ich freylich nur in entfernter Ehrfurcht auf die Bekanntschaft eines Philosophen Anspruch machen konnte, zu der Kühnheit, mich ihm zu nähern. Der Schatten meines Hauptes fiel auf sein Blatt, er blickte seitwärts, und

ſah mich vor ſich ſtehen. Darf ich wohl ſo frey ſeyn, ſprach ich mit der ad captationem benevolentiae erforderlichen Ehrfurcht, und Sie, beſter Herr, auf einige Augenblicke in ihren tiefen Betrachtungen ſtören? — Ein langer, anhaltender Blick war ſeine ganze Antwort; aber es lag ſo viel in dieſem einzigen Blicke, daß ich einige Seiten brauchen würde, um alles zu beſchreiben, was ich darin eben ſo deutlich las, als wenn er mir's mit den ausdruckvollſten Worten geſagt hätte. Anfangs ſchien ſein Blick Zorn zu verkündigen. So, dachte ich, zürnt ein König, der eben das Wohl ſeines Landes entſcheiden will, und in dieſer Entſcheidung durch einen unverſchämten Bettler geſtört wird. — Bald hernach wandelte ſich dieſer grimmige Blick in ein unnachahmliches Lächeln um, welches über ſein ganzes Geſicht eine herab laſſende Freundlichkeit oder vielmehr Huld verbreitete, die mir großmüthige Verzeihung ankündigte. So, dachte ich dankend, verzeiht ein König die unverſchämte Kühnheit, und winkt dem Verbrecher Gnade zu. Der ganze Blick im Zuſammenhange überſetzt, ſchien ungefähr zu ſagen: Kühner Sterblicher! deine Keckheit iſt groß, aber meine Milde kennt keine Gränzen, ich verzeihe ſie dir willig! —

Ehe ich eine neue Entſchuldigung wagen konnte, wandte er ſich abſeits, ſteckte ſein Blatt in die Taſche, ergriff ſeinen Knotenſtock, und wanderte feldeinwärts. Ich wagte es nicht, ihm nachzublicken, vielweniger zu folgen, und war vollkommen

zufrieden, daß er mir meine Kühnheit so groſsmüthig vergeben hatte. Ich schlich endlich auch weiter, die herrlichsten Kornfelder wallten vor mir in unzähligen Wellen, ich wollte die größten Aehren messen, aber der tiefdenkende Mann schien wieder vor mir zu stehen, und ich wich ehrfurchtsvoll zurück. Daß dieser Mann ein groſser Philosoph, ein tiefdenkender Forscher, ein Haller oder ein Euler seyn müsse, kam mir nun nicht mehr aus dem Sinne. Seine Physiognomie hatte mich davon zu deutlich überzeugt, und Zweifel wäre nach so fester Ueberzeugung in diesen Augenblicken Thorheit gewesen. Meine Neugierde regte sich nach und nach mächtig, ich wünschte so herzlich zu erfahren: wer er eigentlich sey? Ob vielleicht, was mir am wahrscheinlichsten dünkte, der fremde Gelehrte in nahen Badörtern die Cur brauche, und gleich mir eine Spatzierreise nach diesen schönen Gefilden gemacht habe? Ueber beyde Fragen hoffte ich daheim nähere, wenigstens einige Auskunft zu hören, und beschleunigte daher meinen Rückweg.

Wie ich am Schlosse anlangte, verkündigte die Glocke den Mittag, ich eilte stärker, und erblickte im Hofe auf's neue den mir so merkwürdigen, grauen Mann, er stand mit dem Rücken gegen mich gekehrt, und zeichnete mit seinem Stocke einige Figuren im Sande. Meine Ehrfurcht wagte es nicht, ihn zu stören, aber mein Herz labte sich mit der angenehmen Hoffnung, daß der gastfreye Herr des Schlosses den seltnen Gelehrten sicher zur Tafel ge-

geladen habe, und es mir dann beſſer glücken werde, Bekanntſchaft mit ihm zu machen. Ich erwog eben: ob dieſe Figuren nicht irgend eine mathematiſche, äußerſt ſchwere Aufgabe löſen ſollten? als ein Ochſenknecht nahe an dem grauen Manne vorüber ging, und ihn mit einer treuherzigen Freundlichkeit auf die Achſel klopfte. Wie gehts? Carl, wie gehts? fragte er ihn lachend, und drehte ihn, zu meinem größten Erſtaunen, einige Mahl im Kreiſe herum. Gott im Himmel, dachte ich, der Kerl verkennt ihn ſicher, er wird's für Beleidigung nehmen, und vielleicht die Einladung verſchmähen! Aber der graue Mann dachte, zu meiner größten Freude, billiger. Ein Blick, eben ſo zornig, und am Ende eben ſo gütig, wie derjenige war, den ich vor kurzem ſo bewundert hatte, war alles, womit er dieſe rohe Beleidigung ahndete. Sein Stock war ihm im Drehen entfallen, er hob ihn ſtillſchweigend auf, und zeichnete von neuem. Da der kühne Knecht bey mir vorüber ging, ſo hielt ich's für Pflicht, ihn auf ſeinen groben Fehler aufmerkſam zu machen, und in Güte zur Abbitte zu bewegen.

Ich. Kennt ihr denn den Herrn dort?

Der Knecht. He? Was ſagen Sie?

Ich. Ob ihr den Herrn dort kennt?

Der Knecht. Welchen Herrn?

Ich. Den ihr vorhin im Kreiſe herum drehtet, der jetzt mit ſeinem Stocke am Boden zeichnet.

Der Knecht. Ach! den Herrn! (lachend) den kenne ich recht gut!

Ich. Wer ist er denn?

Der Knecht. Der närrische Schneider aus Neukirchen.

Ich. Närrische? Schneider? O ihr seyd wohl selbst nicht recht bey Sinnen!

Der Knecht. Gott sey Dank, noch bin ich's, ob's mich aber nicht auch einmahl treffen kann, steht bey ihm!

Ich. Unmöglich! Unmöglich! Dieser Mann sollte närrisch seyn?

Der Knecht (weiter gehend.) Nun gescheid ist er wenigstens nicht, das werden Ihnen alle Leute sagen, wenn Sie mir's nicht glauben wollen.

Hier stand ich, betrogen in meiner Erwartung, worauf sich die Hoffnung der nähern Bekanntschaft mit einem großen Gelehrten gegründet hatte, ich war unentschlossen: Ob ich der Aussage des Knechts Glauben beymessen? nicht vielmehr diesen für wahnsinnig halten sollte? Wenigstens schien des Letztern Physiognomie nicht zu widersprechen, da des grauen Mannes seine hingegen offenbar das Gegentheil bewies. Um nicht länger im Labyrinthe ungewisser Zweifel umher zu irren, eilte ich in's Schloß; ich erblickte unter mehrern Gästen den so redlichen und würdigen Pfarrer des Orts und führte ihn sogleich an's Fenster.

Ich (mit gespannter Erwartung.) Kennen Sie den grauen Mann, welcher mit seinem Stabe am Boden zeichnet?

Der Pfarrer. Ich kenne ihn.

Ich. Wie heißt er? Wer iſt er?

Der Pfarrer. (lächelnd.) Ein großer, ein wichtiger Mann!

Ich (mit innerer Selbſtzufriedenheit.) Dacht's ja gleich, daß mich mein Bißchen phyſiognomiſche Kenntniß nicht triegen könne.

Der Pfarrer. Und für was nahm ihn dieſe?

Ich. Für einen großen Philoſophen, für einen tiefdenkenden Forſcher, für — —

Der Pfarrer. O gefehlt, weit gefehlt!

Ich. Gefehlt? Sollte er mehr noch ſeyn?

Pfarrer. Allerdings! Verſteht ſich aber in ſeiner Einbildung.

Ich (im ſinkenden Tone.) Einbildung?

Pfarrer. Ja, denn in der Wirklichkeit iſt er nur ein armer Schneider.

Ich. Ein armer Schneider?

Pfarrer. Der lange ſchon ſeinen Verſtand verloren hat, ſich aber in ſeinem Wahnſinne größer, und wahrſcheinlich auch glücklicher, als wir alle, dünkt.

Ich. So wäre er wirklich wahnſinnig? Aber ſeine Phyſiognomie?

Pfarrer. Verräth allerdings keine Spur des Wahnſinns, wenn Sie alſo über die Kenntniß derſelben ſich ein Syſtem verfertigt haben, ſo müſſen Sie die ſeinige als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel anſehen.

Ich. So wurde meine Erwartung noch nie

gespannt, so noch nie betrogen! Ist er schon lange wahnsinnig?

Pfarrer. Vielleicht schon zwanzig Jahre.

Ich. So lange schon! Worin besteht dieser Wahnsinn?

Pfarrer. Er theilt sich vollkommen in zwey Theile, welche sich nach zwey Büchern ordnen, in denen er unaufhörlich liefet, und sie für seinen größten Schatz hält.

Ich. Was sind das für Bücher?

Pfarrer. Eine alte Böhmische Chronik, dann ein eben so altes, wahrscheinlich Visionen und Träumereyen enthaltendes Buch. Er läßt das letztere keinem Sterblichen sehen, und gewaltsame Wegnahme würde ihn rasend machen. Liefet er in der Chronik, so wähnt er ein echter und wahrer Abkömmling Kaiser Carl des Vierten zu seyn, macht dann Anspruch auf den Böhmischen Thron, und betheuert hoch, daß ihm dieser einst noch werden müsse. Hat er aber das unbekannte Buch gelesen, so spricht er von einer Oberwelt, in welcher er selbst einst war, und die er, seinen verwirrten Ideen gemäß, oft aber recht romantisch schildert. Er predigt dann Buße, und ermahnt die jungen Leute in warmen, kräftigen Ausdrücken zur Tugend. Oft mischen sich auch beyde Ideen in seinem Gespräche wunderlich durch einander, er geht von einer zur andern über, und wird denen, die nicht davon unterrichtet sind, unverständlich.

Ich. Kann ich nicht mit ihm sprechen? Dieß nicht alles aus seinem Munde hören?

Pfarrer. Das wird schwer halten, denn es gibt oft Wochen und Monden, in welchen er äußerst verschlossen umher wandelt, und über neuen Ideen brüter; dann kann man ihm selten Rede abgewinnen, er weiß jeder Frage sehr geschickt auszuweichen, und vereitelt die Neugierde des Forschers. Am offenherzigsten spricht er gemeiniglich mit dem Herrn des Schlosses, der ihm sehr viele Wohlthaten erweist, ihn täglich speist und vollkommen ernährt.

Ich wandte mich nun mit einer Bitte an diesen; er war so gefällig, ihre Gewährung zuzusichern, mehrere Güste nahmen Antheil an unserm Gespräche, und äußerten gleiches Verlangen, den merkwürdigen Mann zu sehen, und näher kennen zu lernen. Es ward nun verabredet, ihn durch geschickte Fragen auf den Gegenstand zu leiten, vorzüglich aber nicht Unglauben zu verrathen, oder über seine Aeußerung zu lachen, weil beydes ihn sogleich zurück scheuchen, und jeden neuen Versuch unmöglich machen würde. Der Herr des Schlosses ging selbst, ihn zu hohlen, weil er schwerlich einem seiner Bedienten gefolgt wäre. Er trat kurz darauf mit ihm ins Zimmer; tiefe Stille herrschte in der zahlreichen Versammlung, jeder bewunderte seine ehrwürdige Physiognomie, jeder winkte meiner Bemerkung darüber vollen Beyfall zu. Der graue Mann stutzte sehr, als er so viele Fremde

im Zimmer erblickte, ich zitterte schon vor den übeln Folgen, und bereuete meine Geschwätzigkeit, wodurch ich die Neugierde aller erregt hatte. Zu meiner großen Freude sah ich aber bald, daß diese Verlegenheit schwinde, seine furchtsame Miene ward wieder nachdenkend, er knöpfte seine Weste auf, steckte die rechte Hand darein, und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Mauer. Jetzt, meine Herren, sprach nun der Herr des Schlosses, können Sie besser urtheilen: ob die Ferne Sie getäuscht hat? Sie behaupteten einstimmig, daß dieser Mann dem Porträte Kaiser Carls des Vierten äußerst ähnlich sähe, entscheiden Sie nun! — Diese Lockspeise war für den Aermsten zu reitzend, er erregte mein ganzes Mitleid, als er sogleich die tiefdenkende Forschersmiene in eine lächelnde verwandelte, sich aufrecht stellte, und, indem er seinen Kopf rechts und links drehte, unser Urtheil zu fordern schien.

Einige aus der Gesellschaft. Nein wir haben uns nicht betrogen! Er sieht ihm vollkommen ähnlich!

Andere. Vollkommen! Vollkommen!

Der graue Mann (mit äußerstem Wohlgefallen umher blickend.) Glaub's gerne! (mit geheimnißvoller Miene) denn es hat seine wichtigen Gründe, und ein Ding, daß seine wichtigen Gründe hat, muß auch wichtige Wahrheiten enthalten. (Auf's neue umher blickend) Ich weiß nicht: ob Sie mich verstanden haben.

Einige. Vollkommen! Vollkommen!

Der graue Mann. Nun daher kommt's, daß ich zwar ein armer Schneider bin, aber doch Carl dem Vierten ähnlich sehe. (Er lehnte sich wieder an die Wand, und versank in tiefes Nachdenken.)

Der Herr des Schlosses. Wie nennt er sich denn?

Der graue Mann. Ich nenne mich Joseph, mein Zunahme ist Carl! so nannten sich alle meine Vorältern, und daher kommt's, daß ich in gerader Linie von weiland meinem höchstseligen Ahnherrn, Kaiser Carl dem Vierten, abstamme.

Einer aus der Gesellschaft. Dann wären Sie ja mit unserm Kaiser verwandt?

Der graue Mann (mit ernstem Blicke.) Fügt huldreichst und gnädigst hinzu, denn er verdient's! — — Wir sind unserm vielgeliebten Neffen und Vetter mit vieler Freundschaft zugethan! Wir gönnen ihm das Glück, über Böhmen zu regieren, von ganzem Herzen! (Seufzend.) Die Last der Regierung erfordert jetzt starke Schultern, die unsrigen sind zu schwach, wir behalten uns unsere Rechte auf bessere Zeiten bevor. (Ein Bedienter, der an der Thür stand, fing an zu lachen.)

Der graue Mann (mit Anstand und Würde.) Kerl, du verdientest, daß ich dich zum Koche Kaiser Wenzel des Vierten machte, und gleich diesem lebendig braten ließe, aber ich vergebe dir's in hohen Gnaden! Meide mein Angesicht! (Der Herr des Schlosses winkte, und der Bediente wollte gehen.)

Der graue Mann (freundlich, und im gewöhnlichen Tone.) Bleibe er, Christoph, bleibe er nur! Es ist alles vergeben und vergessen!

Der Pfarrer. Wie kann er denn aber von Carl dem Vierten abstammen? Wie ist denn das möglich?

Der graue Mann. Das fragen Sie, ehrwürdiger Herr? Sie? Sind Sie denn in der Geschichte so ganz unbekannt? (Mit Ironie.) Vor so vielen Zeugen möchte ich so etwas doch nicht eingestehen!

Der Pfarrer. Meine Frage verräth keine Unwissenheit! Ich wollte nur eigentlich wissen, von welcher Gemahlinn des Kaisers sein Ahnherr geboren worden? Carl hatte, wie bekannt, vier Gemahlinnen.

Der graue Mann (mit wichtiger, aber lächelnder Miene.) Er hatte ihrer fünf.

Der Pfarrer. Nur vier. Die erste war Blanka, Carls von Valois Tochter, die zweyte —

Der graue Mann (ihm einfallend.) War Agnes, des Pfalzgrafen Rudolphs Tochter, die dritte war Anna, Herzog Heinrichs Tochter, die vierte — — (er stockte, und musterte mit seinem Blicke die Gesellschaft.)

Der Pfarrer. Nun, die vierte war Elisabeth, Herzogs von Pommern Tochter.

Der graue Mann (unwillig.) Das war die fünfte.

Der Pfarrer. Wie nannte ſich denn alſo die vierte?

Der graue Mann (mit Würde und Stolz.) Es genügt, wenn wir es wiſſen!

Einige aus der Geſellſchaft. Wir wünſchten es aber auch ſo gerne zu wiſſen!

Der graue Mann (einige Schritte hervor tretend.) Die vierte war Blanka, Carls rechtmäßige, aber nicht öffentlich anerkannte Gemahlinn. Als der Kaiſer einſt auf ſeinem Luſtſchloſſe, Bubenez genannt, jagte, ſah er ein ſchönes Bauermädchen Nahmens Blanka, verliebte ſich in ſie, und nahm ſie mit auf ſein Schloß. Dort gebar ſie ihm einen Sohn, der Carl genannt wurde, und von dieſem Carl ſtamme ich in gerader Linie ab, bin jetzt der zehnte ſeines erlauchten Stammes; die damahls noch lebende Anna verfolgte die Mutter ſammt dem jungen Prinzen aufs äußerſte, aber der Kaiſer nahm ſich beyder väterlich an. Er gab den Großen ſeines Reichs den Prinzen zur Erziehung, und ſchützte die Mutter auf ſeinem Schloſſe. Als die Kaiſerinn ſtarb, erklärte der Kaiſer ſeinen natürlichen Sohn für echt, und ließ ſich in geheim mit der ſchönen Blanka trauen. Erſt als dieſe auch ſtarb, ſchritt er zur fünften Ehe, und heirathete Eliſabethen. Dieß alles weiß ich gewiß, denn wie ich Anno 1767 in der Oberwelt war, da ward mir dieß und noch weit mehr kund gethan; auch erhielt ich darüber ein förmliches Patent, welches ich aber auf der Rückreiſe verloren habe.

Der Herr des Schlosses. Was hilft das alles! Er wird doch nie König werden!

Der graue Mann (seinen Zeigefinger an die Nase legend.) Es wird eine Zeit kommen, in welcher ich ruhig und im Frieden über Böhmen regieren werde, und dann, gnädigster Herr, (mit gerührter Stimme) will ich's Ihnen tausendfach lohnen, was Sie dem armen, verlassenen, oft verachteten, stets verkannten Carl jemahls Gutes gethan haben.

Der Herr des Schlosses. Dann werden es aber meine Knechte, die ihn immer necken, theuer bezahlen müssen.

Der graue Mann. Nein! Nein! (Langsam und feyerlich.) Des Königs erste Tugend muß Milde und Gnade seyn! Ich werde alles vergeben und vergessen, aber mein Vetter bekommt fünf und zwanzig Prügel.

Der Pfarrer. Diesem muß er auch alles verzeihen.

Der graue Mann. Dieser bekommt fünf und zwanzig! Dabey bleibt's! So wahr ich Carl bin! Dieß ist mein höchster Schwur! Er hat's schon zwey Mahl gewagt, freventlich Hand an mich zu legen, und mich gleich einem Buben mit der Ruthe zu züchtigen. (Mit äußerstem Nachdrucke.) Er bekommt fünf und zwanzig, dann kaufe ich ihm aber die Mühle, welche unten im Thale liegt, da kann er ruhig und zufrieden leben.

Nach einer kleinen Stille, welche jetzt in der

ganzen Gesellschaft herrschte, trat aus den vielen anwesenden fremden Geistlichen ein junger Capellan hervor, und unternahm es, uns durch neue Fragen, die er an den grauen Mann stellte, zu unterhalten. Seine Absicht, durch welche er wahrscheinlich seinen Witz wollte glänzen lassen, schien Anfangs ganz zu mißlingen. Der graue Mann beantwortete einige seiner Fragen nur mit stummen Blicken, endlich begann er zu antworten.

Der Capellan. Hör' er, mein lieber Carl, wenn er einst König in Böhmen wird, muß er mich zum Erzbischof von Prag machen.

Der graue Mann (ihn mit lächelndem Blicke messend.) Wird schwerlich geschehen können.

Der Capellan. Warum denn nicht! Ach der gute Carl thut es gewiß!

Der graue Mann (mit dem Kopfe schüttelnd.) Es geht nicht! Es geht nicht!

Der Capellan. Aber warum denn nicht?

Der graue Mann. Es gäbe Ursache zum Murren. Unser König, würden die Leute sagen, ist ein Narr, jetzt hat er auch einen Narren zum Erzbischof gemacht, das wird eine närrische Regierung werden!

Alles lachte, der Capellan zog sich beschämt in einen Winkel, ich selbst konnte mich nicht erhalten, mit Oldenholm auszurufen: wenn das Narrheit ist; so liegt doch wenigstens viel Methode darin! Keiner wollte es nun wieder wagen, den wahnsinnigen Wahrheitsverkündiger mit neuen Fragen zu

belästigen, er konnte ruhig denken, und ungestört seinen Plan zur künftigen Regierung ordnen, denn dieß ist eines seiner Lieblingsgeschäfte. Die Neugierde der Gesellschaft war noch nicht halb befriedigt, viele, an deren Spitze ich mit stand, wünschten etwas von seinem Aufenthalte in der Oberwelt zu erfahren; der gefällige Herr des Schlosses erbarmte sich unser auf's neue. Wie war's denn, sagte er, in der Oberwelt?

Der graue Mann (mit vieler Wärme.) O schön, herrlich! Wenn ich dort hätte bleiben können, dann würde ich an kein irdisches Reich mehr denken! Ach, es war eine selige Zeit, so wohl kann mir's hienieden nie werden.

Der Herr des Schlosses. Wie lange war er denn dort?

Der graue Mann. Acht volle Wochen, sie schwanden mir wie Stunden. Ich bath um längere Erlaubniß, aber sie wurde mir abgeschlagen.

Der Herr des Schlosses. Wie sieht's denn aber oben aus? Eben so wie in unserer Welt?

Der graue Mann. Eben so! Nur viel schöner, ach viel schöner! Es herrscht ewiger Frühling, kein Winter. Alles wächst von sich selbst, und gedeiht vortrefflich! Kühe gibt's da wie die Elephanten, und die Kornähren sind beynahe so lang, als ich bin.

Der Herr des Schlosses (lächelnd.) Da hätte er uns einigen Samen mitbringen sollen!

Der graue Mann. Was hätte es genützt!

Er wäre hier doch nicht gerathen: Unſere Sünden, unſere Miſſethaten machen das Vieh ſo klein, die Kornähren ſo dünn, und den Boden ſo unfruchtbar. Oben gibt es beſſere, andächtigere Menſchen! Ich war dort alle Tage in der Kirche; wenn der Nahme Gottes genennt würde, da ſtürzte die ganze Schaar zu Boden, und bethete an den Mächtigen, der alle Himmel und alle unzählbare Erden mit Weisheit und Ordnung regiert.

Der Herr des Schloſſes. Gibt's dort keine Advocaten, keine Doctoren?

Der graue Mann (lächelnd.) Nichts, von allen rein nichts. Auch keine Richter, keine Gefängniſſe! Wer irgend etwas verbricht, oder einen Fehltritt begeht, der muß ſeine Wanderung vom Anfange beginnen?

Ich. Wanderung?

Der graue Mann (mich ernſthaft anblickend.) Ja! ja! Wanderung! Dieſe Erde iſt nur der Ort der Strafe und Beſſerung! Oben iſt das Paradies, in welchem unſere Stammältern erſchaffen, und daraus verſtoßen wurden, jetzt wird es von unſern Geiſtern bewohnt.

Ich. Das verſtehe ich nicht ganz!

Der graue Mann (lächelnd.) Glaub's gerne, aber den Unwiſſenden muß man belehren. Fragen Sie, ich will antworten.

Ich. Iſt denn die Oberwelt, in welcher Sie waren, derjenige Ort, welchen unſere Religion Himmel nennt?

Der graue Mann. Ja darin liegt's eben verborgen! Ihre Frage beweist, daß Sie noch ganz unwissend sind, es wahrscheinlich auch bleiben, weil es äußerst schwer ist, einem Kinde den Mechanismus einer Uhr begreiflich zu machen. Wenn man sich auch noch so bestimmt auszudrücken glaubt, so versteht's das Kind doch nicht, und fragt am Ende alberner als vorher. Sehen Sie: dasjenige geistige Wesen, was wir unsere Seele nennen, ist Anfangs von Gott in der Oberwelt erschaffen worden, jetzt wird's dort gezeugt und geboren, hat einen Anfang aber kein Ende; wächst und gedeiht wie unser Körper, ist aber Geist, und kein Körper. Verstehen Sie mich?

Ich. Vollkommen.

Der graue Mann. Je größer dieser Geist wächst, je größer werden auch seine Kenntnisse, er hat freyen Willen, sie zum Bösen oder zum Guten anzuwenden. Geschieht das letztere, so steigt er nach zwey hundert Jahren eine Stufe höher, die ihn der Vollkommenheit näher führt, denn Paulus sah ja selbst sieben Himmel. Handelt er aber böse, so wird sein Geist so klein wie eine Raupe, er wird gleich dieser in ein dickes, festes Gewebe eingesponnen, und durch ein kleines Loch auf unsere Erde herab gestürzt, hier fällt er nun in den thierischen Körper eines neugebornen Kindes, ist fest eingehüllt, kann nicht reden, nicht denken, nicht handeln.

Ich. Wie lernt er dieß aber?

Der graue Mann (geheimnißvoll.) Ja,

wie lernt er's? Die Vorsehung gab ihm in seine dunkle Hülle ein kleines Messerchen mit. Er beginnt sogleich das Werk seiner Erlösung, und schabt damit an der Hülle, die ihn umgibt, diese wird nach und nach durchsichtiger, der Geist kann hier und da durchblicken, und der thierische Körper fängt an zu handeln, der Geist regiert, bewegt ihn. Je fleißiger dieser schabt, je größer werden natürlich die Kenntnisse des Kindes, das zum Jünglinge, zum Manne empor reift, und bey der Arbeit des Geistes auch immer an Kenntnissen zunimmt. Daher kommt's, daß es dumme, einfältige, aber auch sehr gelehrte und vernünftige Menschen gibt, je nachdem ihr Geist fleißig schabt oder nicht schabt: denn je dünner seine Hülle wird, je mehr kann er sehen und denken.

Ich. Oft stirbt aber das neugeborne Kind sogleich, oder in wenig Tagen, wenn —

Der graue Mann (eifrig.) Dieß ist sehr natürlich! Der Geist wird nach Maßgabe seiner Verbrechen auf Stunden, Tage, Monden, oder Jahre in den thierischen Körper verbannt. Ist die Zeit seiner Strafe vorüber, so fliegt der Geist empor, und der Körper stirbt, verwesel. Verleitet unter dieser Zeit der Geist den Körper zu bösen Handlungen, so muß er entweder hinab zur Hölle, aus welcher keine Erlösung zu hoffen ist, oder er kommt noch um einen Grad tiefer, als er auf Erden war, in's Fegfeuer, aus welchem noch Erlösung zu hoffen ist.

Ich. Hat der Geist aber gut gehandelt?

Der graue Mann. So kehrt er nach der Oberwelt zurück, und lebt dort von neuem. Ich habe da mit einem meiner Vorfahren gesprochen, welcher schon fünf Mahl auf unserer Erde war, aber jetzt hat er sich's fest vorgenommen, nie wieder herab zu kommen.

Ich: Waren wir denn auch schon einmahl in der Oberwelt?

Der graue Mann. O wey! Wie können Sie so albern fragen? Haben Sie eine Seele?

Ich. Ich hoff's.

Der graue Mann. Wenn Sie diese haben, so muß sie auch aus der Oberwelt gekommen seyn, denn nur dort können die Geister gezeugt und geboren werden.

Ich. Aber mein Geist erinnert sich ja dessen nicht.

Der graue Mann. Das kann und darf er nicht, so lange er noch mit dem Häutchen oder Gewebe umgeben ist. Schaben Sie fleißig, mein Herr Geist, so kann's Ihnen auch glücken, wie es mir geglückt ist. Im Jahre 1767 am ersten May gelang es meinem arbeitsamen Geiste, das schon äußerst dünne Häutchen mit einmahl zu vernichten; es platzte, und mein Geist konnte frey denken, frey handeln, und sich seines vorigen Zustandes erinnern. Er wollte sich vom irdischen Körper los machen, aber es war nicht möglich, er wandelte nach der Oberwelt, der Körper ging mit, aber

wir

wir durften nicht dort bleiben, weil die Zeit der Strafe noch nicht vollendet ist! — (Nachdenkend.) Haben Sie schon einen Taubstummen gesehen?

Ich. O ja!

Der graue Mann. Das sind elende Geschöpfe! Bloß Körper, bloß Maschine; als sie geboren wurden, fiel eben kein Geist aus der Höhe herab, und nun wandeln sie so lange ohne diesen herum, bis irgend einmahl ein herab gefallener Geist kein neugebornes Kind findet, und in seinem Körper den Wohnsitz nimmt. Daher kommt's, daß man jetzt in Zeitungen lieset, wie die Stummen reden lernen.

Der Pfarrer. Hat denn der alte Jobst auch einen Geist?

Der graue Mann. Der ist ja ein Narr, liegt an der Kette und raset.

Der Pfarrer. Eben deßwegen frag' ich.

Der graue Mann (seufzend.) Ja wohl hat er einen! Sein Geist war arbeitsam und thätig, aber er schabte stets an einem Orte, machte glücklich ein Loch in die Hülle, doch ist's zu klein, jetzt kann er nicht heraus! windet, krümmt sich, aber es geht nicht.

Der Pfarrer. Zu welchem Amte, mein lieber Carl, wird er mich wohl fähig finden, wenn er einst König wird?

Der graue Mann. Sie, Ehrwürdiger Herr, mache ich zum obersten Schulmeister meines Landes, denn ich seh's mit großem Vergnügen,

wenn Sie oft in die Schule gehen, die Kinder zur Thätigkeit, zum Fleiße ermahnen, und ihnen Ihre eigene Kenntniſſe mittheilen. Das nutzt, das fruchtet! denn je mehr unſere Geiſter ihre Häutchen verdünnen, je glücklicher kann's auf dieſer Welt werden.

Die Speiſen rauchten ſchon lange auf der Tafel, wir mußten Platz nehmen, und indeß wir's thaten, entfernte ſich der graue Mann. Ich konnte ihn nicht mehr ſehen, nicht mehr ſprechen, denn er war über Feld gewandert, und niemand konnte ihn finden. Nach Tiſche ließ ich mir ſeine Lebensgeſchichte vom Pfarrer erzählen:

Carl war der einzige Sohn eines Schuſters, der ſich redlich, aber kümmerlich nährte. Als der Knabe acht Jahr alt war, ſtarb Vater und Mutter, ein Bruder der letztern nahm die verlaſſene Waiſe zu ſich. Alle Zeitgenoſſen erinnern ſich, daß Carl in der Schule vorzüglich gut lernte, und immer vom Schulmeiſter beſonders gelobt wurde. Er wollte ſehr gerne ſtudieren, da aber ſein Vetter die Koſten dazu nicht hergeben konnte, ſo mußte er wider ſeinen Willen ein Schneider werden. Er war ſtets ſtill und fleißig, aber er brachte es in ſeinem Handwerke nicht einmahl zur mittelmäßigen Vollkommenheit, und verrieth in ſeiner Arbeit oft große Zerſtreuung. Endlich ging er einige Jahre auf die Wanderſchaft, kam aber nicht viel geſchickter nach Hauſe; er würde indeß doch daheim ſein Brot verdient haben, wenn er nur fleißig hätte arbeiten wollen, aber nur Hunger konnte ihn zur Arbeit zwingen: hatte er ein Stückchen

tracknes Brot, so sperrte er sich in sein Stübchen ein, und las Bücher, welche ihm der Zufall in die Hände führte. Daß er die meisten unrecht verstand, sich darin Ideen zum Wahnsinne sammelte, lehrte und bewies die Folge. Wahrscheinlich würde er ein großer, ein tiefdenkender Gelehrter geworden seyn, wenn seine Armuth ihn in der Jugend nicht am Studieren gehindert hätte. Selbst sein beynahe fünf und zwanzigjähriger Wahnsinn hat die Spuren seines offnen Kopfes, seines Genies noch nicht ganz vertilgt. Er schreibt eine gute, lesbare Schrift. Er ist sehr gut in der Geschichte bewandert, und spricht vom punischen wie vom Hussiten-Kriege mit gleicher Wahrheit. Er kann die Bibel beynahe auswendig, und ist in der Rechenkunst weit über's Mittelmäßige hinaus.

Da er stets eingezogen, immer nur für sich lebte, nie an öffentlichen Orten, nur in der Kirche äußerst richtig erschien, so vermißten ihn seine Freunde erst einst an einem Sonntage, als er wahrscheinlich schon eine ganze Woche zuvor in seinem kleinen Stübchen ohne Pflege und Hülfe krank gelegen war. Sie fanden ihn wenigstens dort ohne Gefühl, ohne Verstand. Nach langer anhaltender Pflege kehrte endlich seine Gesundheit, aber nie mehr sein Verstand zurück. Die Zeit seiner Krankheit stimmt genau mit derjenigen überein, welche er in der Oberwelt will zugebracht haben. Anfangs sprach er auch nur von dieser; die Idee, daß er ein Abkömmling Carl des Vierten sey, kam erst lange nachher zum Vor-

ſcheine, iſt aber jetzt der größte Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung.

Als Kaiſer Joſeph ſtarb, und ſich die Böhmiſchen Stände zur Huldigung ſeines erlauchten Nachfolgers in Prag verſammelten, ſandte er wirklich eine Schrift an dieſe ehrwürdige Verſammlung, worin er gegen die Wahl eines neuen Königs förmlich proteſtirte, und jene auf ſeine Rechte, die er auf die Böhmiſche Krone zu haben vermeinte, aufmerkſam zu machen ſuchte. Ich beſitze das von ihm ſelbſt entworfne Concept dieſer merkwürdigen Schrift, ich würde ſie wörtlich herſetzen, wenn ſie nicht eine genaue Wiederhohlung desjenigen enthielte, was ich ſchon durch ihn ſelbſt erzählen ließ. Nachdem er den hohen Landesſtänden genau erwieſen hat, daß er von Carl dem Vierten abſtamme, verirrt er ſich auf einmahl in die Oberwelt, und ſpricht lange Zeit von dieſer, endlich kehrt er zurück, und macht billigere Bedingungen. Sollte, ſagte er, etwa aus meiner gerechten Anforderung ein Krieg entſtehen, ſo will ich in Gnaden davon abſtehen, und bin's zufrieden, wenn der künftige König mir das Pleißner- und Egerland abtritt, welches Kaiſer Albrecht an den König Wenzel verpfändet hat, und das mir daher (wie? und warum? weiß ich nicht) unſtreitig zugehört. Will man mir, fährt er noch billiger fort, aber die Pfandſumme von funfzig tauſend Mark, nebſt den vertagten Intereſſen, welche bis heutigen Tag eine Summe von einer Million, ein Mahl hundert achtzig tauſend Mark ausmachen, ohne Wei-

gerung auszahlen, so begebe ich mich hiermit freywillig aller meiner gerechten Ansprüche, und will meine übrigen Tage in Friede und Ruhe beschließen.

Keiner seiner Freunde wußte etwas von diesem kühnen Schritte, würde vielleicht auch in der Folge nie etwas davon erfahren haben, wenn seine Schrift nicht die Aufmerksamkeit der Landesstelle erregt hätte. Sie schloß ganz natürlich auf Wahnsinn, forderte aber doch Bericht, und befahl, den armen Carl in Verwohrung zu nehmen; da aber die Obrigkeit seine ganzen Umstände einberichtete, und zugleich erwies, daß sein Wahnsinn von keiner gefährlichen Art sey, so ward er noch ferner der Versorgung seiner Freunde überlassen.

Er lieset äußerst gerne Zeitungen, und ist sehr genau mit allen politischen Begebenheiten bekannt. Er geht jederzeit auf die Post, und hohlt die Zeitungen, welche in seinem Geburtsorte gehalten werden, er lieset sie dann unter Weges; sehr wahrscheinlich war das Blatt, welches ich in seiner Hand erblickte, auch ein Zeitungsblatt. Die traurigen Begebenheiten Frankreichs reitzen seine Aufmerksamkeit sehr, er behauptet, daß er mit dem Hause Bourbon verwandt sey, und ebenfalls Anspruch auf Frankreichs Krone machen könne.

Vor einiger Zeit ist er aus der Gegend verschwunden. Fuhrleute wollen ihn zu Straßburg gesehen und erkannt haben; hat ihn vielleicht der unglückliche Gedanke, von Frankreichs verwaisetem Throne Besitz zu nehmen, zu dieser Reise verleitet,

so hat er wahrscheinlich schon längst sein Leben unter der Guillotine geendigt.

Wilhelm M***r
und
Caroline W***g.

Im schrecklichen siebenjährigen Kriege, welcher halb Deutschland verwüstetete, manchem Hausvater sein Habe, mancher Mutter ihren Sohn raubte, reisete der junge Wilhelm auf die Universität nach Leipzig. Sein Vater, ein Landpfarrer, war schon längst gestorben, seine noch lebende Mutter hatte ihr Aeußerstes gethan, um ihn auf der Schule zu ernähren, sie konnte ihm jetzt nicht mehr als zehn Thaler und ihren mütterlichen Segen mit auf die Reise geben, sie hoffte, daß der hoffnungsvolle Jüngling durch seine gute, untadelhafte Aufführung bald Gönner zu Leipzig finden würde, die ihn unterstützen und Vater der verlassenen Waise werden sollten. Als er zu Kolditz übernachtete, wurde das Städtchen von feindlichen Husaren überfallen, sie fanden auch den jungen Wilhelm, er war schön, jung und wohlgewachsen, und wurde am anderen Morgen, nebst mehreren jungen Leuten, nach des Feindes Land geführt, um dort als Soldat zu dienen. Seine

Gelassenheit, mit welcher er sich in sein unverdientes Schicksal fügte, sein Eifer, mit welchem er sich im Exercieren übte, und endlich seine nicht geringen Kenntnisse, welche er sich auf der Schule gesammelt hatte, erwarben ihm bald die Achtung seiner Vorgesetzten, sie erleichterten ihm nicht allein sein unglückliches Loos, sie halfen ihm auch vorwärts. Er diente im andern Jahre schon als Corporal unter dem Regimente, welches ihn gefangen genommen hatte. Sein Schicksal, das nun wieder zu lächeln schien, führte ihn in ein ruhiges Winterquartier nach M***dorf, wo er bey dem Pfarrer des Orts ein gutes Quartier fand, und von diesem bald als Sohn, von seinen drey erwachsenen Töchtern als Bruder geliebt wurde. Die jüngste derselben war ein sehr schönes, blühendes und gefühlvolles Mädchen, sie nahm warmen Antheil an dem Schicksale des ebenfalls schönen, und leider auch empfindsamen Jünglings, ihr inniges Mitleid verwandelte sich bald in eben so innige Liebe, der Jüngling fühlte und erwiederte sie im vollen Maße. Zeit und Gelegenheit war derselben gleich günstig. Lotchens zwey Schwestern waren von einer alten Muhme, die sie zu beerben hofften, nach der Stadt berufen worden, sie mußte daheim bleiben, und die Wirthschaft führen, weil die Mutter schon längst gestorben war. Der alte Vater ging gewöhnlich sehr früh zu Bette, die müden Knechte und Mägde folgten bald nach, und nun konnten die Liebenden oft halbe, manchmahl ganze Nächte Arm in Arm allein sitzen, sich

ewige Liebe schwören; und ihre reinen, unschuldigen Früchte ungestört genießen. Kalte, gefühllose Seelen, deren feuchtes Pflegma jede Leidenschaftsflamme sogleich löscht, kann's wundern, daß diese geheimen Zusammenkünfte bald strafbar wurden; mich wundert's, daß die Liebenden einen langen Monath kämpften, und nicht früher unterlagen. Umstände und Gelegenheit verleiten oft den redlichen Mann zu Verbrechen, die des Hochgerichts würdig sind, Zeit und Gelegenheit rauben dem liebenden Mädchen alle Mahl ihren größten Schatz, die nur einmahl blühende Unschuld, mit welcher ihre stolze Nachbarinn sich deßwegen nur noch brüsten kann, weil ihr nicht gleiche Gelegenheit wurde. Vater! Mutter! Dein ist die Pflicht, die fühlende Tochter vor dieser zu warnen, vor dieser zu schützen; hast du diese vernachlässigt, so ist dein die Schuld ihres Falles, so kann die Unglückliche von dir mit vollem Rechte Mitleid, Trost und Hülfe fordern, denn ihr Unglück war dein Werk, ihre Thränen klagen dich bey Gott an, und träufeln in deine Sündenschale.

Lottchen und Wilhelm liebten sich äußerst zärtlich, aber sie bangten auch oft vor der fürchterlichen Zukunft, vor der wahrscheinlichen schrecklichen Trennung. Die Friedensgerüchte, welche sich diesen Winter hindurch immer mehr und mehr verbreiteten, durch alle Zeitungen bestätigt wurden, belebten ihr Herz mit Hoffnung, beschleunigten aber auch eben so wahrscheinlich den Fall des unschuldigen Mädchens,

Wilhelm hoffte mit dem Frieden auch seine Entlassung zu erhalten, der Schulmeister des Orts war äuſserst alt, er brauchte höchst nöthig einen Substituten, Wilhelm wollte dieser werden. Er hatte Gründe zu dieser Hoffnung, denn die ganze Gemeinde, welche diesen Dienst zu vergeben hatte, liebte ihn, und versicherte ihm solchen oft im Voraus, wenn er Sonntags anstatt des kranken Schulmeisters recht angenehm auf der Orgel präludirte, und mit melodischer Stimme das Lied begann. Er wollte dann sogleich sein Lottchen heirathen, und konnte dieß ebenfalls mit Grunde hoffen, weil der alte, liebreiche Vater oft im Scherze zu ihm sagte: wenn Sie beym nahen Frieden hier Substitut meines alten Schulmeisters werden wollen, so gebe ich Ihnen mein Lottchen zur Frau. So lange der Alte lebt, habt ihr die Kost bey mir, und stirbt er einst, so ist sein Dienst im Stande, euch wohl zu ernähren, denn er steht sich besser als mancher Pfarrer im Gebirge.

Daß die Liebenden ihre Hoffnung nicht auf Scheingründe bauten, habe ich deutlich erwiesen, daß diese angenehme Aussicht sich bey der günstigen Wendung noch Jahre lang verzögern könne, liegt freylich eben so klar am Tage; aber wer kann im Sturme, im Drange der heftigsten Leidenschaft immer kalt überlegen? Wer kann in der Fieberkälte sich die Medicin in Löffel tropfen, die der Arzt als heilsam verordnet hat?

Wie der Schnee schmolz, und Wilhelm mit

seinem Lottchen oft schon im nahen Garten lustwandelte, erschollen vom Gebirge herab wieder Kriegstrompeten, ihr Schall erschreckte die Liebenden mächtig, die folgende Zeitung brachte sogar die Hiobspost, daß der Friedens-Congreß fruchtlos aus einander gegangen sey, daß die Blutfahne auf's neue wehen, das Schwert auf's neue wüthen werde. Lottchen weinte, Wilhelm blickte traurig zur Erde, suchte Trost für seine Geliebte, und fand keinen. Ehe noch eine volle Woche verflossen war, und die Liebenden eben an einigen kleinen Scheingründen traurig, aber doch hoffend nagten, kam schneller Befehl zum noch schnellern Aufbruche. Wilhelm sollte sich mit seiner wenigen Mannschaft schon am Morgen des andern Tages zum Stabe, der einige Stunden von ihm entfernt lag, ziehen, und dann mit dem ganzen Regimente vorwärts marschieren. Schrecklich war die ganze Nacht, die er in den Armen seiner Geliebten durchwachte, noch schrecklicher wurde der Kampf der Trennung, weil Lottchen zwar nicht gewiß, aber doch durch dunkle Vorbothen immer mehr und mehr überzeugt wurde, daß sie schwanger sey. Die Furcht vor der großen und nahen Schande marterte sie schrecklich, die Gewißheit der nahen Trennung machte sie unfähig, diese Martern zu ertragen. Wilhelm that, was er vermochte, er schwur ihr ewige Treue, er gelobte ihr früh oder spät seine Hand zum Ersatz für ihr künftiges Leiden. Sie wird für dich, sprach er, dann fleißig arbeiten, sie wird dich bis in den Tod redlich und treu

ernähren. Auch versprach er, ihr jeden Monath wenigstens einmahl zu schreiben, und den Brief an den alten Schulmeister zu adressiren. Diese Trostgründe stärkten freylich Lottchens Muth auf einige Augenblicke, aber wenn sie sich wieder die Gefahren dachte, in welchen ihr Geliebter nun jeden Tag schweben würde, wenn sie über ihm das feindliche Schwert erblickte, oder ihn, von einer Kugel getödtet, vom Pferde sinken sah, da schwand dieser Muth auf's neue. Erinnerte sie sich nun vollends ihres schrecklichen Zustandes, erblickte sie sich vom alten Vater verflucht, von ihren Schwestern verachtet, von der ganzen Gemeinde verspottet in ihrer einsamen Kammer, so war sie der Verzweiflung nahe. Als der Tag anbrach, und Wilhelm nun scheiden mußte, da war sie unfähig, ihn bis an die Thür zu begleiten, sie warf sich wüthend auf ihr Bette, verstopfte sich mit den Küssen den Mund, damit das Gesinde ihr Schluchzen nicht höre, nicht Zeuge ihrer Verzweiflung werde.

Der alte Pfarrer, welcher nichts Arges ahndete, und Wilhelmen wirklich als einen Sohn geliebt hatte, weinte selbst, als dieser Abschied zu nehmen kam. Alles in der Welt ist eitel, sagte er treuherzig mit Salomo, und übergab segnend den jungen Helden Gottes allmächtigem Schutze.

Dieser duldete zwar mit äußerer Standhaftigkeit, er schämte sich, vor seinen Husaren mit Thränen zu erscheinen, aber sein Herz blutete. Wie er um's Haus nach dem Dorfe hinab ritt, und Lott-

chen ihm vom Bodenfenſter noch ſchluchzend ein gräßliches Lebewohl zurief, da brach's, er konnte ihr nur mit naſſem Auge danken, die äußerſte Beklemmung hatte ihm ſeine Sprache geraubt, ſeine Hände gelähmt. Er war noch gleich ſprachlos, als die gutherzigen Bauern ihn im Dorfe umringten, ihm Glück und Segen wünſchten, und ein Glas Branntewein zur Labung reichten. Ein Glück für ihn, daß ſeine zitternde Hand es ganz verſchüttete, es hätte ihm in dieſen Umſtänden zum Gifte werden müſſen. Auf der Anhöhe blickte er noch ein Mahl hinab in's kleine Thal, wo er der ſüßen Stunden ſo viele genoſſen hatte, am kleinen Kappfenſter des Pfarrhofes wehte das weiße Tuch ſeiner troſtloſen Geliebten, er ſah's, er fühlte die Größe ihres Schmerzes, und ſpornte ſein Pferd, damit er's nicht mehr ſähe, nicht vollen Stoff zur Verzweiflung ſammle.

Lottchen erſchien mit rothgeweinten Augen beym Mittagsmahle, ſie konnte nichts eſſen, hatte Mühe, ihre Thränen zu verbergen, der Vater ſahs, aber da Erinnerung an den guten Wilhelm ſein Auge ſelbſt trübte, ſo verdachte er's der Tochter um ſo weniger, weil er überzeugt war, daß die jungen Leute ſich gerne geſehen hatten, und er wirklich nichts würde entgegen gehabt haben, wenn Wilhelm ohne Soldatenrock mit einer Ausſicht zu einem Dienſte um ſeiner Tochter Hand geworben hätte. Das war aber auch alles, was ſich der gute Alte dachte, ſein Herz, das des jungen Mädchens Empfindung nach ſeinem kalten Gefühle maß, ahndete keine ſtärkere,

viel weniger ſtrafbare Vertraulichkeit. Er hatte ſeine Kinder in Gottesfurcht erzogen, war von ihrem reinen, tugendhaften Lebenswandel überzeugt, und hielt Abweichung davon für unmöglich. Er war gutherzig genug, ihren Gram zu dulden, er zankte nicht, wenn ſie in der Folge ſeine Suppe verſalzte, oder ſein Lieblingsgericht, den Eyerkuchen, verbrannte. Des armen Lottchens Lage, ihr ſich immer mehrendes Leiden verdiente aber auch dieſe Schonung, es war ſchrecklich, es war der Erbarmung aller Menſchen würdig. Sie hatte zwar Stärke des Geiſtes genug, ſich über den Abſchied des innig Geliebten zu tröſten, ſie beſaß zwar Muth, ſich mit der Hoffnung des glücklichen Wiederſehens zu laben, aber die marternde Vermuthung, daß ſie wirklich ein Pfand ſeiner Liebe unter ihrem Herzen trage, die in jeder Stunde der Nacht ſie weckte, mit jedem Morgen ſich neute, mit jedem Abende ſich beſtätigte, und nach und nach zur ſchrecklichen Gewißheit wuchs, dieſe Vermuthung raubte ihr Stärke und Muth, Troſt und Hoffnung, führte ſie oft an den Abgrund der Verzweiflung, und weckte ſelbſt mörderiſche Gedanken in ihr. Von beyden retteten ſie bisher immer noch die Briefe des heißgeliebten Wilhelms, die ſie oft jede Woche erhielt, und eben ſo fleißig beantwortete. Er ſchrieb ſo zärtlich, ſo liebevoll, er nahm ſo innigen Antheil an ihren Leiden, er wälzte die ganze Schuld des Verbrechens auf ſich; aber er flehte auch ſo rührend um

Vergebung, daß die Leidende sie ihm nie versagen konnte, und um seinetwillen noch länger zu dulden beschloß.

Lottchen suchte indeß ihren Zustand vor aller Augen aufs sorgfältigste zu verbergen, sie hatte nicht Muth genug, ihn irgend jemanden zu entdecken. Das Gefühl der Scham, der Schande war zu groß, es bekämpfte den Vorsatz, welchen sie oft deßwegen faßte, und er unterblieb. Oft, wenn der alte Vater sie mitleidig anlächelte, und wegen ihrer bleichen Wangen theilnehmend nach ihrem Befinden fragte, wollte sie sich ihm zu Füßen werfen, alles bekennen und um Mitleid flehen, aber die Vorstellung seines Jammers schreckte sie stets zurück. Ihre jetzt mehr als je beschäftigte Einbildungskraft zeigte ihr den Zustand des leidenden Alten im Bilde, sie sah ihn, voll Entsetzen über diese unerwartete Nachricht, leblos vom Stuhle sinken, sie hörte, wie er stammelnd ihr fluchte, und Rache flehend verschied. Diese und noch gräßlichere Vorstellungen bewogen sie immer zu längerm Stillschweigen, sie sann unter dieser Zeit wohl auf Mittel, ihren Zustand stets verbergen zu können, da sie aber keine fand, so verschob sie die fürchterliche Entdeckung von einer Zeit zur andern, und suchte nur immer noch einen Tag zu gewinnen, an welchem sie schuldlos und ohne kränkenden Vorwurf vor den Augen der Dienstbothen umher wandeln konnte. Sie hatte Wilhelmen auf seine dringende Bitte gelobt, daß sie nicht Hand an sich und ihr Schmerzenskind

legen wolle, sie beschloß den Schwur zu halten, aber sie hoffte, daß die Geburt des ärmsten ihr Tod werden sollte, und zögerte daher stets noch länger, ihn durch vorher genossene und gefühlte Schande zu verbittern.

Indessen sie oft einsam mit sich kämpfte, sich die rührenden Worte: Vater und Mutter haben mich verlassen, aber der Herr nimmt mich auf! zu ihrem Leichentext wählte, und schwarze Schleifen band, die ihr Sterbekleid zieren sollten, sprach schon das ganze Dorf von ihrem unglücklichen Zustande. Jede Hausfrau muthmaßte ihn schon lange, jeder war er schon zur Gewißheit geworden; ihre Taille, die sonst eine der schönsten war, hatte sich zu sehr verändert, sie mußte dem geübten Auge dieser Weiber auffallen. Lottchen wurde einst, als man eine Kindbetterinn begrub, auf dem Kirchhofe ohnmächtig, der Anblick ihres künftigen Looses mochte zu stark auf ihre Nerven gewirkt haben. Einige Weiber führten sie abseits, lösten ihre Schnürbrust, und wurden dadurch von ihrem unglücklichen Zustande ganz überzeugt. Bald sprachen auch die Jünglinge und Dirnen des Dorfs davon, es kränkte die Väter und Mütter, daß in so gefahrvoller, verführungsreicher Zeit die Tochter des Pfarrers ihren Kindern ein so übles Beyspiel gab, und sie gleichsam zur Nachahmung reitzte. Einige wenige Mißvergnügte, welche der alte Pfarrer in ähnlichen Fällen, oft nur Vermuthungen, mit zu harten Worten ermahnt hatte, nützten die günstige Gelegenheit

zur Rache, und ermunterten die Gemeinde zur förmlichen Klage. Einige Deputirte derselben gingen wirklich in die Stadt zum Superintendenten, klagten ihren Pfarrer der Verwahrlosung seines Kindes an, und forderten, zur Steuer des allgemeinen Aergernisses, zur Warnung ihrer eigenen Kinder, hinlängliche Genugthuung. Der rechtschaffene Superintendent, welcher ganz natürlich glaubte, daß dem Vater nicht unbekannt seyn könne, was eine ganze Gemeinde wisse, schrieb sogleich dem alten Pfarrer und bath ihn mit schonenden Worten, seine Gemeinde in der Stille zu beruhigen, sie durch einheimische Genugthuung zu versöhnen, weil er sonst bey wiederhohlter Klage an's Ober-Consistorium Bericht erstatten müsse, und dieses leicht auf Entsetzung vom Dienste entscheiden könne. Der nächste Postbothe brachte diesen Schreckensbrief mit. Lottchen harrte seiner beym alten Schulmeister; Wilhelm hatte schon drey Wochen nicht geschrieben, sein Regiment zog nach der Oder gegen die Russen, sie hoffte so sehnlich auf Trost und Nachricht von ihm, erhielt abermahls keine, und eilte nach Hause, um in ihrem Kämmerlein ungestört weinen zu können. Ihr Jammer war durch einen Zufall noch um ein Großes vermehrt worden, zwey Bauernweiber waren ihr auf dem Heimwege begegnet, hatten sie nicht Jungfer Lottchen, nur schlechtweg Lottchen gegrüßt, und sich mit höhnischem Lächeln nach ihrem Wohlbefinden erkundigt. Die Ueberzeugung, daß man ihren unglücklichen Zustand schon muthmaße,

bald

bald im ganzen Dorfe mit Gewißheit davon sprechen werde, verursachte ihr tödtliches Schrecken, sie lag eben auf ihren Knien, und flehte Gottes Beystand an, als eine Magd ihr meldete, daß der Vater sie eilend zu sprechen verlange. Sie trocknete ihre Augen, und eilte zu ihm hinab. Der arme Alte saß in seinem Großvaterstuhl; in seiner herab gesunkenen Rechten hielt er einen offenen Brief, mit seiner Linken unterstützte er auf seiner Nase die Brille, welche sein zitterndes Haupt herab zu schütteln drohte. Er blickte starr nach seiner Tochter, und fing endlich laut zu schluchzen an.

Lottchen (bebend und zitternd.) Liebster Vater, was ist Ihnen widerfahren?

Vater (im schrecklichen weinenden Tone.) Kind des Jammers! kannst du mir Trost gewähren, kannst du's widerlegen, so eile, damit dich dein sterbender Vater noch segnen kann. (Mit erhöheter Stimme.) Ist's aber wahr! — — O dann fliehe eilend, damit dich mein gerechter Fluch nicht mehr erreicht, nicht dort auch unglücklich macht.

Lottchen (auf ihre Knie sinkend.) Vater! Vater!

Vater (mit gräßlicher Stimme.) So ist's wahr? Du antwortest, du vertheidigst dich nicht? (Aufspringend.) O ich unglückseliger! o ich geschändeter! o ich erbarmungswürdiger Vater! Mutter! Mutter! Dein Liebling, dein Lottchen, das du mir noch in deiner Todesangst so dringend empfahlst, das mir um dieser schrecklichen Stunde willen so

theuer wurde, ist gefallen, hat Ehre und Tugend vergessen, hat dein unbeflecktes Andenken bey der Nachwelt gebrandmarkt, stürzt mich mit Leid und Kummer in die Grube! — Sie haben Recht, daß sie Genugthuung fordern, ich muß sie leisten! — (Stößt Lottchen von sich.) Weg, weg, damit ich dich nicht länger sehe, sonst vermag ich's nicht! (Lottchen will fortwanken, mit gerührter Stimme.) Gott schütze dich vor Verzweiflung, darum flehe und bitte ich ihn, mehr vermag ich nicht, mehr kannst du nicht fordern! (Lottchen will ihm auf's neue zu Füßen fallen.) Weg! Weg! Sonst wirst du auch Vatermörderinn!

Lottchen wankte zur Thür hinaus, eine vorüber gehende Magd fand sie ohnmächtig am Boden, sie rief mehrere herbey, sie trugen sie in ihr Bett, weckten endlich ihre Sinne, und wachten die ganze Nacht an ihrem Lager. Es war eben Sonnabend, als diese schreckliche Scene sich ereignete; am andern Morgen, wie Lottchen zu beten versuchte, trat der alte Vater in ihre Kammer. Er war im Priesterrocke gekleidet, und trug die Bibel unter dem Arme. Lottchen, sprach er im ernsten, aber gefaßten Tone, du mußt heute in die Kirche gehen.

Lottchen. Wie vermag ich's?

Vater (ihr gerührt die Hand reichend.) Dein Vater fordert's, er will dich und ihn mit Gott versöhnen! Kannst du ihm den Gehorsam verweigern?

Lottchen (ihm die Hand küssend.) Ich folge! Gott gebe, daß es mein letzter Gang sey!

Vater. Versündige dich nicht auf's neue durch thörichte Wünsche, flehe zu ihm, nur er kann vergeben, nur er kann Kraft zur Besserung verleihen!

Der Vater ging standhaft fort, und Lottchen ließ sich durch die Mägde ankleiden, sie war nicht vermögend allein zu gehen, die Mägde mußten sie auch nach der Kirche führen, sie nahmen Platz neben ihr, und gaben ihr oft stärkenden Geist zu riechen, weil sie immer ohnmächtig zu werden drohte. Die ganze versammelte Gemeinde sah ihr Leiden, schloß auf Entdeckung und fühlte Mitleid. Der Gottesdienst begann, alle sangen im traurigen Tone das fröhliche Morgenlied; als nachher der alte Vater, welcher schon zwey und vierzig Jahr ihr Lehrer gewesen war, zum Altare wankte, oft die trüben Augen sich wischte, und doch das Evangelium nur stotternd lesen konnte, da weinten schon viele, und das folgende Lied ward im noch traurigern Tone abgesungen. Endlich bestieg der ehrwürdige Greis die Kanzel, er ruhte oft auf ihren Stufen, blickte nach Kraft in die Höhe, und langte oben an, als schon tiefe Stille der Gemeinde ihn erwartete. Er rang fürchterlich seine Hände, und rief weinend aus: O meine Tochter! O meine Tochter, wie beugst du mich! Dieß, fuhr er fort, war nicht der Text, welchen ich zu meiner heutigen Predigt gewählt hatte, aber jetzt aus innerm Gefühle wäh-

len muß. O meine Tochter! O meine Tochter! wie beugst du mich! Zwey und vierzig Jahr stand ich aufrecht an dieser heiligen Stätte, und ward gestärkt durch die innere Ueberzeugung, daß ich handelte, wie ich lehrte. O meine Tochter, wie beugst du mich! Jetzt muß ich, vom schrecklichen Grame und Kummer niedergedrückt, an dieser Stätte erscheinen, darf's nicht wagen, meine Augen zu Gott zu erheben, muß reumüthig an meine Brust klopfen, und demüthig ausrufen: Gott sey mir Sünder gnädig! Ich kann nicht mehr, andächtige Zuhörer, in euer Auge vertrauend blicken, tiefe Scham fesselt das meinige am Boden, weil ich euch Aergerniß gab, weil ich verdient habe, daß man einen Mühlstein an meinen Hals hänge, und mich im Meere versenkte, wo es am tiefsten ist. Oft, liebe Hausväter und Mütter, habe ich eure wenige Wachsamkeit, mit welcher ihr eure Kinder erzogt, in heftigen Worten getadelt, jetzt muß ich mich dieses Verbrechens bey euch selbst anklagen, muß ausrufen: Schändlicher Vater! du hast's geduldet, als deine Tochter buhlte, du hast ruhig geschlafen, als sie deinen und ihren Ruf entehrte, als sie dem Volke Aergerniß gab! Dir wird es schwer werden, deine Nachlässigkeit vor Gottes Throne zu verantworten, du kannst nun nicht mehr freudig vor ihn hintreten und sagen: Herr, hier bin ich, und diejenigen, die du mir gegeben hast! Oft, liebe Jungfrauen und Jünglinge, habe ich euch ermahnt, auf dem Pfade der Ehre und Tugend zu wandeln! Oft habe

ich in ſtrengen Worten eure unſchuldigen Luſtbarkeiten getadelt, ſie im heiligen Eifer den Reitz zur Sünde, den Anfang des Laſters genannt: jetzt muß ich ſchweigen, denn der Blick auf mein gefallenes Kind würde mich erinnern, daß ich ſtrafbarer war als ihr. Damit ich aber nicht mehr Schuld auf mich lade, als ich zu tragen fähig bin, und wirklich zu büßen verdiene, ſo frage ich dich, mein Schmerzenskind, meine Benjamine, an dieſer heiligen Stätte vor Gottes Angeſichte, und in Gegenwart der ganzen vor ihm verſammelten Gemeinde: ob ich nicht alles that, was mir Gott zu thun befahl? Ob ich dich nicht von früher Jugend an zur ſtrengen Beobachtung ſeiner Gebothe ermahnte? Dir nicht anſchauend die ſchrecklichen Folgen zeigte, welche jedes Laſter nach ſich ziehen muß? O meine Tochter! O meine Tochter, wie beugſt du mich! — — —

Der unglückliche Greis wollte noch weiter ſprechen, aber das laute Schluchzen der ganzen Gemeinde, das klägliche, fürchterliche Winſeln ſeines Kindes hinderte ihn, er mußte harren, und im Stillen die Früchte ſeiner ſchrecklichen Rede erwarten. Die Weiber verließen ihre Stühle, die Jungfrauen folgten, alle drängten ſich zur Unglücklichen, umarmten und küßten ſie wechſelsweiſe. Vergebung, Vater, Vergebung, rief ein unſchuldiges Mädchen. Vergebung, riefen alle Weiber und Jungfrauen. Vergebung erſcholl's von allen Emporkirchen der Männer. Ich verzeihe, ich vergebe

willig, sprach der Greis im gerührten Tone, ich hoffe, daß auch Gott ihr Flehen hört, und mit barmherzigem Auge auf sie herab blickt. Der Kuß des Friedens soll ihr werden, wenn ich hinab steige, aber jetzt muß ich mit euch, Andächtige und Geliebte, noch einige Worte sprechen. Ihr fordertet mit vollem Rechte bey meinem Obern Genugthuung über das Aergerniß, welches euch und euern Kindern durch den Fall meiner Tochter so reichlich wurde. Ich gab sie euch; seyd ihr, gleich Gott, mit dem öffentlichen Bekenntnisse der Schuld zufrieden? Oder fordert ihr mehr? Verdiene ich vielleicht nicht mehr euer Führer, euer Lehrer zu seyn, so will ich heute noch mein Amt freywillig niederlegen, will mit dem Wunsche, daß mein unglückliches Kind den eurigen ewig zum warnenden Beyspiel dienen möge, von euch scheiden. — — Nein, nein, rief die ganze Gemeinde, bleiben Sie noch länger unser Vater und Lehrer! Wir bereuen den voreiligen Schritt von ganzem Herzen! Wir nehmen die Klage zurück! — — So lohn's euch Gott, sprach der Greis weinend, der nicht will, daß mein graues Haupt mit Schande in die Grube fahre! Er stieg nun von der Kanzel herab, und nahte sich dem unglücklichen Lottchen, das in der Weiber Armen ruhte, und nur schluchzen, nicht mehr weinen konnte. Oft hatte Ohnmacht sich ihr genaht, aber die Donnerworte des Vaters hatten sie immer wieder zum Leben empor geschreckt. In der ganzen Gemeinde herrschte tiefe Stille und Erwartung,

jeder wollte die Worte der Versöhnung hören, damit er einst Zeuge derselben seyn könne. Der alte Vater küßte jetzt die Stirn seines Kindes, auch er schluchzte und konnte nur Vergebung stammeln, die aber sein Herz willig zu geben schien. Mit aller Kraft, die der armen Leidenden noch möglich war, riß sie sich jetzt aus den Armen der Weiber empor, und streckte ihre Hände flehend gegen die ganze Gemeinde. Vergebt, verzeiht auch ihr, sprach sie, und laßt dem schuldlosen Vater mein Verbrechen nicht entgelten. Nein, nein! rief abermahls die ganze Gemeinde. Fluch treffe den, sprach ein alter Bauer, der ihr und ihm den geringsten Vorwurf macht! Fluch! Fluch treffe ihn! schrien alle.

Der getröstete Vater schlich nun nach der Sakristey, der alte, taube Schulmeister, welcher wahrscheinlich von der herzangreifenden Scene nichts verstanden hatte, stimmte ein neues Lied an, aber niemand war vermögend mitzusingen. Der Gottesdienst schloß sich mit dem angenehmsten Opfer, mit Versöhnung und Vergebung. Es war rührend anzusehen, wie jetzt die Weiber und Jungfrauen die Leidende in ihrer Mitte nach Hause führten, wie die Männer und Jünglinge ihren alten Seelenhirten umgaben, ihn nochmahls treuherzig ihrer vollen Liebe versicherten, und auch mit ihm nach der Pfarre zogen. Da Lottchen schon unter Weges ohnmächtig ward, so führten sie die Weiber nach ihrer Kammer, und wachten von nun an abwechselnd an ihrem Krankenlager. Am andern Morgen gingen zahl-

reiche Deputirte nach der Stadt, und brachten vom Superintendenten die Versicherung zurück, daß auf ihre dringende Bitte der Klage nicht gedacht werden sollte. Eine volle Woche verfloß nun ruhig, es besserte sich mit Lottchen, und ihr alter Vater saß oft tröstend an ihrem Bette, und ermahnte sie mit kräftigen Worten zur Standhaftigkeit und Ausdauer in der harten Prüfung. Eben war er Sonntags in die Kirche gegangen, als seine zwey andern Töchter aus der Stadt anlangten, sie hatten das dunkle Gerücht, welches sich auch dort verbreitete, vernommen, wollten sich mit eignen Augen überzeugen, und überhäuften nun die Unglückliche mit den schmählichsten, schrecklichsten Vorwürfen. Hätten nicht zwey starke Bauerweiber an Lottchens Bette gewacht, sie würden in ihrer Wuth die Hülflose erbärmlich mißhandelt haben. Mit ähnlichem, unnatürlichem Grimme, und eben so beißenden Vorwürfen empfingen sie den alten Vater, als er aus der Kirche kam, sie nannten ihn einen Kuppler seines eignen Kindes, und vergaßen der Ehrfurcht ganz, die sie dem Vater schuldig waren. Der gekränkte Alte antwortete nicht, versperrte sich in seine Studierstube, und überließ sich seinem gerechten Schmerze. Wie die hartherzigen Schwestern neue Angriffe auf die Unglückliche wagten, sandten die Wächterinnen nach Hülfe: Weiber und Männer versammelten sich bald in Menge, sie ermahnten die Wüthenden mit kräftigen, bäurischen Worten zur Schonung, sie bewiesen ihnen, daß noch nicht aller Tage

Abend, und der sich am sichersten dünke, oft dem Falle am nächsten sey. Da aber die Ermahnung die Stolzen noch mehr erbitterte, so ergriffen die Bauern stillschweigend Lottchens Bett, und trugen es auf ihren starken Schultern nach der nahen Schule. Ein alter Greis blieb bey den staunenden Schwestern in der leeren Kammer. Wir haben, sprach er endlich ernsthaft, heute vor acht Tagen im Gotteshause demjenigen Fluch gelobt, der dem armen Vater und seinem unglücklichen Kinde einen Vorwurf macht. Gott hat ihn gehört, nehmt euch in Acht, daß er euch nicht schrecklich trifft. Versucht's nicht, uns zu folgen, wir werden sonst Vaterrecht brauchen, denn das arme Lottchen ist nun unser Kind geworden.

Lottchen wohnte jetzt wirklich im Oberstübchen der Schule, die Weiber des Dorfs umgaben sie mit stärkerer Wache, und sandten die Suppe zurück, welche die Schwestern ihr am Abende mit einem kränkenden und spöttischen Gruße sandten. Sie hätten, ließen sie ihnen rückdeuten, schon selbst noch Hühner zur Suppe, und würden sie für ihr neues Kind nicht sparen.

Am dritten Tage erfuhren einige Bauern, daß man auf dem Pfarrhofe nach einem Arzte gesandt habe, sie muthmaßten Krankheit ihres lieben Pfarrers, und eilten ihn zu besuchen. Sie fanden ihn auf seinem Bette, er rang schon mit dem Tode, konnte nicht mehr hören, nicht mehr sprechen; seine beyden unnatürlichen Töchter hatten ihn, nach Aus-

sage der Mägde, stets mit den kränkendsten Vorwürfen gemartert, er hätte oft um Schonung gefleht, aber sie war ihm nie geworden. Als sie am nähmlichen Tage ihn beym Mittagsmahle aufs neue damit kränkten, endete seine Geduld, er sprach sehr hart mit ihnen, und ging in sein Zimmer. Die Magd, welche ihm den Kaffeh nachtrug, fand ihn sinnlos am Boden; wahrscheinlich hatte ihn der Schlag getroffen. Die Töchter waren nicht zugegen, wie die Bauern ankamen, sie beschäftigten sich, die Schränke und Kisten zu versperren, damit bey dem nahen Todesfalle nichts von ihrem Erbtheile entwendet werden könne. Der kranke Vater bemühte sich äußerst, mit den Anwesenden zu sprechen, aber seine Mühe war vergebens. Er hob seine Linke, denn die Rechte hatte wirklich der Schlag gelähmt, in die Höhe, und deutete mit flehender Miene nach der Schule. Die Bauern verstanden seine Bitte, und gelobten in kräftigen Worten und mit deutlichen Mienen, daß sie der Verlassenen Vater seyn wollten. Ehe noch der Arzt anlangte, hatte er schon ausgerungen; als kurz vorher die unnatürlichen Töchter an sein Sterbebette traten, und kläglich, aber nicht ernstlich, ihre Hände rangen, wandte der Sterbende sein Angesicht von ihnen, und starb, indem er sehnsuchtsvoll nach der Schule blickte.

Dieß alles hinderte die Verstockten keineswegs, ihrer unglücklichen Schwester ganz allein die Ursache des väterlichen Todes aufzubürden, sie be-

haupteten ſogar kühn, daß der Vatermörderinn kein Theil am Erbe gebühre, und ſchwuren, eher den letzten Rock zu verganden, als ihr gutwillig einen Groſchen zu übergeben. Dieß, ſprachen die anweſenden Bauern, werden wir hier beym Leichname des Vaters nicht ausmachen, aber ſo viel ſchwören wir euch, daß es der Aermſten, wenn ſie auch nicht das Geringſte erhält, doch an nichts mangeln ſoll. Wir haben's dem ſterbenden Vater gelobt, und werden treulich Wort halten. Sehet zu, daß das ungerechte Habe nicht einſt auf eurer Seele brennt.

Mit Lottchen hatte es ſich unter der ſorgfältigen Pflege der Weiber abermahls gebeſſert, ſie konnte im Bette aufſitzen, und gab Hoffnung, bald in der Stube herum zu gehen. Der Richter des Dorfs hatte am Sterbetage ihres Vaters die ganze Gemeinde verſammelt, und mit ihr über Lottchens künftiges Schickſal gerathſchlagt, alle hatten ſich ſchriftlich verbunden, mit freudigem Herzen den ausfallenden Theil zu ihrer Verſorgung auf Lebenszeit beyzutragen, des Richters einziger Sohn hatte ſogar hinzu gefügt, daß er, wenn Wilhelm nicht aus dem Kriege wiederkehre, ihr ſeine Hand biethen wolle, und mit ihr glücklicher als mit mancher andern zu leben hoffe. Da übrigens Lottchen ſchon äußerſt viel gelitten hatte, und mehr zu leiden nicht fähig war, ſo ward beſchloſſen, ihr jetzt den Tod des Vaters nicht kund zu machen, und ſorgfältig zu verhüthen, daß niemand ihr ſolchen entdecke; dieſer Vorſatz war ſehr leicht auszuführen, weil immer

einige Weiber des Dorfs bey Lottchen wachten, jeden, der ſich ihr näherte, vorher unterrichten, und alle, denen ſie nicht trauten, entfernen konnten: aber die gutherzigen Seelen bedachten nicht, daß das arme Kind bald nach einer Unterredung mit dem Vater bangen, ſich ſtark genug fühlen werde, ihn beſuchen zu wollen. Ueberdieß lag die Schule ſehr nahe an der Kirche, die Leiche des alten Vaters mußte nahe daran vorüber getragen werden, Glockengeläute und Trauerlieder mußten ſie aufmerkſam und argwöhniſch machen. Schon am andern Morgen forſchte Lottchen ſehr ſorgfältig nach dem Befinden ihres Vaters, ſie hatte ihn im Traume im Sarge geſehen, und wollte nun mit Gewalt auf die Pfarre gehen. Mit vieler Mühe gelang es den Wärterinnen, ſie eines andern zu überreden, ſie brachten ihr Bothſchaft vom Vater, der ihr Schonung und Ruhe geboth, und ſie morgen oder übermorgen zu beſuchen verſprach. Dieſe Nachricht ſchien ſie zu beruhigen, als aber am Mittage alle Glocken der ganzen Gemeinde den Tod ihres Pfarrers verkündigten, da forſchte ſie aufs neue ängſtlich nach der Urſache. Man erzählte ihr, daß ein alter Bauer geſtorben ſey; ſie wollte es Anfangs nicht glauben, als aber jeder, welcher ſie dieſen Tag beſuchte, ihre Frage eben ſo beantwortete, ſo wurde ſie am Abende ruhiger, und fragte jetzt oft: ob ihr Vater die Leiche führen, und ſie dann beſuchen werde? Da die Wärterinnen ihr Hoffnung dazu machten, ſo ſchlief ſie ſanft, und konnte am Mor-

gen das Bett verlaſſen, ungeachtet die Anweſenden ſie eines andern zu bereden ſuchten. Die beſondere auffallende Mühe, welche ſie am Mittage aufs neue anwandten, Lottchen zum Niederlegen zu bereden, mochte die Unglückliche mißtrauiſch gemacht haben, ſie warf ſich in ihren Kleidern auf's Bett, und ſchien bald ſanft zu ſchlafen. Als die Glocken den Leichenzug verkündigten, und dieſer ſich ſchon der Schule nahte, ruhte Lottchen noch immer, die Wärterinnen ſchlichen ſich leiſe an's Fenſter, und wollten auch mit Blicken Abſchied von ihrem treuen Lehrer nehmen. Der Anblick riß ſie hin, ſie ſchluchzten laut, und ſahen es nicht, wie das arme Lottchen leiſe ihr Bett verließ, und auch an's Fenſter ſchlich. Der Sarg, in welchem ihr Vater ruhte, ward eben vorüber getragen, ihre Schweſtern folgten heulend in ſchwarzen Trauerkleidern, und Lottchen ſank mit einem gräßlichen Schrey zu Boden. Die Wärterinnen eilten ihr erſchrocken zu Hülfe, ſchleppten ſie auf's Bett, und weckten bald ihre Sinne, aber ihr Verſtand war unwiederbringlich verloren, der ſchreckliche Anblick des todten Vaters, die noch ſchrecklichere Vermuthung, daß ſie die Schuld desſelben trage, hatte ihn zerrüttet. Sie raſete, überwältigte oft die Wärterinnen, und ſuchte ein Werkzeug, um ſich zu ermorden. Ich habe ihm den Dolch in's Herz geſtoßen, das Blut floß ſtromweiſe von ſeinem Sarg herab, rief ſie immer, ich habe den ſchrecklichſten Tod verdient, ihr müßt mich binden, und dem Gerichte überliefern!

Am Abende mußte die betrübte Gemeinde auch wirklich zu diesem Mittel schreiten, und ihre Hände fesseln, denn sie hatte sich einige Mahl schon selbst erdrosseln wollen. Sie hofften noch immer sehnlich auf Besserung; als sie nicht erfolgte, hohlten sie auf ihre Unkosten einen berühmten Arzt. Er konnte in ihren Umständen wenig zu ihrer Linderung, zur vollkommenen Hülfe gar nichts beytragen, doch behauptete er, daß es sich mit ihrer Entbindung, die jetzt mächtig nahte, von selbst bessern werde. Ehe diese Stunde ganz nahte, duldete die arme Wahnsinnige schreckliche Martern und Leiden, ihre Einbildungskraft führte sie jeden Tag oft und vielmahls auf's Schaffot: dieß war ihr einziger, nie ganz weichender Gedanke. Oft stand sie vor ihren Richtern, bekannte mit rührenden Worten ihre ganze Schuld, und klagte sich endlich selbst als Vatermörderinn an; sie ließ den Stab über sich brechen, ward zum Schwerte verurtheilt, und hörte ihr Urtheil mit Standhaftigkeit an. Aeußerst rührend und traurig war es für die Wärterinnen, wenn sie sich durch Hülfe ihres Wahnsinns nach dem Rabenstein führen ließ, sie wurde dann vergnügt und froh, versöhnte sich innig mit Gott, sprach mit den Anwesenden ernstlich, und warnte jedes Mädchen mit den nachdrücklichsten Worten vor Verführung und Verlust der Unschuld. Eine lange, anhaltende Ohnmacht, in welcher sie sich hingerichtet wähnte, endete dann immer die schreckliche Scene, welche sie stets mehr und mehr entkräftete. Niemand hoffte auf

glückliche Entbindung, jeder weisſagte ihr im Voraus mit dieſer das Ende ihrer Leiden; endlich nahten ſich ihre Schmerzen, ſie waren der armen Wahnſinnigen neue, noch nie gefühlte Empfindungen, ihre Einbildungskraft wähnte, daß ſie am Hochgericht ſtehe, und mit glühenden Zangen gezwickt werde. Sie flehte oft ihre Henker um Barmherzigkeit an, und nannte ſie unmenſchliche Barbaren. Nach vier und zwanzigſtündigem Leiden gebar ſie, zum Erſtaunen aller Anweſenden, ein geſundes, wohlgeſtaltetes Mädchen; die Aenderung, welche der verſtändige Arzt prophezeyt hatte, erfolgte ſchnell. Alle Anweſende jubelten und frohlockten, als ſie ihr Schmerzenskind forderte, und es mit allen Beweiſen der reinſten Zärtlichkeit einer Mütter an ihr Herz drückte, ſie war äußerſt ſchwach, aber bey vollkommenem Verſtande, ſie beantwortete jede Frage richtig, und ſchien ſich des Todes ihres Vaters gar nicht mehr zu erinnern, ſie beſchäftigte ſich ſtets mit ihrem Kinde, und lächelte wonnevoll, wenn ſie es anblicken konnte. Auf dieſe Art durchlebte ſie zwey glückliche Tage, die Taufe des Kindes war für die ganze Gemeinde ein Feſt, alle Hausväter und Mütter ſtanden ihm zu Gevatter, und erneuerten den Bund, Mutter und Kind bis an ihren Tod zu ernähren. Man hatte das Mädchen in der Taufe Wilhelmine genannt; als man es der Mutter erzählte, forſchte ſie ſogleich nach Briefen von ihrem Wilhelm, da man ihr keine bringen konnte, ſo weinte ſie den ganzen Abend, und nannte ihr Kind

eine vaterlose Waise. In der folgenden Nacht schlief sie ruhig, sprach aber am andern Morgen schon wieder irre, dann und wann blickte, gleich der untergehenden Sonne, ihr Verstand noch empor, aber bald sank er, gleich dieser, in die Dunkelheit hinab, und ging nie mehr auf. Ihr Wahnsinn hatte sich auf die glücklichste Art geändert, sie wähnte mit ihrem Kinde im Himmel zu seyn, und glaubte alle Freuden desselben zu genießen. Sie sprach täglich mit Gott und seinen Engeln, ihre Einbildungskraft verwandelte einen Trunk frisches Wasser in Nektar, und ein Stückchen Brod in Himmelsmanna. Die Gemeinde, welche noch immer auf Rettung hoffte, brauchte den Arzt auf's neue, aber er erklärte ihren Wahnsinn sogleich für unheilbar, und Rettung für unmöglich. Das unglückliche Lottchen, welches nun durch ihren Wahnsinn innere Zufriedenheit und Seelenruhe genoß, ward bald gesund, ihre Wangen rötheten sich auf's neue, sie war reitzender und schöner als in den Tagen ihrer Unschuld. Sie liebte ihr Kind mit seltener Zärtlichkeit, sie wartete und pflegte es mit einer Sorgfalt, der keine andere Mutter fähig war. Oft wiegten es, ihrer Einbildung nach, die Engel, aber sie wich doch nie von seiner Wiege, und beobachtete stets die kleinste Bewegung desselben. Ihre unnatürlichen Schwestern besuchten sie nie mehr, sie theilten die ganze Erbschaft unter sich, und die redliche Gemeinde hinderte es nicht, weil die Glieder derselben glaubten, daß eine Klage darüber der Reue ihres Gelübdes ähnlich sähe, durch

wel-

welches sie sich verbunden hatten, Lottchen sammt ihrem Kinde zu ernähren. Aber der gewissenhafte Superintendent duldete dieß Unrecht nicht, er vertrat die Verlassene, die Gerechtigkeit entschied, und Lottchen erhielt gleichen Antheil am Erbe des Vaters. Es ward den Vorstehern der großmüthigen Gemeinde zur Verwaltung übergeben, weil sie einstimmig erklärten, daß sie ihr einmahl angenommenes Pflegekind nicht aus ihrer Mitte lassen wollten. Das ganze Erbtheil bestand in eilf hundert Thalern, sie legten diese auf sichere Zinsen, machten diese immer wieder zu Capital, und ernährten Lottchen aus Eigenem, damit ihr unschuldiges Kind einst eine Summe erbe, mit welcher es sich gut und redlich ernähren könne.

Lottchen lebte beynahe stets im Ueberflusse, alles, was sonst die Hausmütter als einen Leckerbissen für ihr künftiges Kindesbett aufbewahrten, trugen sie jetzt mit willigen Herzen auf die Schule, und weinten innig, wenn ihr wahnsinniges Pflegekind sie für Engel ansah, und mit ihnen von den seligen Freuden des Himmels sprach. Der neue Pfarrer war ein wahrer Menschenfreund, er nahm warmen Antheil an Lottchens Schicksale, ermahnte seine Gemeinde oft zur Ausdauer in ihrer wohlthätigen Handlung, und fachte dadurch ihren Eifer auf's neue an. Lottchen behauptete, daß die weiße Farbe die Kleidung der Engel sey, und wollte kein anderes Kleid anziehen, auch ihr Kind in keinem andern sehen. Es ward daher im Dorfe bald zum unver-

brüchlichen Gesetze, daß jede Dirne am Abend, wenn die Hausmutter Feyerabend geboth, noch eine halbe Stunde länger für Lottchen spinnen mußte, damit sie nie Mangel an Leinwand haben sollte. Oft leuchtete um Mitternacht noch am Fenster der fleißigen Dirnen das Lämpchen, und wenn der Wanderer nach der Ursache forschte, so ward ihm zur Antwort, daß die Dirne am Engelskleide spinne.

Vier Jahr waren nun in Drangsalen des Krieges verflossen, immer war das Dorf vor Verheerung geschützt geblieben, rings umher hatten die Feinde fürchterlich gewüthet, vor diesem waren sie schonend vorüber gezogen. Jedermann glaubte, daß das Gebeth des Engels, so nannte man durchgehends Lottchen, diese glückliche Wirkung hervor gebracht hätte, man schätzte und liebte sie deßwegen immer stärker. Lottchen lebte diese Zeit hindurch mit ihrem Kinde, das gesund und munter heran wuchs, in ihrem seligen Zustande froh und zufrieden, Wilhelm hatte einige Mahl geschrieben, ihr seine Gesundheit und ewige Fortdauer der zärtlichsten Liebe berichtet. Man hoffte bey Empfang des ersten Briefes auch große und glückliche Wirkung, aber man betrog sich; die unglückliche Wahnsinnige wähnte, daß Wilhelm sie durch seinen Brief aus dem Himmel zu locken suche, und sie bestand fest darauf, daß sie, der irdischen Leiden müde, diesen nie mehr verlassen wolle. Das war die ganze Antwort, welche man von ihr erhielt, die sie endlich auch schriftlich gab, als der Pfarrer sie forderte.

Dieſer beantwortete nun jeden Brief des armen Wilhelms, und ſchilderte ihm alle Mahl den unglücklichen Zuſtand ſeiner Geliebten, aber, war's Zufall oder Schickung, Wilhelm erhielt dieſe Antwort nie, er flehte in jedem neuen Briefe um Antwort, und bath am Ende diejenigen, welche ſeine Briefe etwa erbrächen, nur um Nachricht von des geliebten Lottchens Leben oder Tod. Wahrſcheinlich war der Krieg ſelbſt Schuld am Verluſte der Briefe; Wilhelms Regiment, das bey jeder Gelegenheit ſehr brav that, ſtand immer im Angeſichte des Feindes, und wenn die Antwort am beſtimmten Orte auch eintraf, ſo war oft Wilhelm meilenweit davon entfernt.

Endlich erhörte Gott das Flehen der Millionen ſeiner Gläubigen, und ſchenkte Deutſchland den Frieden. Wilhelm ſchrieb, daß er als Wachtmeiſter ſeinen Abſchied erhalten, ſich ein kleines Capital erworben, und nun komme, um ſein Lottchen zu heirathen, oder auf ihrem Grabe zu ſterben. Eben ging der Pfarrer des Orts mit Lottchen und ihrer kleinen Wilhelmine in ſeinem Garten ſpatzieren, als ein junger, ſchöner Mann in haſtiger Eile die Gartenthür öffnete, und mit offnen Armen auf Lottchen zueilte. Es war Wilhelm, Lottchen erkannte ihn ſogleich, ſchrie fürchterlich um Hülfe, nahm ihr Kind auf den Arm und entfloh in ſchnellſter Eile. Wilhelm ſtand wie angewurzelt am Boden, ſolch einen Empfang hatte ſeine heiße Liebe ſich nie gedacht, ihr Grabhügel würde ihn nicht ſo ſehr er-

schreckt, nicht so aller Fassung beraubt haben. Dieß hatte er längst vermuthet, aber jenes nie denken können, nie denken wollen. Der Gedanke, daß Lottchen verheirathet, und wahrscheinlich dieß ihr Mann sey, bemächtigte sich jetzt seiner Seele, und nagte geyerartig an seinem Herzen. Der Pfarrer, welcher sich nun mit ihm in's Gespräch einließ, brauchte Muth und Stärke, um ihn vom Gegentheile zu überzeugen, und nach und nach zur Erzählung von Lottchens unglücklichem Schicksale vorzubereiten. Wilhelm jammerte schrecklich, als ihm die Erzählung ihrer Leiden ward, er bestand hartnäckig darauf, daß ihn der Pfarrer nach der Schule führen sollte. Er hoffte, wenigstens mit ihm sprechen zu können, und wollte nur sein Kind sehen und segnen. Als der Pfarrer endlich seiner dringenden Bitte nachgab, und mit ihm nach der Schule ging, sahen sie Lottchen am obern Fenster stehen, und ängstlich umher blicken. Der Pfarrer bewog Wilhelmen zum Stillstande, ihr suchender Blick fand sie bald, sie starrte den hoffenden Wilhelm an; endlich lächelte sie freundlich und winkte ihn näher, wie er aber unaufhaltsam nach der Thür rannte, da schrie sie auf's neue erbärmlich um Hülfe. Ihre Thür war fest verriegelt, Wilhelm konnte sie nicht öffnen, ihr anhaltendes Jammergeschrey bewog ihn endlich selbst abzulassen, weil der Pfarrer ihm nebenbey dringend vorstellte, daß weitere Gewalt sie zur Raserey verleiten könne. Ihr klägliches Geschrey nach Hülfe hatte viele Bewohner des Dorfes herbey gelockt, sie fanden den

unglücklichen Wilhelm und bewillkommten ihn mit naſſen Augen. Wären ſie früher gekommen, ſagte ein altes Mütterchen, dann hätte ich noch einmahl auf ihrer Hochzeit getanzt, aber jetzt werden wir wohl nur mit einander weinen können. Da Lottchen immer noch erbärmlich ſchrie, ſo ſuchten ſie alle Gegenwärtige zu beruhigen, aber ſie ſchwieg nicht eher ſtille, als bis Wilhelm ſich entfernte. Einige Bewohner des Dorfes führten ihn, er weinte ſchrecklich, und rang ſeine Hände fürchterlich, Lottchen blickte mitleidig zum Fenſter herab. Warum weint er denn? fragte ſie endlich.

Der Pfarrer. Weil Sie ihn nicht ſehen, nicht ſprechen wollen.

Lottchen (ängſtlich.) Wie kann ich denn? Wenn er mir zu nahe kommt, ſo trägt er mich aus dem Himmel wieder in die Welt hinab, und da, muß ich wieder auf's neue leiden! O dahin mag ich nicht mehr! Nein! Nein! dahin gehe ich nicht.

Wilhelm (ſchluchzend.) Unvergeßliche! Mir ewig Theure! Ich will dir deinen Himmel, ſo ſchrecklich er mir auch iſt, nicht rauben. Ich will dich nur ſehen, nur mein Kind ſegnen.

Lottchen (hebt Wilhelminen am Fenſter in die Höhe.) Siehſt du es nun? Iſt's nicht ein ſchöner Engel? O es hat mir gräßliche Schmerzen gekoſtet, aber nun iſt's auch meine einzige Freude.

Wilhelm (außer ſich.) Erbarme dich! Erbarme dich meiner! Erlaube, daß ich mich dir nähern, daß ich mein Kind küſſen darf.

Lottchen (ängstlich.) Nein! Nein! Haltet ihn, laßt ihn nicht los! (Zum Kinde.) Siehst du, dieß dort war auf der Welt dein Vater.

Das Kind (freudig in die Hände klopfend.) Mein Vater! Mein Vater! Ach, wie freue ich mich, daß ich nun auch einen Vater habe. (Hinab rufend.) Lieber Vater, komm herauf zu uns, damit ich dich herzen kann.

Wilhelm (mit innigstem Gefühle.) Engel, theures, liebes Kind, bitte deine Mutter, daß sie es erlaubt, vielleicht rührt deine bekannte Stimme ihr Herz.

Das Kind (die Hände aufhebend.) Bitte, bitte, liebe Mutter, erlauben Sie, daß der liebe Vater herauf kommen darf.

Lottchen. Nein! Nein! du verstehst es nicht, er will uns aus dem Himmel entführen.

Sie hob das Kind schnell hinab, und verschloß das Fenster, doch sahen sie bald alle auf's neue hinter diesem stehen, und mitleidig auf den jammernden Wilhelm herab blicken. Sein Zustand war wirklich schrecklich und erbarmungswürdig, er fand die Geliebte seines Herzens wieder, er sah sie in blühender Schönheit vor sich stehen, er fühlte die heißeste, innigste Sehnsucht nach ihr, und durfte sich ihr nicht nähern, konnte nicht einmahl das Kind küssen, welches sie ihm gebar. Mit vieler Mühe, und nur mit der Versicherung, daß es ihm morgen vielleicht besser gelingen würde, folgte er endlich seinen Begleitern nach dem Pfarrhofe, Lottchen öff-

nete sogleich ihr Fenster, und blickte ihm unverwandt nach. Sie stand am andern Tage früher als gewöhnlich auf, sie putzte sich und ihr Kind mit auffallendem Fleiße, und trat mit ihm an's Fenster, als bald darauf der unglückliche Wilhelm vom Pfarrhofe herab eilte, äußerte sie die größte Freude, wie er sich ihr aber ganz nahen wollte, da begann ihr Jammergeschrey von neuem.

Alle Versuche, die Wilhelm und seine Freunde in der Folge anwandten, um Lottchen von ihrem Irrwahne zu überzeugen, waren vergebens, die Idee, daß er sie aus dem Himmel entführen wolle, war zu tief in ihrer Seele eingewurzelt, sie nahm jeden Versuch als eine Folge derselben, und ward daher immer mehr darin bestärkt. Sie weinte, wenn Wilhelm nicht um die gewöhnliche Zeit erschien, sie sprach oft vom Fenster herab freundlich und lange mit ihm, erinnerte ihn an vergangene Dinge, erzählte, wie sie sich in seinen Armen glücklich gedünkt hätte, nun aber im Himmel noch weit glücklicher sey, sie ermahnte ihn zur Nachfolge, und versprach, ihn mit offenen Armen zu empfangen. Diese Versicherung bewog den Pfarrer zu einer List; er überredete Wilhelmen, einige Tage nicht an Lottchens Fenster zu erscheinen, und brachte dieser die Nachricht, daß er gefährlich krank sey, und ganz gewiß sterben werde. Sie hörte diese Trauerpost ruhig an, und äußerte am Ende die größte Freude darüber. Dein Vater, sprach sie zu Wilhelminen, wird nächstens zu uns kommen, und bey uns woh-

nen, wir müssen uns auf seinen Empfang vorbereiten. Sie war nun äußerst geschäftig, putzte sich und ihr Kind auf's schönste, räumte alles im Zimmer auf, und ließ wider ihre Gewohnheit die Thür desselben öffen. Diese Vorbereitung gab Hoffnung zum glücklichsten Erfolge, der darüber entzückte und ungeduldige Wilhelm starb noch am nähmlichen Abende, und der Pfarrer benachrichtigte sie davon. So kann ich ihn also mit jedem Augenblicke erwarten, sprach sie frohlockend, und trat an's Fenster. Wilhelm erhielt Nachricht von ihren Gesinnungen, er trat, wie's verabredet war, in einem weißen Kleide aus dem Pfarrhofe, und näherte sich der Schule. Lottchen äußerte bey seinem Anblicke die größte Freude, wie er aber näher kam, ward sie unruhig, und schrie erbärmlich, als er den gewöhnlichen Platz überschreiten wollte. Es ist schändlicher Betrug, schrie sie, er lebt noch, er ist nicht todt, er hat noch seinen Körper wie vorher! Vergebens mühte sich der Pfarrer, sie eines andern zu überreden, er bewies, daß sie auch noch einen Körper habe, und doch im Himmel wohne, aber sie behauptete das Gegentheil, und suchte zu beweisen, daß seine blöden, irdischen Augen so etwas nicht unterscheiden könnten. Er durfte es nicht hindern, als sie die Thür versperrte, und sie diesen Abend niemanden mehr öffnete.

So viele vergebene Versuche erschöpften die Hoffnung des liebenden Jünglings, er überließ sich ganz dem Kummer und Grame, der nach einigen Wochen sichtbar an seiner schönen Gestalt nagte. Er

übergab sein kleines Capital dem Pfarrer, und bath ihn, daß er ihn ein oder zwey Jahr, welches die höchste Dauer seines unglücklichen Lebens seyn würde, dafür ernähren solle. Der menschenfreundliche Pfarrer legte es in sein Pult, versprach ihm Kost und Wohnung, und versicherte ihn nebenbey, daß diese Summe, wenn Gott früh oder spät sein Leiden ende, das Erbtheil seines Kindes werden solle. Dieses nur ein Mahl in der Nähe zu sehen, nur ein Mahl zu küssen, war jetzt der einzige Wunsch des armen Wilhelms, aber auch diesen versagte ihm das harte Schicksal, denn die Mutter bewachte es mit größter Sorgfalt und Mißtrauen, und ließ es nie unter der Aufsicht eines Fremden. Sie unterrichtete in der Folge die kleine Wilhelmine im Nähen und Stricken, im Lesen und Schreiben, auch in der Religion, und in dieser letztern so echt und rein, daß der strengste Theolog nichts dagegen einwenden konnte, und doch war und blieb sie wahnsinnig.

Wilhelm erschien jetzt jeden Morgen wieder regelmäßig am Fenster seines Lottchens, sie erwartete ihn stets, und sprach liebreich mit ihm. Wenn sich dann, was gewöhnlich nach einer kleinen Viertelstunde geschah, ihr Himmel wieder schloß, so eilte er in's Freye, irrte in Feldern umher, kam selten zum Mittagsmahle nach Hause, stand aber richtig am Abende am Ufer des Baches, welcher das Dorf durchfloß. Lottchen ging dann immer am gegenseitigen Ufer spatzieren, und sprach ohne Furcht mit ihm, weil sie wähnte, daß

der Bach die Gränze zwiſchen Himmel und Erde ſey. Einſt wagte es Wilhelm, und ſprang hinüber, als er, von innerem Gefühle hingeriſſen, ſeiner Leidenſchaft nicht mehr gebiethen konnte. Lottchen ſank ohnmächtig zu Boden, und erwachte mit einer fürchterlichen Raſerey, die ſich aber ſchon am dritten Tage, und, was Wilhelm noch am glücklichſten dünkte, mit gänzlicher Vergeſſenheit ſeiner Kühnheit endigte. Sie ſah und ſprach ihn, wie ehe und zuvor, und gedachte derſelben nie.

Wilhelm verſank binnen Jahresfriſt in eine tiefe, finſtere Melancholie, die nahe an Wahnſinn gränzte, er ſprach oft den ganzen Tag kein Wort, wandelte am liebſten unter den Gräbern des Kirchhofs umher, ruhte oft auf ſeinen Leichenſteinen, verſäumte aber nie die Zeit, wenn er ſein Lottchen ſehen konnte. Beyde ſprachen jetzt wenig, blickten nur ſtill einander an, und kehrten dann wieder heim. Im ſpäten Sommer des folgenden Jahres war Wilhelm einige Tage krank, und lag ſprachlos auf ſeinem Lager; wie es ſich wieder mit ihm beſſerte, und der Pfarrer ihn am folgenden Sonntage mit in die Kirche nahm, wollte er nicht über die Brücke gehen, welche über den Bach führte. Er behauptete kühn, daß er von Gott wegen Lottchens Verführung in die Hölle verurtheilt ſey, und nicht den Bach überſchreiten dürfe, der die Gränze zwiſchen dieſer und dem Himmel bezeichne. Alle Beweisgründe waren fruchtlos, und der Pfarrer ſah klar ein, daß Wilhelms Verſtand nun auch verloren ſey. Er äußerte übri-

gens nur in diesem einzigen Puncte Wahnsinn, in allen andern Vorfällen handelte er stets klug und vernünftig, doch sprach er, wie vorher, sehr wenig, wollte nie zu Hause weilen, und ging immer im Freyen umher. Nie überschritt er aber den Bach, welcher ihn von Lottchen trennte, er harrte ihrer dort täglich, und sie kam alle Mahl zu ihm herab: Wenn der arme Wilhelm nachher auf seinen Wanderungen einen Dornstrauch fand, so hob er ihn stets auf, und trug ihn Tage lang auf seinem Rücken. So lange ich, sprach er dann zu denjenigen, welche nach der Ursache fragten, diesen Dorn auf meinem Rücken trage, kann sich ihn niemand in den Fuß treten, und Wunden, setzte er seufzend hinzu, thun weh, sehr weh!

Im Frühjahre, als der Schnee schmolz, und der Bach reissend und schnell durch das Dorf strömte, vermißte man Wilhelm und Lottchen an einem Tage. Alle Bewohner irrten suchend umher, und konnten sie nicht finden. Einige Vorübergehende hatten beyde noch vor kurzem an dem Bache stehend gesehen, beyde blickten, nach ihrer Versicherung, sich sehnsuchtsvoll an, und winkten einander unaufhörlich. Erst als der Bach am dritten Tage in seine Ufer zurück trat, fand man die Unglücklichen auf einer überschwemmten Wiese, sie hielten einander fest umschlungen, und schienen auch noch im Tode die Wonne der Wiedervereinigung zu fühlen, denn sie lächelten beyde, und widerlegten den Satz, daß der Tod bitter schmecke.

Wahrscheinlich hatte die Sehnsucht, welche beyde so oft nach einer Umarmung äußerten, die Wirkung ihres Wahnsinns überwunden, wahrscheinlich waren sie, von innerm Gefühle hingerissen, einander durch's Wasser entgegen geeilt, und durch die Gewalt desselben fortgerissen worden. Zum größten Glücke hatte Lottchen ihr Kind nicht mit sich genommen, es lag eben an den Blattern krank, sonst würde dieß wahrscheinlich auch ein Opfer des Todes geworden seyn.

Alle angewandte Hülfe war vergebens, keine Arzeney konnte sie wieder erwecken. Sie wurden an einem Tage, und in einem Grabe beerdigt, das ganze Dorf folgte ihrer Leiche, und beweinte ihren Tod. Alle Jünglinge und Mädchen trugen ihrem Andenken zu Ehren Trauerkleider, und betraten unter dieser Zeit nie den Tanzboden. Der Pfarrer zierte ihre Ruhestätte mit einem weißen einfachen Steine, worauf die Worte stehen: Himmel und Hölle trennte, aber der Tod vereinigte sie! — — Wenn man jetzt diese Schrift lesen will, so muß man sich durch eine dichte Rosenhecke hindurch drängen, welche die Jungfrauen des Dorfes dahin pflanzten, und immer noch mit gleicher Sorgfalt pflegen.

Wilhelmine, die Frucht ihrer unglücklichen Liebe, ward von dem Pfarrer des Orts, welcher nie heirathete, zu seinem Kinde angenommen, und mit einer Sorgfalt erzogen, die sein Andenken noch im Grabe ehrt. Ich sah sie vor mehreren Jah-

ren, sie war damahls schon lange die Gattinn eines Gerichtsverwalters, der sie innig und zärtlich zu lieben schien. Ihre vielen und herrlichen Kenntnisse, ihr sanfter, liebenswürdiger Charakter hatten ihr die Bewunderung und Hochachtung der ganzen Gegend erworben. Sie war noch sehr schön, aber auf ihrer Stirn ruhten Kennzeichen innerer Schwermuth, welche das sanfte Lächeln ihres Mundes nicht wegzuwischen vermochte. Ihr Gatte versicherte mich, daß er sehr glücklich mit ihr lebe, sich aber hüthen müsse, sie nur mit unbedeutenden Worten zu kränken, weil ihre allzu reitzbare Seele alsdann anhaltend leide, und vielen Hang zur Melancholie verrathe.

Jacob W***r.

Im angenehmen Zillerthale der Grafschaft Tirol lebte vor vielen Jahren Jacob W—r, ein feuriger, muthiger und schöner Jüngling. Sein Vater hatte ihm ein nicht allzu geringes Vermögen hinterlassen, welches er durch kluge und nützliche Speculation zu vermehren suchte. Da er nur bares Geld und keine Grundstücke besaß, so pachtete er den gräflich F— schen Meierhof, und ward bald in der ganzen Gegend als der beste und klügste Oekonom bekannt. Wenn er daheim war, so beschäftigte er sich bloß mit seinem Viehe, Wiesen und Aeckern, suchte jedes derselben zu verbessern, und war immer glücklich genug, seine Absicht geschwind zu erreichen, wenn's aber zu Hause — was öfters geschah — an häufiger Beschäftigung mangelte, so zog er gerne über's Feld, war bey jedem Freyschießen, bey den meisten ländlichen Gelagen zugegen, und behauptete auch auf beyden den ersten Rang, selten fehlte er den Mittelpunct der Scheibe, selten übertraf ihn ein Tänzer, selten gewann ein anderer, wenn er sich unter den Kegel- und Kartenspielern befand. Alle diese kleinen Ausschweifungen, welche dem Landwirthe sonst immer nachtheilig, oft schädlich sind,

waren für ihn gerade das Gegentheil, er blieb als Schütze, Tänzer und Spieler immer noch der speculirende Oekonom, er benutzte jeden Zwischenraum, kaufte, verkaufte, forschte und fragte stets mit Vortheil, weil gute Gesellschaft und Gelegenheit zur Freude das Herz des Verkäufers und Befragten geöffnet hatte, beyde aufrichtiger und williger machte, manchem kleinen Gewinne zu entsagen, auf welchem sie bey anderer Gelegenheit fest bestanden wären. Uebrigens ward er durch Erfahrung überzeugt, daß auch in seiner Abwesenheit jeder Auftrag daheim pünctlich erfüllt, sein Nutzen auf alle mögliche Art befördert würde, denn er hatte treues Gesinde, und überdieß eine Haushälterinn, die, eben so klug wie er, überall umher blickte, und auf der Stelle nachhohlte, was etwa durch Zufall oder Mangel an Einsicht war vernachlässigt worden. Diese Haushälterinn war die Tochter eines sehr armen Mannes, noch jung, sehr schön, und gegen jedermann äußerst gefällig und freundlich; ein lustiger junger Bergknappe hatte ihr einige Jahre zuvor die Heirath versprochen, und sie durch die heiligsten Schwüre um ihre Unschuld betrogen. Wie sie sich schwanger fühlte, verließ er sie schändlich, und heirathete eine andere. Der unglückliche Beweis ihrer Schande starb bald nach der Geburt, und machte die Mutter fähig, wieder Dienst suchen zu können, sie fand sie bey dem jungen Jacob, welcher bald ihre Fähigkeiten erkannte, und mit vollem Vertrauen lohnte.

Als sie durch zwey Jahr seine Wirthschaft mit

einer seltenen Treue und Emsigkeit geführt hatte, und wahren Anspruch auf Jacobs Dankbarkeit machen konnte, ward der muntere, fröhliche Jüngling auf einmahl tiefsinnig und träge. Er besuchte kein Freudenfest mehr, er arbeitete daheim wenig, saß immer traurig in der Stube, und blickte mit nassem Auge seine Haushälterinn an, wenn diese liebreich und theilnehmend nach der Ursache seines Kummers forschte. Heftige, nagende Liebe bemächtigte sich nach und nach seines Herzens; die schöne Marie — so nannte sich seine Haushälterinn — hatte durch ihre gute Wirthschaft, durch ihre Treue und Ordnung schon lange seine Dankbarkeit erregt, ihre schöne reitzende Gestalt hatte diese Dankbarkeit endlich in Liebe verwandelt, die nun mit Ungestüm die Befriedigung ihrer Wünsche forderte. Jacob war schon vier und zwanzig Jahr alt, und folglich in einem Alter, das ihm vollkommene Gewalt gab, eine Gattinn nach seinem Herzen zu wählen; aber er hatte Brüder, welche noch stets ein väterliches Ansehen über ihn behaupteten, er hatte Schwestern, welche schon mit den reichsten und angesehensten Männern im Thale verheirathet waren, er hatte Vettern und Freunde, welche wirklich in Diensten des Monarchen standen; er war überzeugt, daß er diese alle kränken und beleidigen würde, wenn er eine arme gefallene Magd zu seinem Weibe wählte, da er doch ohne Scheu unter den reichsten und schönsten Töchtern des Thals wählen konnte. Diese Betrachtungen, die oft Tage lang seinen Verstand beschäftig-

ten,

ten, waren die Urſache ſeiner Trauer, ſeines Tiefſinns, er ſah die Wichtigkeit derſelben ein, aber er konnte auch eben ſo wenig dem immer ſtärkern Eindrucke widerſtehen, den Mariens Schönheit und ihre guten Eigenſchaften auf ſein Herz machten. Er kämpfte einige Monathe vergebens, wie aber ſeine Leidenſchaft ſich immer mehrte, ihm in die Zukunft nur martervolle Tage und gräßliches Leiden verkündigte, ſo ſprach er offen mit der ſchönen Marie, geſtand ihr ſeine Liebe, und fand ſie willig, dieſe im vollen Maße zu erwiedern, wenn anders ſeine Geſchwiſter und Anverwandten ſie billigen würden. Doch da ich, ſetzte ſie traurig und ſtandhaft hinzu, von der Weigerung aller im Voraus überzeugt bin, da ich gewiß weiß, daß ſie mit größtem Widerwillen eine arme gefallene Magd in der Mitte ihrer Familie ſehen würden, ſo bitte und beſchwöre ich dich, dein Vorhaben aufzugeben, und der Liebe zu einer Unglücklichen zu entſagen. Ich will mir einen andern Dienſt ſuchen, Abweſenheit wird leicht den Eindruck löſchen, welchen meine geringen Eigenſchaften auf dein Herz machten. Bedenke, daß ich dir gar nichts, nicht einmahl meine Unſchuld zur Mitgift bringen kann, ſelbſt dieſer Gedanke würde dich einſt quälen, wenn die Freunde dich um meinetwillen verfolgten und haßten. Daß dieſe ſchönen und wahren Geſinnungen gerade das Gegentheil wirkten, den leidenden Jüngling nur zur ſtärkern Liebe reizten, darf ich wohl nicht erſt anführen, denn es waren Beweiſe des edeln Herzens ſeines Mäd-

chens, und überzeugten ihn, daß er mit ihr äußerst glücklich und zufrieden leben würde.

Um zu erfahren, wie seine Freunde seinen festen Entschluß aufnehmen würden, vertraute er seine Absicht und innige Liebe einem guten Freunde, der bey schicklicher Gelegenheit sie jenen vortragen, und ihre Gesinnungen darüber erforschen sollte; dieser versprach ihm Vorsicht und in jedem Falle offene Nachricht. Am andern Tage war eine Hochzeit im nächsten Dorfe, alle seine Verwandten und auch er wurde geladen; so gerne er daheim bey seiner Marie geblieben wäre, mußte er Wohlstands halber doch auch dabey erscheinen. Wie der Wein Aller Herzen erfreute und öffnete, rief ihn einer nach dem andern an's Fenster, und machte ihm die bittersten Vorwürfe über seine niedrige, schandvolle Liebe; alle schlossen mit den Worten, daß sie ihn, wenn er die Magd heirathen würde, nie mehr für ihren Bruder, Vetter oder Schwager erkennen, ihn und sie ewig hassen und verfolgen würden. Jacob war, als er diese Vorwürfe hören mußte, schon ein wenig betrunken, aber doch bey völligem Verstande, ihn schmerzten nicht die harten Worte seiner Anverwandten, denn er hatte sie vermuthet, ihn wunderte es aber um so mehr, wie es möglich sey, daß alle seine Absicht und Liebe wissen konnten, da er sie doch erst gestern einem einzigen Freunde vertraut hatte, der nicht gegenwärtig war, und nach seiner Ueberzeugung noch mit keinem seiner Anverwandten hatte sprechen können. Er äußerte seine Verwun-

derung darüber gegen viele anwesende junge Bursche, und behauptete, als er im Zorne noch mehr trank, daß hier der Teufel selbst die Hand im Spiele haben müsse. Wie er ziemlich berauscht, und eine lange Zeit einsam und tiefdenkend in einem Winkel geschmollt hatte, ging er ohne Abschied fort. Am andern Tage suchte ihn einer seiner Knechte im Hochzeithause, wie er ihn dort nicht fand, so ward Sorge und Nachfrage um ihn lauter und ängstlicher, man durchsuchte das ganze Thal, und konnte ihn nirgends finden. Alle glaubten nun einstimmig, daß er in der Trunkenheit den Weg verfehlt, und, da eben strenge Kälte herrschte, sehr tiefer Schnee lag, in irgend einer verschneyten Kluft sein Leben beendet habe. Marie und sein ganzes Gesinde weinte laut um ihn, seine Freunde beklagten, und jeder, der ihn gekannt hatte, bedauerte ihn. Am siebenten Tage nach seinem Verschwinden hatte schon einer seiner ältern Brüder die Wirthschaft übernommen, er sandte einige Knechte nach den viele Stunden weit entlegenen Alpen, damit sie das dort in Schuppen aufbewahrte Heu auf Schlitten in's Thal herab führen sollten, sie mußten, um dahin zu gelangen, sich der gewöhnlichen Schneereife bedienen, sonst würden sie unter Weges oft im tiefen Schnee versunken seyn. Wie sie am Schuppen ankamen, wunderten sie sich, daß die gewöhnliche Leiter, welche sonst alle Mahl angelehnt lag, weggenommen war, sie erblickten sie endlich oben auf dem Boden, und mußten viele Mühe anwenden, um diese zu

erklettern. Dieser Umstand hatte Verdacht unter den Knechten erregt, sie vermutheten, daß vielleicht Wilddiebe im Heue verborgen lägen, und durchsuchten es mit Vorsicht. Einer derselben rief erschrocken die andern herbey, weil er im Suchen einen Menschen beym Kopf gefaßt hatte, der jetzt laut seufzte; sie räumten vereint das Heu hinweg, und fanden zum größten Erstaunen ihren Herrn, den jungen Jacob. Noch lebte und athmete er, aber er kannte keinen, öffnete mit Mühe die Augen, und schloß sie gleich wieder; er hielt beyde Hände auf seine Brust, und wollte diese Stellung durchaus nicht verändern.

Die Knechte verfertigten sogleich eine Trage, legten ihren Herrn darauf, und trugen ihn in den nächsten Berghof, der noch einige Stunden vom Thale entfernt lag, hier flößten sie ihm einige Löffel warme Suppe ein, die er nur mit vieler Weigerung annahm. Erst am andern Tage konnte sie ihn nach seiner Wohnung tragen, und einen Wundarzt zur Hülfe herbey rufen. Er war äußerst schwach, als dieser ankam, wollte aber die Hände nicht von der Brust weggeben; da der Arzt hier eine Wunde muthmaßte, so mußte er Gewalt brauchen, und zwey starke Knechte waren kaum mächtig genug, ihm die Hände wegzuziehen. Man fand nicht die geringste Verwundung, wie man aber die Hände frey ließ, so bedeckte der arme Jacob sogleich wieder seine Brust. Da man sicher vermuthete, daß er volle sieben Tage und Nächte im Heu versteckt

lag, wahrscheinlich eben so lange hungerte und durstete, so zweifelte der Wundarzt an seinem Aufkommen, und die anwesenden Freunde sandten nach einem Geistlichen. Wie dieser kam, und mit dem Kranken sprach, auch seine Beichte hören wollte, so gab er freywillig seine Hände von der Brust weg, redete aber kein Wort, und bedeckte sie wieder sorgfältig, als der Priester schied. Der Wundarzt behandelte nun nach möglicher Einsicht den Kranken, er labte ihn vorsichtig; am achten Tage darauf konnte dieser schon das Bette verlassen, und in der Stube umher schleichen, aber er sprach unter dieser Zeit kein Wort, verkroch sich gern in einen Winkel, und gab seine Hände nie von der Brust weg. Er aß und trank daher auch nicht in Gegenwart anderer, und wollten seine Freunde, daß er eine Speise genießen sollte, so mußten sie ihm solche entweder selbst reichen, oder sich alle aus dem Zimmer entfernen.

Da er seinen Geschwistern, ob sie ihn gleich oft dringend bathen, keine einzige Frage beantwortete, und diese nun wirklichen Wahnsinn argwohnten, so beschlossen sie, seine ehemahlige Haushälterinn zu ihm zu senden, und zu versuchen: ob diese ihn nicht zu einer Antwort vermögen könne? Die arme Marie war sogleich, als Jacob verloren ging, aus dem Hause verstoßen worden, ein Bauer hatte sie aus Mitleid in die Herberge genommen, hier beweinte sie im Stillen ihr unverdientes Unglück, und weigerte sich Anfangs, im Hofe zu erscheinen;

wie sie aber die wahre Ursache und den Zustand ihres Geliebten erfuhr, so weigerte sie sich nicht länger, und trat mit nassen Augen in die Stube, in welcher sie absichtlich den armen Jacob allein fand. Grüß dich Gott, lieber Jacob, sprach sie schluchzend, wo bist du *) denn so lange gewesen? Warum willst du denn nicht ordentlich mit den Leuten reden? Jacob sah sie lange schmachtend an, lächelte und schwieg.

Marie. Willst du denn auch mit mir nicht reden?

Jacob (gab seine Hände von der Brust weg, und blickte starr auf Marien.) Nun, freut es dich nicht?

Marie. Was soll mich denn freuen? Daß du wieder sprichst? Ja wohl freut's mich.

Jacob. Nein! Sieh nur her! lies nur!

Marie. Was soll ich denn lesen?

Jacob. Daß ich dich immer noch von ganzem Herzen liebe, und ewig lieben werde.

Marie. Davon kann unter uns nicht mehr die Rede seyn!

Jacob (traurig.) Das weiß ich! Das weiß ich! Denn du wirst den unglücklichsten aller Menschen wohl nicht mehr lieben können; aber es muß dich doch freuen, daß du so deutlich von meiner

*) Die Tiroler nennen jeden, auch den größten Herrn Du. Ich führe dieß bloß deßwegen hier an, damit man mich keiner Etiketts-Sünde beschuldige, wenn die Magd ihren Herrn Du nennt.

Liebe überzeugt bist. Vor dir verberge ich mein Herz nicht, du wirst immer alles Gute darin lesen; (heimlich) aber vor meinen Brüdern und Schwestern muß ich's wohl verbergen, denn sie würden mich noch mehr verfolgen, wenn sie so deutlich überzeugt würden, daß ich sie von ganzem Herzen hasse.

Marie (mit Verwundernng.) Wie sprichst du denn so albern? Wer wird denn in deinem Herzen lesen können?

Jacob. Das fragst du, da ich dich doch überzeugt habe? — Ja, liebe Marie, ja! (seufzend) mit mir ist eine große Veränderung vorgegangen! Wer hätte dieß glauben sollen? Wer hätte denken können, daß es je möglich seyn würde? Und doch geschah's! Auf Vetter Michels Hochzeit, da wurde meine Brust zur Laterne! — — Ich habe freylich in meinem Leben oft und schwer gesündigt, aber, lieber Gott im Himmel! (weinend) diese Strafe habe ich doch nicht verdient. Es ist schrecklich, überlege es nur selbst, es ist schrecklich, wenn jeder Mensch mir nun ins Herz sehen, und meine geheimsten Gedanken sogleich auf der Stelle entdecken kann.

Marie. Lieber Jacob, was fällt dir denn ein? Du irrst dich ganz — —

Jacob (heftig.) Ich mich irren, da ich dich und mich jeden Augenblick überzeugen kann? (Reißt seine Weste auf, und zeigt ihr die bloße Brust.) Siehst du? Ist hier und hier nicht alles von Glas

so durchsichtig, als ob's Krystall wäre? Siehst du mein Herz, und alle meine Gedanken darin? Zweifelst du jetzt noch?

Marie. Ich sehe nichts, ich schwöre dir's bey Gott und seiner heiligen Mutter, daß deine Brust keinem Glase ähnlich sieht, daß — —

Jacob (zornig.) Falsche, Ungetreue! Ich sehe es schon, auch du hast dich mit meinen Feinden verschworen, willst mich hintergehen, und unter die Leute locken, damit alle, was ich denke, sehen und lesen können. Aber du betriegst dich, ihr betriegt euch alle, ich werde doch die Stube nicht verlassen, mich nicht dem Gespötte der Leute bloß stellen. Geh fort, ich mag dich auch nicht mehr sehen.

Marie (weinend.) Leb wohl! Gott schenke dir bald deinen Verstand wieder.

Jacob. Verstand? Verstand? den habe ich vollkommen, sonst könnte ich eure List nicht einsehen. — —

Marie schied nun von ihm, und hinterbrachte seinen Anverwandten alles getreu, was sie mit ihm gesprochen hatte. Der Wundarzt, welcher auch zugegen war, benutzte diese Entdeckung auf der Stelle, er ging zu Jacob, bedauerte seinen unglücklichen Zustand, und stellte sich, als ob er vollkommen davon überzeugt wäre; dadurch gewann er sogleich das Vertrauen des Wahnsinnigen, der nun zum ersten Mahle mit ihm sprach.

Wundarzt. Mach dir nichts daraus, lieber Jacob, es ist nicht der erste Fall, der mir in mei-

ner Praxis vorkommt, ich habe schon drey ähnliche Kranke gehabt, und zwey davon glücklich curirt.

Jacob. Ach, wenn das möglich wäre! die Hälfte meines Vermögens wollte ich dir schenken.

Wundarzt. Ich nehme weniger, und curire dich doch. Morgen früh bringe ich dir ein großes, dickes Pflaster, und lege es gerade über das Glas, welches jetzt deine Brust ausmacht, die Leute können dann nicht mehr hinein sehen; dafür stehe ich dir, und in fünf, sechs Wochen wird wieder Fleisch darüber wachsen, und du ganz gesund werden.

Jacob. Das gebe der liebe Gott! Bringe lieber das Pflaster sogleich, damit wir's versuchen können: ob ich hoffen darf?

Wundarzt. Das ist unmöglich, ich muß es vorher aus vielen Kräutern zusammen kochen, auch mußt du mir aufrichtig erzählen: wie nach und nach das Glas zum Vorschein gekommen ist, damit ich mich darnach richten kann?

Jacob. Ach, lieber Gott, das geschah mit ein Mahl schnell und plötzlich!

Wundarzt. Um so besser, dann können wir auch eben so geschwinde Heilung hoffen.

Jacob erzählte jetzt dem Wundarzte alles, was sich mit ihm auf der Hochzeit zugetragen hatte, wie alle seine Verwandten mit einmahl seine Liebe zu Marien entdeckten, und ihm bittere Vorwürfe darüber machten. Dieß, fuhr Jacob fort, erregte in mir die größte Verwunderung, weil ich sie keinem entdeckt, keinem aus ihnen vertraut hatte, ich kann-

te dazumahl meinen unglücklichen Zustand noch nicht, und ging endlich aus Mißmuth nach Hause. Wie ich schon nahe an's Dorf kam, schlug die Glocke eilf, und vom Kirchhofe herauf kam mir eine weiße Frau entgegen. Mir kam's Grausen an, ich wollte ausweichen, aber ehe ich's vermochte, stand die weiße Frau schon vor mir. Es war meine verstorbene Mutter. Schäme dich, ungerathenes Kind, sprach sie zornig, willst du mir denn nichts als Schande machen? Du hast eine Brust von Glas, jedermann wird deine Gedanken lesen, und deiner spotten. Versteck dich! Versteck dich! rief sie noch drey Mahl aus, und verschwand. Ich war aus Schrecken vom Wege abgewichen, und lag im tiefen Schnee. Als ich wieder denken konnte, untersuchte ich sogleich meine Brust, und fand sie leider mit einem hellen Glase überzogen, ich rannte sogleich auf und davon, kam bis auf die Alpen, und versteckte mich dort, dem Rathe meiner Mutter zu Folge, recht tief in's Heu. Wie lange ich eigentlich dort mag gelegen seyn, weiß ich selbst nicht. Anfangs war das Glas auf meiner Brust noch etwas weich, ich konnte es mit den Fingern biegen, nach und nach ward's immer härter, jetzt gleicht's an Härte und Klarheit dem reinsten Krystalle.

Diese deutliche Erzählung belehrte den verständigen Arzt, wie sich nach und nach Jacobs Wahnsinn entwickelt und befestigt hatte. Hoffnungslose, wenigstens sehr gehinderte Liebe war ihr Urstoff, hatte ihn schon lange vorher traurig und melancho-

tisch gemacht. Die starken und heftigen Vorwürfe seiner Freunde hatten sein Herz gewaltig erschüttert; es war so leicht zu begreifen, daß sein Freund, dem er Tags vorher seine Liebe entdeckte, mit einem der Verwandten konnte gesprochen, und dieser es den Uebrigen entdeckt haben, aber Jacobs Ueberlegungskraft war durch die bittern Vorwürfe, durch die gänzlich geraubte Hoffnung und endlich durch übermäßigen Wein so geschwächt worden, daß er Wunder ahndete, wo keines vorhanden war. Mit diesen Gedanken beschäftigt ging er nach Hause, wahrscheinlich betäubte die Kälte seine Sinne noch mehr, die Erscheinung der Mutter war eine Frucht seiner erhitzten Einbildungskraft, und wenn es erwiesen ist, was die Aerzte behaupten, daß Wahnsinn nur durch Verletzung eines edeln Theils der körperlichen Maschine entstehen könne, so ist hier Ursache genug vorhanden, sich diese Verletzung denken zu können. Jacob sprang vom Wege ab, als er seine Mutter vor sich stehen sah, wahrscheinlich blieb er lange sinnlos im Schnee liegen, wahrscheinlich verletzte die strenge Kälte sein Nerven-System. Möglich, daß er, als er wieder erwachte, wirkliches Eis auf seiner Brust erblickte, und dieß für Glas ansah! — — Wenn ich diesen und ähnliche Fälle genau zergliedere, so muß ich allerdings mit Erstaunen gestehen, daß es äußerst leicht sey, die edelste Gabe des Schöpfers, den Verstand, zu verlieren! Jeder Mensch hat Leidenschaft, jede Leidenschaft tobt zuweilen, wie leicht steckt das dann im-

mer laufende Rad unserer Einbildungskraft, welches gleich einer Laterna magica die Bilder der Vergangenheit und Zukunft vor unserer Seele vorüber drehr, und dann steht es da das Bild, welches sie eben darstellte, weicht nicht mehr, beschäftigt stets den Geist und verleitet ihn zum Wahnsinne.

Am andern Morgen erschien der Wundarzt mit dem versprochenen Pflaster richtig bey dem armen Jacob, er harrte voll Vertrauen darauf, und freute sich innig, als jener ihn nun versicherte, daß man nicht mehr in sein Herz gucken, auch nicht den kleinsten Gedanken seiner Seele lesen könne. Die unterrichteten Verwandten bestätigten des Wundarztes Aussage, Jacob glaubte sie fest, und jeder hoffte jetzt mit Grunde, daß der Kranke vollkommen genesen werde. Wahrscheinlich würde diese Hoffnung den glücklichsten Erfolg gehabt haben, wenn nicht ein Zufall sie auf immer vernichtet hätte. Jacob trug sein Pflaster schon volle zwey Wochen, und glaubte dem Arzte vollkommen, wenn dieser ihn beym Verbande versicherte, daß das Glas sich schon zu verlieren, und neues Fleisch zu wachsen beginne. Eben hatte ihn dieser kurz vorher mit dieser Versicherung abermahls getröstet, als Jacobs Bruder aus dem Walde heim kam, und ihn traurig in einem Winkel sitzend fand. Was fehlt dir denn schon wieder? sprach der Bruder im nicht ganz brüderlichen Tone. Ich seh's schon, fuhr er fort, du denkst noch immer an deine Marie, und diese mußt du dir, wenn wir anders Brüder bleiben sollen,

ganz aus dem Sinne schlagen! — Kaum hatte der unbesonnene Bruder diese Worte ausgesprochen, so sprang Jacob verzweiflungsvoll auf, und riß das wohlthätige Pflaster von seiner Brust. Nun, rief er aus, bin ich vollkommen überzeugt, daß dieß Mittel auch nicht mehr wirkt, ich bin auf immer unglücklich, jedermann wird in mein Herz sehen, und meine Gedanken lesen können.

Von dieser Zeit an schien alle Hülfe vergebens, und jede Hoffnung, daß es sich wieder mit ihm bessern könne, auf immer verloren. Der Wundarzt konnte ihm in jedem Falle nichts mehr nützen, weil er alle Arzeney verschmähte, sich vor jedem Fremden sorgfältig versteckte, und nie die Stube mehr verließ. Er gedachte in der Folge seiner Marie äußerst selten, und vergaß sie bald ganz. Sie ist jetzt mit einem reichen Bauer verheirathet, dessen Wirthschaft sie einige Jahre hindurch sehr gut führte, und der ihr endlich zum Lohne seine Hand reichte. Durch volle vier Jahre war Jacob zu allem unfähig, er saß stets im dunkelsten Winkel der Stube, sein Bruder, welcher an seiner Stelle den gepachteten Hof besorgte, konnte ihn zu gar nichts brauchen, und da jener die Wirthschaft nicht so verstand, so wollte es mit dem Pachte auch nicht vorwärts. Nach Verlauf dieser Zeit ward Jacob wieder leutseliger, die Idee seines Wahnsinnes blieb zwar fest, aber er sprach doch mit seinem Bruder, und sein kluger Rath nutzte ihm augenscheinlich. Im siebenten Jahre seines unglücklichen Zustandes

bekam er eine leidenschaftliche Neigung zum Kartenspiele, er lockte bey jeder möglichen Gelegenheit die jungen Bursche in seine Stube, bedeckte sich mit einem dicken Leder seine Brust, und spielte mit ihnen. Sein Glück, und vorzüglich seine Geschicklichkeit in jedem Spiele ward bald in der ganzen Gegend bekannt und bewundert. Augenzeugen versicherten mich, daß er stets gewann, nie verlor, jedes neue Spiel sogleich vollkommen erlernte, und mit einer Aufmerksamkeit spielte, die unnachahmlich war. Er brachte es nachher in dieser Kunst so weit, daß er jedem, wenn die Karten gegeben waren, voraus sagte, wie viel er Stiche machen, und wie viel er würde bezahlen müssen; da dieses immer richtig, auch wenn man neue Karten herbey hohlte, eintraf, und alle Mitspieler jedes Mahl verloren, so wollte am Ende niemand mehr mit ihm spielen, und sein thätiger Geist mußte sich neue Beschäftigung suchen. Er fand sie bald in der Wirthschaft, und legte sich jetzt wieder aufs Studium dieser Kunst, mit einem Eifer, der nie ermüdete. Sein Bruder überließ ihm aufs neue die ganze Leitung des Hofes, er führte sie mit größter Einsicht bis an seinen Tod, ob er gleich nie die Stube verließ, nie von seinem Wahnsinne befreyt wurde. Er kannte noch von ehedem jeden Acker, jede Wiese, er unterrichtete die Knechte genau, wie sie jenen pflügen, und diese behandeln sollten, und er fehlte in seinem Urtheile nie. Dieser oder jener Acker, sagte er oft zu den Knechten, muß links

oder rechts von fruchtbarer Erde entblößt seyn, ihr müßt ihn aufs neue überführen. Auf der obern Wiese werden sich sumpfichte Flecke äußern, ihr müßt sie ableiten. Die Knechte erstaunten, wenn sie alles so fanden, und nicht begreifen konnten, wie ihr Herr, der doch nie die Stube verließ, so etwas wissen könne. Er kannte alle Kühe, er wußte genau: ob sie wenig, oder viel Milch gaben? Und er sah sie doch nie, außer wenn sie im Frühjahre auf die Alpen, und im Herbste wieder zurück vor seinem Fenster vorbey getrieben wurden. Er wählte dann immer diejenigen aus, welche den Winter über sollten gemästet werden, er schrieb ihnen das Futter vor, und verkaufte sie am Ende, ohne sie je mehr gesehen zu haben. Er sagte dann immer alle Mahl dem Käufer: wie viel die Kuh Fleisch und Unschlitt haben müsse, und betrog sich in seinem Urtheile selten um einige Pfund. Er prophezeyte mit vieler Richtigkeit die Witterung voraus, und benutzte diese Einsicht oft zu seinem Vortheile, er wußte es am frühen Morgen schon, wenn Abends ein Gewitter kommen würde; in diesem Falle betrog er sich nie, und das ganze Dorf richtete sich in der Sommerarbeit nach ihm. Wenn er am Abende die Knechte befragte: was sie den Tag über verrichtet hatten, so sah er ihnen starr in's Gesicht, und wußte es dann genau, wenn einer unter ihnen Unwahrheit sprach. Durch diese Kenntniß erhielt er sein Gesinde in Zucht und Ordnung, sie arbei-

teten alle fleißig und unverdrossen, weil sie überzeugt waren, daß ihr Herr diesen Fleiß am Abende in ihrem Gesichte erkennen und belohen würde.

Ein Jahr vor seinem Tode schien sich's mit seinem Wahnsinne merklich zu bessern, er sprach wenig mehr davon, und fragte nur selten die Knechte: ob sie noch in seinem Herzen lesen könnten? Wenn sie's nun verneinten, so lächelte er freundlich, und rief froh aus: das gebe Gott! Er versuchte es sogar einige Mahl, bis an die Treppe zu gehen, welche in den Hof hinab führte, aber wenn er die erste Stufe betrat, so ergriff ihn ein heftiger Schauer, der ihn zur Rückkehr zwang, und oft einige Tage auf's Krankenlager warf. Es war ein Kampf der Vernunft mit dem Wahnsinne, in welchem der letztere aber immer Sieger blieb.

Ein hitziges Fieber ergriff ihn im letzten Frühjahre, und raubte ihm alle Vernunft. Er raste eilf Tage lang schrecklich, am zwölften schien er aus einem tiefen Schlafe zu erwachen, und konnte wieder vernünftig reden und denken. Er war äußerst schwach, aber er versicherte alle, daß er von seinem Wahnsinne ganz befreyt sey, und ganz wohl einsähe, daß die Brust eines Menschen nicht von Glas seyn könne. Er bereitete sich standhaft zum nahen Tode, lebte noch drey Tage bey vollkommenem Verstande, wie aber in der Nacht zum vierten sein Todeskampf begann, da schien mit diesem auch sein Wahnsinn zurück zu kehren. Oeffnet meinen Sarg,

nicht, damit die Leute nicht in meinem Herzen lesen können! Dieß waren seine letzten Worte, mit welchen er verschied!

Friedrich M**r
und
seine Familie.

Friedrich war der Sohn eines Landpfarrers zu W—. Sein Vater starb, als er auf der Schule studierte, er hinterließ kein Vermögen, und die arme Mutter war nicht im Stande, ihren Sohn länger zu unterstützen; sie brachte ihn bey einem alten Staffirer und Vergolder in die Lehre, welcher ihm nicht allein seine Kunst zu lernen, sondern auch, da er keine Kinder hatte, ihn väterlich zu erziehen versprach. Der hoffnungsvolle Knabe erlernte bald alles, was sein alter Meister selbst konnte, und zog nach einigen Jahren in fremde Länder, um sich dort noch mehr in seiner Kunst zu üben. Nach acht Jahren kam er erfahren und geschickt nach Hause, fand Mutter und Lehrer todt, und keinen Freund, der ihn mit irgend etwas unterstützen wollte. Nur durch anhaltenden Fleiß und Arbeit gewann er endlich so viel, daß er zu A— Meister werden, und

als dieſer beſſeres Verdienſt ſuchen konnte. Er fand es Anfangs ſehr reichlich, ſeine Geſchicklichkeit und Kenntniß ward bald in der Gegend bekannt, ein reiches Kloſter vertraute ihm in der neu erbauten Kirche viele Altäre und die Kanzel, er arbeitete dort zwey volle Jahre, und zog mit einigen hundert Thalern Gewinn und mit verdientem Lobe belohnt nach Hauſe. Er dünkte ſich nun glücklich und reich, ſpähte unter den Töchtern des Landes umher, und fand bald ein Weib nach ſeinem Herzen. Hannchen, ſo nannte ſich ſeine Gattinn, war die verlaſſene Waiſe eines Dorfſchulmeiſters, und hatte ſich von früher Jugend an unter fremden Leuten ihr Brod verdienen müſſen, ſie brachte ihm zur Mitgift Unſchuld, Treue und Eifer zur Thätigkeit und Arbeit mit. Er lebte mit ihr ſtets glücklich und zufrieden, ſie gebar ihm drey Söhne und eine Tochter, und erzog ſie zur Gottesfurcht und Tugend. Zehn Jahre lang hatte Friedrich immer ſo viel Arbeit, daß er ſich und ſeine Familie redlich ernähren konnte, nach dieſer Zeit ſchien ihn das Glück zu fliehen, mehrere Glieder ſeiner Kunſt wohnten jetzt in A—; um ſo bekannt wie er zu werden, arbeiteten ſie ſehr wohlfeil, und zwangen Friedrichen ein Gleiches zu thun, wenn er anders nicht jede Arbeit verlieren wollte. Oft gewann er, zum niedrigſten Preiſe herab geſetzt, gar nichts, oft verlor er dabey, und mußte in jedem Falle von dem erſparten Capital leben, das auf dieſe Art bald über die Hälfte ſchmolz. Wie ſich nie eine beſſere Ausſicht

öffnete, und ſogar noch ſchlimmere Zeiten drohten, verließ er die Stadt A—, und zog mit ſeiner Familie nach N—g, wo er mit Rechte mehrere Arbeit und Verdienſt erwarten konnte. Er fand beydes in ſo weit, daß er wenigſtens nichts mehr zuſetzen, und vom Lohne der täglichen Arbeit ſich und ſeine Familie ernähren konnte. Er lebte ſechs Jahre zu N—, und ſtand bey allen, die ihn kannten, im Rufe eines redlichen Mannes.

Um dieſe Zeit wurde einem reichen Kaufmanne aus ſeiner Schreibeſtube eine eiſerne Caſſe, worin einige tauſend Thaler lagen, bey Nachtzeit geſtohlen. Der Kaufmann warf Argwohn auf ſeinen Hausknecht, welcher unfern der Stube ſchlief, und ſeit einiger Zeit Bekanntſchaft mit einem Soldaten gemacht hatte, der ihn öfters beſuchte, und ſogar in Gegenwart eines Handlungsbedienten einſt fragte: ob niemand in der Schreibeſtube ſchlafe? Der Hausknecht ward auf dieſe Anzeige ſogleich vom Gerichte arretirt, und da man ſein Geſtändniß durch fünf und zwanzig Stockſtreiche vergebens zu erzwingen geſucht hatte, ihn auch durch Verdacht nicht überzeugen konnte, ſogleich wieder entlaſſen. Eben wie dieſes geſchah, ſprach der Kaufmann in Gegenwart ſeines Barbiers von dieſem Diebſtahle, und fügte noch hinzu, daß dieſer gewiß noch entdeckt werden müſſe, weil ſich die große eiſerne Caſſe nicht ſo leicht verbergen laſſe. Die Caſſe, fragte der Barbier voll Verwunderung, ward mit fortgeſchleppt?

Kaufmann. Ja, denn sie war so fest verschlossen, daß die Diebe sie ohne großes Geräusch nicht öffnen konnten.

Barbier. Hm! dann bin ich der Glückliche, welcher Ihnen Nachricht von dem Thäter geben kann. Ich habe unter meinen vielen Kunden auch einen Vergolder, welcher in der — Gasse wohnt, er nährt sich mit seiner starken Familie sehr kümmerlich. Wie ich gestern früher als gewöhnlich zu ihm ging, und, ohne anzuklopfen, eintrat, sah ich nahe am Bette einen eisernen Kasten stehen, welchen ich dort sonst nie erblickt hatte. Vater, Mutter und Kinder blickten bey meinem Eintritte verstört umher, und wie ich mein Barbierzeug öffnete, so bedeckte die Frau den eisernen Kasten unvermerkt mit einem Rocke, der größere Sohn ging später daran vorüber, und warf noch ein weißes Tuch darauf, welches er absichtlich von einem entfernten Stuhle hohlte. Mir fiel's Anfangs sehr stark auf, da ich aber den ganzen Tag viel zu thun hatte, so kam mir's wieder aus dem Sinne.

Der Barbier machte nun auf Verlangen des Kaufmanns eine genaue Beschreibung von der eisernen Casse, welche er bey dem armen Vergolder gesehen hatte. Merkmahle und Kennzeichen, welche er angab, trafen mit der gestohlnen vollkommen überein. Alle Anwesende riefen, daß dieß die entwendete Casse sey. Um sich ganz zu überzeugen, führte der Kaufmann den Barbier nach seiner Schreibestube, dort stand noch eine eiserne Casse, sie war

der gestohlnen ganz ähnlich, von einem Meister und mit den nähmlichen Zierathen verfertigt worden. Der Barbier versicherte sogleich, daß er eben eine solche Casse, von dieser Größe und Höhe, mit allem diesen Blumenwerke geziert, bey dem Vergolder gesehen habe, und diese Aussage mit gutem Gewissen jederzeit eidlich zu bestätigen bereit sey. Der Kaufmann machte sogleich die Anzeige bey Gerichte, und Friedrich ward mit seiner ganzen Familie in's Gefängniß geführt. Man durchsuchte überdieß seine ganze Wohnung, fand aber weder Casse noch Geld, nur in einer Commode ein und vierzig ganze Thaler, und drey Louisd'or. Beyde Geldsorten waren in der gestohlnen Casse befindlich gewesen, und ob der Kaufmann es gleich nicht erweisen konnte, daß es die nähmlichen wären, so war dieß doch zur Vermehrung des Verdachts hinreichend. Ehe Friedrich noch verhört wurde, berief das Gericht seinen Hausherrn und die übrigen Bewohner, alle gaben ihm und seiner Familie das beste Zeugniß, und lobten vereint ihren stillen, sittsamen und gottesfürchtigen Lebenswandel, nur die Magd des Hausherrn sagte aus, daß Friedrich in der nähmlichen Nacht, als der Diebstahl verübt wurde, gegen zehn Uhr Abends den Hausschlüssel unter dem Vorwande von ihr gefordert habe, daß seine Tochter sehr an der Kolik leide, und er nicht wisse: ob er nicht vielleicht in der Nacht den Arzt zu ihrer Hülfe herbey rufen müsse? Sie habe, fuhr sie fort, gegen zwölf Uhr auch das Hausthor öffnen hören, und Friedrich

hätte ihr am Morgen bey Uebergabe des Schlüssels selbst erzählt, daß er nach einem Arzte aus war. Diese Erzählung, welche die Magd in jedem Falle beschwören wollte, gab abermahls Stoff zu größerm Verdachte. Friedrich wurde nun selbst vorgerufen, er beantwortete jede Frage standhaft und ohne Stottern; wie er aber beweisen sollte, wo er in der Nacht auf den sieben und zwanzigsten gewesen sey, so behauptete er kühn, daß er diese Nacht seine Stube nicht verlassen habe, und berief sich auf das Zeugniß seiner ganzen Familie, die jetzt auch einzeln verhört wurde, und des Vaters Aussage einstimmig bestätigte. Wie Friedrich darauf mit der Magd confrontirt wurde, so erinnerte er sich erst des Vorfalls, behauptete aber, daß dieß in der Nacht auf den sechs und zwanzigsten geschehen sey. Da nun das Gericht forderte, daß er diesen Umstand durch den Arzt, welchen er seiner Tochter zur Hülfe hohlte, beweisen sollte, so versicherte Friedrich, daß er zwar lange am Hause desselben geklopft habe, von niemanden aber sey gehört worden, und endlich wieder nach Hause gegangen sey. Diese Aussage schien dem Gerichte ganz natürlich eine kahle Entschuldigung, und da die Magd ihre Anzeige wirklich beeidete, so wurde er in diesem Puncte für convictus geachtet. Im fernern Verhöre läugnete Friedrich und seine ganze Familie alles, was man sie beschuldigen wollte, sie versicherten einstimmig, daß nie ein eiserner Kasten, oder nur irgend etwas, welches diesem ähnlich sähe, bey ihrem Bette gestanden sey,

die Mutter läugnete, daß sie solchen mit einem Rocke bedeckt habe, und der Sohn behauptete eben so fest, daß er diesen Tag gar kein weißes Tuch gesehen, viel weniger zu diesem Gebrauche verwendet habe; aber der Barbier, welcher von jeher als ein ehrlicher und rechtschaffener Mann bekannt war, behauptete eben so fest seine Aussage, er sagte es jedem Gefangenen standhaft in's Gesicht, und beschwor endlich seine Aussage in Gegenwart aller.

Es war eine äußerst rührende und der Erbarmung würdige Scene, als der Barbier seinen Schwur leistete. Friedrich stand mit Verzweiflung kämpfend da, aber sein Weib, seine Kinder knieten vor dem Barbier nieder, und bathen ihn mit den rührendsten Worten, daß er doch ihr Unglück beherzigen, und über eine unschuldige Familie kein so unverdientes, schreckliches Elend bringen möge. Wir wollen's vor Gottes Throne, sagte die Mutter, beeiden, wir wollen keinen Antheil an seiner Seligkeit haben, wenn ein Wort eurer Aussage Wahrheit enthält. Um Jesu willen, der euch und uns erlöset hat, flehten die Kinder, erbarmt euch unserer armen Aeltern, und überliefert sie nicht dem schmählichen Tode. Um des jüngsten Gerichtes willen, rief wieder die Mutter, das einst schrecklich über euch richten wird, erbarmt euch meiner armen Kinder, die euch noch im Tode fluchen, und Gottes Rache über euch auffordern werden! Der Barbier weinte mit ihnen, und versicherte, daß er um aller Welt Schätze willen nicht unrecht schwören, nicht

alle unglücklich machen werde, wenn er nicht, fest von der Wahrheit überzeugt, sie auch vor Gottes Throne eben so standhaft behaupten könne, und daher von ihm keine Strafe zu erwarten habe, weil er als Bürger und Christ seine Pflicht erfüllte. Wie er endlich seinen Eid geendet hatte, trat Friedrich zu ihm. Wenn Meineid den Menschen Seligkeit raubt, so bist du unglücklicher als wir, und verdienst unseren Dank, denn du gibst uns, was du dir so muthwillig raubst. Großer Lohn muß unserer jenseits harren, sonst ist Gottes Gerechtigkeit ein Unding; schreckliche Strafe muß dir dort einst werden, sonst ist Gott unbilliger als die Richter dieser Erde! — — Er wollte noch mehr sprechen, aber das Gericht geboth Stillschweigen, und der unglückliche Friedrich mußte als überwiesener Verbrecher mit seiner ganzen Familie in tiefe und finstere Kerker wandern. Da sie jetzt nicht mehr mit einander verhört wurden; so sahen sie sich auch nicht mehr, und schmachteten einsam in ihrem Kerker.

Wie Friedrich am andern Tage im letzten gütigen Verhör ungeachtet aller Ueberzeugung doch fest auf seiner Unschuld bestand, und nichts gestehen wollte, beschloß das Gericht, mit Strenge gegen ihn, sein Weib und den ältesten Sohn zu verfahren, weil eben diese am meisten des Verbrechens verdächtig waren, und das Gesetz selbst das Bekenntniß von den übrigen Kindern nicht forderte, wenn sie nur, was sehr wahrscheinlich zu vermuthen war, bloße Kenntniß vom Diebstahle, aber keine Theil-

nahme daran hatten. Friedrich bekam durch drey Tage mehr als hundert Stockſtreiche, welche ſeine Hartnäckigkeit bezwingen, und offnes Geſtändniß von ihm erpreſſen ſollten. Wie dieß geſchehen und verantwortet werden konnte, weiß ich nicht; aber daß es wirklich geſchah, iſt ein bewährtes Factum, weil am Ende das Volk ſich haufenweiſe ums Rathhaus verſammelte, des Unglücklichen Jammergeſchrey nicht mehr hören wollte, und Gewalt zu brauchen drohte, wenn man länger fortfahren würde, einen Menſchen ſo erbärmlich zu martern. Ob ſein Weib und ſein Sohn mit einer ähnlichen Strenge behandelt? ob ſie, wie die allgemeine Sage ging, wirklich auf die Folter geſpannt worden? kann ich nicht gewiß behaupten, aber ſo viel iſt erwieſen, daß ſie nichts geſtanden, und daß der unglückliche Friedrich die ſchrecklichen Schmerzen der Schläge deßwegen ſtandhaft erduldete, weil er, ſeiner Ausſage nach Weib und Kinder nicht einer ähnlichen Behandlung ausſetzen wollte, wenn ſie, unſchuldig an der That, nicht gutwillig geſtehen würden, was er zur Linderung der beynahe unerträglichen Pein, zur Erlöſung aus dieſem Jammerthal ſonſt ſo gerne geſtehen würde. Jetzt, ſprach er immer, wenn man ihn von der Marterbank los band, ſehe ich's erſt ein, wie Liebe zum Weibe und Kindern ſtärken kann. Um mein Leben zu retten, würde ich nicht zehne dieſer Henkerhiebe dulden, um jene zu retten, nicht in's unverdiente Unglück zu ſtürzen, habe ich ihrer ſchon ſo viele erduldet, und Gott wird mir Kraft

geben, auch noch in Zukunft für sie leiden, oder wenigstens für ihre Rettung zu sterben.

Da die allgemeine Stimme des Volks jetzt mehr als je behauptete, daß Friedrich, aller Beweise ungeachtet, doch unschuldig seyn könne, da es warmen Antheil an seinem schrecklichen Schicksale nahm, und die Gefangenen überdieß gar nichts gestanden, so beschloß das Gericht, mit fernerer Strenge inne zu halten, und bis nicht neue und wichtige Beweise oder ihr freywilliges Geständniß die Sache näher aufklärte, sie im Kerker zu verwahren. Daß es den Aermsten dort auch äußerst elend erging, und man sie wahrscheinlich durch harte Begegnung zum Geständnisse zwingen wollte, beweiset die Folge, denn ehe Gottes weise Fügung diesen schrecklichen Prozeß selbst entschied, starb Friedrichs Weib im Gefängnisse und zwey seiner Kinder waren dem Tode nahe. Der unglückliche Gatte und Vater erfuhr von allem nichts, es würde in seiner Lage Trost für ihn gewesen seyn, und Trost sollte ja der Elende nie erhalten.

Als er schon durch ein schreckliches, langes und martervolles halbes Jahr im Kerker geschmachtet hatte, täglich Gott um Tod, und immer vergebens flehte, traten einige angesehene Bürger vor die Schranken des versammelten Raths, und meldeten den erstaunten Mitgliedern, wie sie sehr starke Muthmaßung hätten, daß ein anderer den Diebstahl beym Kaufmanne begangen, und der unglückliche Vergolder wahrscheinlich ganz unschuldig sey. In ihrer

Nachbarschaft, erzählten sie nun, wohne ein Schlosser, von welchem es allgemein bekannt, daß er zwar äußerst geschickt, aber eben auch so liederlich und daher sehr arm sey. Ehe der bekannte Diebstahl verübt wurde, war er, ihrer Aussage nach, beträchtlich schuldig, hatte oft keinen Pfennig im Hause, und ging mit seinem Weibe in der schlechtesten und oft zerrissenen Kleidung einher. Seit kurzem, fuhren sie fort, hat er alle seine Schulden bezahlt, er und sein Weib gehen gut und wohlgekleidet einher, die letztere trägt goldene Hauben und Granaten um den Hals, welche wenigstens sechzig Gulden werth sind, in ihrem Hause wird täglich gesotten und gebraten, aber nie gearbeitet. Er und sein Geselle sind täglich im Wirthshause zu finden, sie verzehren dort oft an einem Abende eine Summe, welche sie eine ganze Woche hindurch nicht zu verdienen im Stande sind. Wir wollen, endeten die Gutgesinnten, sie nicht geradezu des Diebstahls beschuldigen, nicht durch unsere Aussage in's Unglück stürzen; wir fordern nur, daß sie untersucht und genau befragt werden: woher sie das viele Geld erhalten haben, womit sie jetzt so verschwenderisch umgehen, und jeden Rechtschaffenen zum Argwohne berechtigen?

Der Rath sandte auf diese Anzeige sogleich ein Mitglied und Gerichtsdiener in die Wohnung des Schlossers, welche diese genau untersuchen, und fänden sie mehreren Verdacht, den Schlosser sammt seinem Weibe und Gesellen in's Gefängniß führen

ſollten. Der Abgeſandte fand alle drey daheim, der Schloſſer hatte ſich eben ſchöne ſilberne Schnallen gekauft, und zahlte ſie dem Verkäufer aus, er hielt einen Beutel in der Hand, in welchem der Rathsherr zwey hundert Thaler an Golde fand. Er ließ alles genau durchſuchen, und entdeckte bald einen Sack, in welchem ſich eilf hundert Stück Conventions-Thaler befanden. Der Schloſſer konnte ſich über dieſes Geld gar nicht ausweiſen, er verſicherte, daß er es gefunden habe, ungeachtet ſeine Frau kurz vorher behauptete, daß ſie es von einer alten Muhme zu Augsburg geerbt hätte. Seinem Auftrag getreu, ließ der Rathsherr alle ſogleich in's Gefängniß führen. Als die Nachbarn rings umher dieß ſahen, eilten ſie ihnen nach, und riefen mit lauter Stimme: dieß ſind die Diebe des Kaufmanns, der arme Vergolder iſt unſchuldig! Ehe der Zug noch das Rathhaus erreicht hatte, folgten viele Tauſende, welche das nähmliche riefen, und nun mit Ungeſtüm die Loslaſſung und Freyheit des armen Friedrichs forderten. Geſchreckt durch die allgemeine Volksſtimme, vom erwachenden Gewiſſen vielleicht noch mehr geängſtigt, geſtand der Schloſſer, als er vor die Schranken des Raths geführt wurde, ſogleich den Diebſtahl; ſein Weib wollte zwar Anfangs alles läugnen, und von keiner Theilnahme etwas wiſſen, als aber ihr Gatte und ſein Geſelle mit ihr confrontirt wurden, ſo bekannte ſie alles aufrichtig.

Der Schloſſer hatte vor Jahresfriſt dem Kaufmann zwey gleiche eiſerne Caſſen verfertigen müſſen;

ſchon während der Arbeit ſprach der Meiſter oft mit ſeinem Geſellen von dem vielen Gelde, welches einſt in dieſen Caſſen ruhen würde, der Wunſch, ſie nur einmahl leeren zu können, ward bey beyden rege, und der letztere meinte, daß es eine ſehr geringe Sünde ſeyn müſſe, wenn der Arme ſich auf gute Art eines Theils des allzu großen Reichthums bemächtigen könnte. Bey dieſer Aeußerung blieb es, bis einen Monath vor dem Diebſtahle der Schloſſer zum Kaufmann berufen wurde, um die Caſſe zu öffnen, von welcher er in haſtiger Eile den Schlüſſel abgedreht hatte. Wie ſie geöffnet war, ſah der Schloſſer vieles Gold und Silber darin liegen, das Verlangen darnach ward auf's neue und lebhafter rege; da er es allein nicht zu befriedigen vermochte, ſo vertraute er's ſeinem Geſellen und bald nachher auch ſeinem Weibe. Beyde willigten ein, und die Möglichkeit, wie man das Unternehmen glücklich ausführen könne, ward ſogleich geprüft. Der Schloſſer verſteckte ſich, als alles verabredet war, ſammt ſeinem Geſellen Abends unter den Fäſſern und Ballen, welche im Vorhauſe des Kaufmanns lagen. Wie alles im Hauſe ſchlafen gegangen war, krochen ſie hervor, öffneten mit ihren Dietrichen die Thür der Schreibſtube, ſchraubten das Schloß derſelben ab, und zerbrachen es, damit man gewaltſamen Einbruch argwohnen, und nicht etwa auf einen Schloſſer Verdacht werfen ſolle. Da die Caſſe ſchwer zu öffnen war, ſie auch im obern Stocke Geräuſch hörten, ſo trugen ſie ſolche fort, und öffneten das Hausthor, vor welchem des Schloſſers Weib auf-

und abschlich. Da diese immer voran ging, und sogleich hustete, wenn sie etwas kommen hörte, so kamen sie glücklich mit ihrer Beute nach der Wohnung. Es war schon drey Uhr nach Mitternacht, als sie dort anlangten; weil sie der Schwere wegen öfters ruhen, sich zwey Mahl vor den Nachtwächtern, welche durch die Straße gingen, verbergen mußten. Sie eröffneten noch in der Nacht die Casse, und nahmen das Geld, welches in mehr als drey tausend Thalern bestand, heraus. Die leere Casse stellten sie zu dem Bette, und waren eben vom Schlafe aufgestanden, als der Barbier, welcher so schreckliches Unglück über den armen Friedrich gebracht hatte, in die Stube trat. Des Schlossers Frau bedeckte die Casse wirklich mit einem Rocke, und der Geselle warf nachher noch ein weißes Tuch darauf; sie sahen, wie der Barbier von ihnen weg, und nach Friedrichs Wohnung ging, der nur zwey Häuser von ihnen entfernt wohnte; sie trugen die Casse sogleich in die Werkstatt, und bedeckten sie mit Schlacken und Kohlen. Sie waren in großer Angst, und erstaunten sehr, wie der arme Friedrich am andern Tag in's Gefängniß geführt wurde, sie nahmen es für ein besonderes Wunder zu ihrer Rettung, als sie nachher die Anzeige des Barbiers mit allen Umständen erfuhren. Anfangs, versicherte der Schlosser, wären sie sehr traurig, und schon entschlossen gewesen, das gestohlene Geld durch einen katholischen Geistlichen dem Kaufmann zu überschicken, nach der Hand hätten sie es überlegt, daß hier Gottes Schickung augenscheinlich wirke, Friedrich ihn viel-

leicht auf andere Art schrecklicher beleidigt habe, und es ihnen nicht zieme, seine weisen Absichten zu hindern. Die Casse zerhackten sie am nähmlichen Tage noch in vier Stücke, und trugen sie in der folgenden Nacht in den Fluß, welcher durch die Stadt rinnt. Sie sahen jetzt freylich selbst ein, daß Friedrichs Unglück ihre Entdeckung befördert habe, weil sie sich ganz sicher dünkten, das Geld nach Wohlgefallen benutzten, und nicht wähnten, daß ihr Aufwand die Aufmerksamkeit der Nachbarn erregen könne. Aeußerst rührend, aber auch Schauer erregend war es für alle Anwesende, als des Schlossers Frau offen gestand, daß sie am nähmlichen Tage, als Friedrich durch sein erbärmliches Geschrey das Mitleid des ganzen Volks erregte, nahe am Rathhause, sich Stoff zu einer reichen Haube, und Taffet zu einem neuen Kleide gekauft habe. Ich hörte, sagte sie, den Unglücklichen immer schreyen, mein Herz ward weich, mein Gewissen quälte mich, wenn ich aber wieder die schönen Sachen anblickte, so wich alles Mitleid, und ich dachte: besser du als ich! Der Rath forschte nun auf's genaueste: ob sie nicht mehrere Gehülfen hatten, und ob nicht vielleicht, was allerdings wahrscheinlich wurde — der Barbier mit ihnen einverstanden sey? Aber alle betheuerten hoch, daß niemand die geringste Wissenschaft davon gehabt habe, und versicherten überdieß, daß sie gewiß jeden Theilnehmer willig nennen würden, da dieß ihre Strafe wohl lindern, aber nicht vermehren könne. Wie es übrigens möglich gewesen, daß der Barbier mit einem Eide bestätigen konnte, daß er bey Frie-

drichen gesehen habe, was er doch nur bey ihnen gesehen hatte, müsse er nun selbst erklären; ihnen sey es stets ein Wunder geblieben, auch hätte der Schlosser ihm am andern Tage sogleich die Kundschaft unter dem Vorwande, daß er sich selbst barbieren werde, aufsagen lassen, damit er nie mehr Gelegenheit habe, sich bey einem neuen Besuche eines Bessern zu erinnern. Alle versicherten endlich, daß sie von dieser Zeit an dem Barbier absichtlich ausgewichen wären, und nie ein Wort mehr mit ihm gesprochen hätten.

Auf einstimmigen Befehl des Raths ward nun nach dem Barbier gesandt, auch mußte das Gericht sich an den Ort verfügen, wo die Verbrecher die Stücke der eisernen Casse in den Fluß versenkt hatten, um diese, wo möglich, aufzusuchen, und dadurch das erforderliche Corpus delicti herzustellen. Beyde abgeschickte Theile erschienen bald wieder vor den Schranken, die erstern hatten Wache nehmen müssen, um den Barbier vor der Rache des Pöbels zu schützen, weil dieser ihn für einen Theilnehmer am Verbrechen hielt, und mit Gewalt steinigen wollte; die letztern waren wirklich so glücklich gewesen, zwey große und wesentliche Stücke der zertrümmerten Casse zu finden, und wurden von einer großen Menge Volks bis an's Rathhaus im Triumphe begleitet, weil eben diese Stücke die Unschuld des armen Friedrichs vollkommen erwiesen.

Noch war der Rath mit dem Verhöre des Barbiers beschäftigt, als die Gerichtsdiener meldeten,

daß

daß das Volk mit schrecklichem Ungestüm die Freyheit des unschuldigen Verbrechers fordere, und die Gefängnisse mit Gewalt zu erbrechen drohe, wenn man sie länger verzögere. Der Bürgermeister trat nun selbst auf den Balcon des Rathhauses, er machte mit liebreichen Worten der großen Menge kund, daß das versammelte Gericht selbst nicht mehr an der vollkommenen Unschuld des armen Friedrichs zweifle, nur noch ein Verhör zum Beweise derselben vollenden müsse, und dann gewiß nicht säumen werde, die ganze Familie in Freyheit zu setzen, wenn man vorher allen ihre anerkannte Unschuld mit Vorsicht entdeckt hätte, weil allzu schnelle und überraschende Freude den Unglücklichen leicht tödtlich werden könne. Er versicherte überdieß, daß dieß alles noch heute, und wenigstens in ein Paar Stunden geschehen werde. Ich will, fügte er hinzu, nicht eher das Rathhaus verlassen, als bis ich sie vollkommen gerechtfertigt in eure Mitte führe. Das Volk jubelte und versprach geduldig zu verharren. Das Verhör des Barbiers wurde nun fortgesetzt, er weinte bitterlich und jammerte schrecklich, als es ihm nach und nach kund gemacht wurde, welch schreckliches Unglück er über die Unschuldigen gebracht habe. Er versicherte auf's heiligste, daß keine Theilnahme, kein Haß, keine Privat-Absicht ihn zur falschen Anklage und zum Meineide verleitet habe, daß er nun wohl seinen schrecklichen Fehler einsehe, aber noch immer vor Gott und seinem Gewissen behaupten könne, daß nie ein Zweifel, als ob er dieß nicht alles bey Frie-

drichen gesehen, sein Herz geängstigt habe. Es war früh am Morgen, er hatte noch gar kein starkes Getränke getrunken, war nicht krank, als er dieß alles sah, auch war von jeher sein Gedächtniß ihm stets getreu gewesen, er konnte sich in jedem Falle kühn darauf verlassen, und doch war keine andere Entschuldigung möglich, als daß dieses ihn das einzige Mahl in seinem Leben schrecklich, so traurig irre geführt habe. Da das Gericht noch den vorigen Lebenswandel des Meineidigen untersuchen, ihn vorzüglich aber vor der Rache des ergrimmten Volks schützen mußte, so ward er indeß bis zur weitern Untersuchung in das Civil-Gefängniß geführt.

Der regierende Bürgermeister, welcher nach der gewöhnlichen Sitte nicht mit unter den Blutrichtern saß, und daher keinen Theil an den schrecklichen Qualen hatte, welche Friedrich erdulden mußte, ließ sich nun selbst nach seinem Kerker führen. Er schauderte, als er den Unschuldigen mit schweren Ketten belastet, auf moderndem Strohe erblickte, er mußte alle seine Standhaftigkeit sammeln, ehe er mit ihm sprechen konnte.

Friedrich. Wenn Sie kommen, mir mein Todesurtheil anzukündigen, so beschwöre ich Sie, nicht länger damit zu zögern. Könnten Sie in mein Herz blicken, so würden Sie finden, daß dieß mein einziger, mein sehnlichster Wunsch ist.

Bürgermeister. Nein, lieber Freund, ich komme vielmehr Sie zu trösten, und zu versichern —

Friedrich. Vergeben Sie, daß ich Ihnen

in's Wort fallen muß. Wo wäre für mich Troſt zu finden? Oeffentlich des ſchändlichſten Diebſtahls überwieſen, gebrandmarkt an meiner Ehre, verachtet von allen Redlichen, ärger als ein Vieh gequält und gemartert! O Herr, wer unter ſolchen Umſtänden den Tod nicht wünſcht, nicht zu Gott, welcher allein richten und lohnen kann, ſehnlich verlangt, der muß wirklich derjenige Böſewicht ſeyn, für welchen ich nur gehalten werde.

Bürgermeiſter. Sind Sie denn wirklich unſchuldig?

Friedrich (mit den Ketten fürchterlich klirrend.) Sie können noch fragen? Ach, das iſt eben das Schrecklichſte, das iſt's eben, was mächtig zur Verzweiflung reitzt! Ich bin unſchuldig und doch gefeſſelt!

Bürgermeiſter. Menſchenurtheil kann irren!

Friedrich. Wohl, wohl kann's irren! Er allein ſieht, er allein weiß es, und rettet doch nicht.

Bürgermeiſter (zum Kerkermeiſter.) Nehmet ihm die ſchweren Ketten ab, damit er ſanfter ruhen kann.

Friedrich (entfeſſelt.) Das wäre doch Linderung in meinem Leiden! zwar die erſte, aber eben deßwegen auch die ſchätzbarſte. Nun kann ich ja ungehindert knien, ungehindert meine Hände zu Gott empor heben! (Er kniet nieder.) Allmächtiger, ewiger Richter, wenn du etwa nur dein Ohr zu

fesselosen Geschöpfen herab neigst, nur diejenigen mit gnädigen Augen anblickst, die ohne Kettengerassel ihre Hände zu dir ausstrecken, so blicke jetzt auf mich herab, höre mich, höre mich! Erbarme dich meines armen Weibes, meiner unschuldigen Kinder, laß den Kelch des Leidens auch vor mir vorüber gehen!

Bürgermeister. Gott wird dieß inbrünstige Gebeth gewiß nicht unerhört lassen.

Friedrich. Meinen Sie? Wenn es Ihnen nicht graut, Ihre Hände auf dieß Stroh zu legen, so werden Sie es naß und verfault von Jammerthränen finden, die ich vergebens vor ihm weinte, oft war meine Stimme schon heischer vom Gebethe, oft — —

Bürgermeister. Sie werden doch nicht an Gottes Hülfe und Barmherzigkeit verzweifeln?

Friedrich. Nein, sorgen Sie nicht! Wenn die Hoffnung des künftigen Lohns nicht wäre, wenn diese mich nicht standhaft erhielte — — O Gott, was wäre dann schon aus mir geworden!

Bürgermeister. Kommen Sie mit mir, ich will Sie in ein besseres Gemach führen, hier ist die Luft so schwer, so dumpficht — — Kommen Sie!

Friedrich. O Engel, was soll ich von dir denken, ich folge willig, schon funfzehn oder sechzehn Wochen habe ich das Tageslicht nicht gesehen. Doch nein, nein, ich will noch länger hier weilen: Erst mein Weib, meine unschuldigen Kinder! Sie sind

eben so unschuldig wie ich, sie verdienen Ihr ganzes Mitleid.

Bürgermeister. Es wird bereits auf ähnliche Art für sie gesorgt.

Friedrich (mit größter Freude.) Also sind auch sie entfesselt? Also werden auch sie das Tageslicht sehen?

Bürgermeister. Ja, Lieber, ja!

Friedrich. Wie kommt, wie geschieht denn dieß? (Aengstlich.) Sollte etwa — —

Bürgermeister. Sorgen und fürchten Sie nichts mehr, Ihr Leiden wird bald und sicher enden.

Friedrich. Wär's möglich? Könnte ich denn wirklich — Hier, hier an der Stätte meines Jammers, hier wo ich unzählige Thränen vergossen habe, hier bitte und beschwöre ich Sie, mir's zu sagen: ob ich hoffen kann? ob ich hoffen soll? — — O es wäre schrecklich, wenn Sie Empfindungen in mir erregten, die Sie vielleicht nicht befriedigen können!

Bürgermeister. Hoffen Sie kühn, ich bürge Ihnen mit meinem Worte, mit meiner Ehre für alles.

Friedrich. Aber, wie ist's denn geschehen?

Bürgermeister. Kommen Sie nur mit mir, das Gericht ist hintergangen worden.

Friedrich (schlägt seine Hände zusammen.) So lebt der alte Gott doch noch!

Bürgermeister. Man wird alles Mögliche anwenden, Ihnen das Leiden, welches man Ihnen aus Pflicht zufügen mußte, wieder zu ersetzen.

Friedrich (aufschreyend.) So wäre vielleicht meine Unschuld entdeckt?

Bürgermeister. Sie ist's, sie ist's vollkommen!

Friedrich. Vollkommen? vollkommen?

Bürgermeister. Ja! Ich wollte Sie nur nach und nach zu der unerwarteten Freude vorbereiten.

Friedrich. Ach freylich unerwartet, aber auch spät, sehr spät — doch Herr, es war dein Wille, ich bin dein Geschöpf, und darf nicht hadern! Ist's denn aber auch gewiß? O bester Herr, zürnen Sie nicht, ist's denn auch gewiß?

Bürgermeister. Sicher und gewiß! Dieser Kuß, den ich Ihnen als Vorsteher der ganzen Stadt gebe, sey Ihnen ein Beweis, daß wir Sie alle von ganzem Herzen bedauern, und alles anwenden werden, um Ihnen die möglichste Genugthuung zu verschaffen. Kommen Sie jetzt — —

Friedrich. Ich komme, ich komme! Nur noch einen Blick in diesen Kerker! (Lebhaft.) Und meine Ketten? O diese darf ich doch mit mir nehmen?

Bürgermeister. Ich will's nicht hindern, aber bessern Nutzen würden Sie stiften, wenn Sie solche ihren Richtern zum Andenken und zur Warnung schenkten, damit sie künftig vorsichtiger handeln, nie an der Unschuld der Beklagten, immer nur an seinem Verbrechen zweifeln.

Friedrich mußte nun seinem Führer folgen, er

trug seine Ketten, und verweigerte sie hartnäckig dem Wärter, welcher sie ihm nachtragen wollte. Des Gehens ungewohnt, taumelte er gleich einem Kinde, und lallte auch aus Uebermacht der Freude wie dieses. Ich, unschuldig! Ich, wieder frey! Mein Weib, meine Kinder auch frey! Gott, wie glücklich machst du mich wieder! Dieß waren die einzelnen, oft unterbrochenen Worte, wodurch er sein Gefühl auszudrücken suchte. Endlich langte er nebst dem Bürgermeister in einem hellen Gemache an, dessen Fenster auf die Gasse gingen. Das ungewohnte Licht blendete sein Auge, seine Brust konnte die leichtere, reine Luft nicht fassen, er sank ohnmächtig zu Boden. Man labte und führte ihn, als er wieder athmete, an's Fenster. Das versammelte Volk ahndete, daß er's sey, und jubelte laut. Friedrich bebte zurück. Was ist das, rief er zitternd, ist's vielleicht doch Trug? Ist die Menge vielleicht versammelt, um mich sterben zu sehen?

Bürgermeister. Gott bewahre! Sehen Sie denn nicht, wie sie jauchzen, wie sie sich freuen, daß die Unschuld endlich doch triumphirt; sie wissen es schon, daß Sie heute noch vollkommene Freyheit erhalten, und harren Ihrer, um Sie nach Hause zu begleiten.

Friedrich. Ach Gott im Himmel, du gewährst mir viel Freude, gib mir doch auch Kräfte, sie zu genießen.

Er trat wieder an's Fenster, das Volk jauchzte von neuem, er dankte, und zeigte der Menge seine Ketten. Dieser rührende Anblick riß das Volk hin,

ſie forderten ihn in ihre Mitte. Wo iſt mein Weib, meine Kinder? rief jetzt Friedrich, ſie müſſen Antheil an dieſem Jubel nehmen!

Bürgermeiſter. Ihre Kinder werden gleich erſcheinen. —

Friedrich. Und mein Weib?

Bürgermeiſter. Sie haben Elend und Unglück im Kerker ertragen gelernt, Sie werden ſich zu faſſen wiſſen. Hienieden kann die Freude des Menſchen nicht vollkommen ſeyn. —

Friedrich (langſam.) Iſt ſie todt?

Bürgermeiſter. Sie ſtarb ſchon vor zwey Monathen.

Friedrich. Im Kerker?

Bürgermeiſter. Ja.

Friedrich. Ohne Troſt? Ohne Hoffnung?

Bürgermeiſter. Sie ſtarb als Chriſtinn, ſie genießt ſchon den Lohn, der ihrer noch harrt.

Friedrich (wiſcht ſich die Augen und betrachtet ſeine Hand.) O ihr Hartherzigen! habt ihr keine Thräne für ein treues Weib? Ich kann nicht einmahl mehr weinen.

Bürgermeiſter. Ihr iſt wohl!

Friedrich. Ach, wenn ſie nur nicht verzweifelnd ſtarb.

Bürgermeiſter. Freuen Sie ſich, Ihre Kinder kommen.

Friedrich. Meine Kinder, meine Kinder!

Er ſank in ihre Arme, und lag ſprachlos darin. Nur ſie fehlt, rief er endlich aus, dann wäre die

Freude vollkommen! — Da man jetzt dem Bürgermeister meldete, daß das Volk mit Gewalt in's Rathhaus dringe, so führte er Friedrichen und seine Kinder selbst hinab. Schon auf der Treppe empfing ihn die Menge, sie ergriffen sogleich Friedrichen sammt den Kindern, und trugen alle auf ihren Schultern hinab. Groß war der Jubel, laut das Freudengeschrey, als aber alle die hagere, blasse Gestalt der Unschuldigen sahen, da wich nach und nach die Freude der Rührung, das Geschrey verstummte, man sah nur Thränen, hörte nur Schluchzen. Friedrich benutzte die Stille, er sank auf seine Knie, die Kinder folgten. Allmächtiger, rief er bethend aus, ich danke dir! du hast mich erhört, du hast mich gerettet, ich danke dir in Gegenwart der Tausenden, welche nun dir thätiger dienen, eifriger an dich glauben werden, weil du das Flehen der Unschuld hörtest, und nicht zulassen wolltest, daß sie an deiner Barmherzigkeit zweifle. — — Er sprach noch mehr, aber das Gemurmel der Menge machte seine Stimme unhörbar, er mußte es dulden, daß man ihn mit seinen Kindern durch die meisten Gassen herum trug, und seine Unschuld mit lauter Stimme ausrief. Kinder und Weiber streuten von Fenstern herab Blumen, die mit Thränen des Mitleids benetzt waren. Wie das Volk mit ihm am Hause des Kaufmanns vorüber zog, wollte es aus übertriebenem Eifer die Fenster desselben einwerfen, aber Friedrich bath, und ihre Hände sanken zurück. Endlich trug man ihn nach seiner Wohnung, sie

war öde und leer, die Gerichte hatten all sein Hausgeräthe in Verwahrung genommen; aber in einer Viertelstunde war sie mit weit schönerem Geräthe angefüllt, welches die angesehensten Bürger der Stadt auf ihren Rücken zum Geschenke herbey trugen. Am Abende füllten die Träger, welche Speisen brachten, die Gasse, in welcher Friedrich wohnte, er konnte nur danken, aber nicht annehmen.

Am andern Tage brachten ihm Deputirte des Raths in einer feyerlichen Prozession das Bürger-Diplom für ihn und seine Kinder zum Geschenke. Thätige Menschenfreunde eröffneten eine Subscription, und sandten ihm schon am nähmlichen Tage tausend Thaler; die ganze Stadt nahm Antheil an seinem Schicksale; wenn er ausging, folgte ihm noch immer eine große Menge, welche seine Unschuld verkündigte.

Friedrich war diese Zeit hindurch einem Kinde ähnlich, welches man auf einmahl mit den herrlichsten Spielereyen überhäuft; er ging geschäftig im Zimmer auf und nieder, ordnete die schönen Möbeln, stellte sie bald dort, bald dahin, er umarmte seine Kinder, er zählte das Geld, welches er zum Geschenke erhalten hatte, und begann wieder von neuem. Anfangs nahm man dieß alles für Uebermaß der Freude, als aber dieß immer gleich stark anhielt, als er oft Spielwerk und Puppen kaufte, und von seinen erwachsenen Kindern forderte, daß sie mit ihm spielen sollten, da argwohnten diese Beginnen des Wahnsinns, und zogen einen Arzt zu

Rathe, er beobachtete ihn genau, und fand leider, daß sein Verstand, Gedächtniß und Beurtheilungskraft täglich mehr und mehr schwinde, er ward, aller angewandten Mittel ungeachtet, in kurzer Zeit ganz zum Kinde, handelte und dachte wie dieses. Vollkommene Vergessenheit des Vergangenen und all seiner Leiden folgte bald nach, er gedachte seines Gefängnisses eben so wenig wie seines verstorbenen Weibes. Er suchte absichtlich die Gesellschaft der kleinen Kinder, und wähnte sich glücklich, wenn er in ihrer Mitte sitzen, und mit ihnen spielen konnte. Er weinte gleich diesen über den Verlust eines Spielwerks, als aber bald nachher seine Tochter starb, so vergoß er keine Thräne. Seine übrigen Kinder führten ihn hinter ihrem Sarge, er folgte geduldig, und spielte mit kleinen Steinchen, welche er in die Höhe warf, und wieder zu fangen suchte. Als man ihren Sarg mit Erde bedeckte, da guckte er neugierig hinab, und lachte herzlich, weil sich, nach seinem kindischen Ausdrucke, das große Loch so geschwind wieder füllte. Nie gedachte er ihrer mehr, ob er sie gleich unter allen seinen Kindern am meisten geliebt hatte. Einer meiner Freunde besuchte ihn ein Jahr nach erhaltener Freyheit, er fand ihn im kleinen Hausgarten, wo er oft ganze Tage mit Spielen zubrachte. Er saß unter einem Obstbaume, seine Miene verrieth Freude und Vergnügen, er fidelte auf einer kleinen Kindergeige, erzwang die gräßlichsten Mißtöne, und rief doch oft voll Entzücken aus: O Jesus! O Jesus, das klingt schön!

Seine Söhne, welche meinen Freund begleiteten, und mit naſſen Augen dem Spiel des Vaters zuſahen, hatten ihn ſchon unterrichtet, daß man keine Antwort von ihm erhalte, wenn man nicht Antheil an ſeiner Beſchäftigung nehme.

Mein Freund lagerte ſich neben ihm, und der arme Unglückliche reichte ihm ſogleich ſeine Geige. Du kannſt nichts, rief er aus, als dieſer zu ſpielen verſuchte, ich kann's beſſer, und nun fidelte er auf's neue erbärmlich.

Friedrich (zu ihm.) Kannſt du ſingen?

Mein Freund. Nein!

Friedrich (lachend.) Kannſt auch gar nichts.

Mein Freund. Wie heißt du denn?

Friedrich. Fritzel mit dem rothen Mützel!

Mein Freund (auf ſeine Kinder zeigend.) Wer ſind denn dieſe hier?

Friedrich (ſie anſtarrend.) Das ſind des alten Staffirers ſeine Buben!

M. Freund. Was wollen ſie denn hier?

Friedrich. Sie ſuchen ihren Vater?

M. Freund. Wo iſt denn dieſer?

Friedrich. Ich weiß nicht! — — Kannſt du pfeifen?

M. Freund (mit Thränen.) Nein, ich kann's nicht!

Friedrich. Warum weinſt du denn?

M. Freund. Die Aermſten dauern mich ſo ſehr, weil ſie ihren Vater ſuchen und nicht finden können.

Friedrich (traurig.) Mich auch! Komm, wir wollen ihnen ſuchen helfen.

Er nahm jetzt meinen Freund bey der Hand, führte ihn nach einem Roſenſtrauch, und verſteckte ſich ſchnell hinter dieſem; ehe noch jener über die Urſache ſeines Verſteckens einig werden konnte, ſprang er plötzlich hervor, und rief aus: da iſt er! da iſt er!

M. Freund. So biſt du ihr Vater?

Friedrich. Ich bin Fritzel mit dem rothen Mützel.

M. Freund. Wer iſt denn der alte Staffirer?

Friedrich. Ich weiß nicht.

M. Freund. Kennſt du ihn nicht?

Friedrich. Ich kenn' ihn ſchon!

M. Freund. Wo iſt er denn?

Friedrich. Morgen kauf' ich mir ein Schiff, und da geh' ich vor's Thor, ſetze es auf's Waſſer, und fahre damit nach Rom, du darfſt aber nicht mit fahren.

Sein Sohn. Vater, wollt ihr nicht mit hinauf gehen?

Friedrich (lachend.) Der glaubt, daß ich ſein Vater ſey.

M. Freund. Biſt du's denn nicht?

Friedrich (noch mehr lachend.) Nein, ich bin's nicht.

M. Freund (zum Sohne.) Glaubt er dieß wirklich?

Der Sohn. Gewiß, denn er kennt uns ſel-

ten, nennt uns aber stets die Söhne des Staffierers. Früh Morgens, wenn er erwacht, oder wenn er, was aber selten geschieht, anhaltend niefet, so erkennt er uns gemeiniglich, erinnert sich auch oft mit vieler Genauigkeit vergangener Dinge; aber ehe eine halbe Stunde vergeht, ist er wieder der Alte, und fühlt sich in seinem Wahnsinne glücklich.

Indeß der alte Vater sich einen kleinen Teich baute, und in seinen Händen Wasser herbey trug, sprach mein Freund noch lange mit seinen Söhnen. Sie glaubten, daß die allzu große Freude über die schnelle und so glückliche Errettung der Grundstoff seines Wahnsinnes war. Vielleicht, meinten sie, hätte ein Aderlaß, welche man im großen Jubel vergaß, das heftige Wallen seines Blutes gemindert, welches wahrscheinlich zu stark in die kleinsten Blutgefäße drang, sie übermäßig ausdehnte und füllte, daher auch gänzliche Vergessenheit und außerordentliche Schwäche der Gedächtnißkraft verursachte. Der einzige Trost, welcher den armen Kindern blieb, war die Ueberzeugung, daß ihr Vater in diesem Zustande glücklich und zufrieden lebe. Ein neues Spielwerk, welches sie ihm nie versagten, machte ihn den ganzen Tag munter und fröhlich, nur mußten sie sich sorgfältig hüthen, ihm nichts zu geben, was ihn an Kerker und Gefängniß erinnern konnte, denn dieß machte ihn, wenigstens auf einige Stunden, äußerst traurig. Ehe sie dieß noch wußten, brachte ihm einst die verstorbene Schwester eine Puppe nach Hause, welche eine mit Ker-

ten bebaugene Sclavinn vorſtellte; er fing ſogleich zu weinen an, löſete ihre Ketten, und trug ſie den ganzen Tag ſtillſchweigend in ſeinen Armen herum; erſt Abends gelang es ihnen, die Puppe wegzunehmen, am Morgen hatte er ſie ganz vergeſſen. Ungeachtet er auch nicht ein Kind beleidigt, ſo können ſie ihn doch nie allein ausgehen laſſen, weil er den Weg nicht nach Hauſe finden kann, und ſich dann an eine Ecke ſetzt und bitterlich weint. Er geht gern am Waſſer, noch lieber in ſchönen Gärten, am allerliebſten auf dem Kirchhofe ſpatzieren, dort mahlt er Stunden lang mit den Fingern die Buchſtaben auf den Leichenſteinen nach, betrachtet ſie dann mit größtem Vergnügen, und lobt am Ende laut und anhaltend ſeine ſchöne Arbeit. Sein älteſter Sohn ſtaffirt ſchön und geſchmackvoll; der alte Vater, welcher in dieſer Kunſt Meiſter und Kenner war, ſieht ihm oft Stunden lang zu, aber er verräth nie die geringſte Kenntniß, nur ein einziges Mahl vergoldete er eine Nuß, und bezeigte die größte Freude über ſeine Geſchicklichkeit. Er kennt ſelten einen ſeiner alten Freunde, die ihn oft beſuchen, und nur dann angenehm ſind, wenn ſie mit ihm ſpielen. Wenn er in der Geſellſchaft der Kinder iſt, ſo duldet er ſtandhaft jede Neckerey, aber wenn Große ihn beleidigen, ſo ahndet er's immer nachdrücklich.

Noch lebt er, noch wallt er hienieden in dieſem Jammerthale, aber ſeine Geſundheit welkt mächtig, bald wird ſein Geiſt ſich des Wahnſinns Feſ-

seln entledigen, und froh hinüber zum ewigen Lohne eilen, der ihm hier nicht werden konnte, weil irdische Freude nicht Ersatz für sein schreckliches Leiden gewesen wäre.

Caroline G— von H—.

Wie ich vor mehreren Jahren über Land reiste, eben in einem Walde einen hohen Berg hinan fuhr, erblickte ich neben meinem Wagen eine alte Frau, welche unter einer großen Holzbürde gebückt einher schlich, und mit vielem Keuchen den Berg zu erklettern suchte. Das Alter ist mir alle Mahl ehrwürdig, erregt aber mein ganzes Mitleid, wenn es kummervoll einher schleicht, und am Ende seiner Tage noch die wenige Lebenskraft durch harte Arbeit verschwenden muß. Ich stieg aus, trat zu ihr, als sie eben ruhte und wieder Athem zu gewinnen suchte. Sie blickte mir forschend in's Gesicht, und sah dann sehnsuchtsvoll meinen Wagen an, der nahe bey ihr vorüber fuhr. Dort hinten, sprach sie leise, könnte mein Holz recht gut liegen, wenn's der Herr erlaubte; die starken Pferde würden es kaum merken. — — Ich rief meinen Kutscher herbey, ließ das Holz aufladen, und ging nun auf dem Fußsteige neben ihr her.

Die

Die Alte. Bezahl's Gott tausend Mahl! Sie fahren doch durch das Dorf, welches unten im Thale liegt?

Ich. Ja.

Die Alte. Und nehmen bis dahin mein Holz mit?

Ich. Von Herzen gern.

Die Alte. So bezahle es Ihnen Gott noch einmahl, denn (sich voll schmerzhaften Gefühles anblickend) von mir werden Sie doch kein anderes Trinkgeld als Dank erwarten! — —

Ich wollte eben das Gespräch fortsetzen und sie von meiner Uneigennützigkeit überzeugen, als der sonderbare Anzug der Alten meine ganze Neugierde weckte, er war zwar äußerst armselig, aber er verrieth doch deutliche Spuren, daß er einst schön gewesen war. Sie trug einen weißen Rock, der freylich jetzt sehr gelb, durchgängig sehr geflickt, und bey solcher Arbeit äußerst schmutzig aussah, aber der Stoff bestand aus dem feinsten Parchent, und an dem Ende desselben erblickte ich hier und da die Ruinen einer breiten Garnirung, welche von eben so feinem Mousselin ausgenäht war. Sie hatte ein kleines Leibchen von eben diesem Zeuge an, das vorne mit einer alten seidenen Schleife gebunden war, über diesem Leibchen trug sie eine Art von Corsett, das einst aus Taffet bestand, nun aber mit wollenen und leinenen Flecken von allerhand Farben beynahe überzogen war. An ihren Füßen erblickte ich zerrissene, seidene Strümpfe und alte

Pantoffeln von seidenem Zeuge. Ihre schon ziemlich grauen Haare waren mit einem feinen, aber sehr zerrissenen Strohhute bedeckt, an welchem noch hier und da ein Stückchen Band oder Flor zu sehen war. Der etwas fremde und beynahe Schwäbische Dialect ihrer Sprache fiel mir gleich Anfangs auf, jetzt wirkte ihre Kleidung noch stärker auf meine Neugierde, sie schien mir ein deutlicher Beweis zu seyn, daß die arme Alte einst bessere Tage genossen hatte. Gern hätte ich dieß alles näher erfahren, da aber Neugierde einen Unglücklichen immer beleidigt, und dieser am meisten Schonung verdient, so würde ich sie ganz unterdrückt haben, wenn mir die treuherzige Alte nicht selbst den Faden zum Gespräche übertreicht hätte. Ach Gott, sprach sie eben seufzend, wo sind die Zeiten?

Ich. Welche Zeiten?

Die Alte. Wo ich in schönen Kutschen mit vier Pferden fuhr, Geld und Gut in Menge besaß, von Hunderten bedient, von Tausenden angebethet wurde! (Wischt sich eine Thräne aus den Augen.) damahls war's anders und besser! Ich gab reichliches Almosen, half, wo ich helfen konnte, und jetzt: (tief seufzend) erbarmt sich meiner niemand. — — O bester Herr, Sie haben heute mehr gewonnen, als Sie glaubten, Sie können sich nun kühn rühmen, daß Sie die elendeste und unglücklichste Person auf der weiten Welt gesehen und gesprochen haben.

Ich. Das wäre schrecklich.

Die Alte (mit Nachdruck.) Schrecklich, aber auch eben so wahr! Wenn ich Ihnen auch mein Leiden schildern wollte, Ihre theilnehmende Miene verdiente es, wenn ich Ihnen auch alles haarklein erzählen wollte, Sie könnten sich doch keinen Begriff davon machen. Es gibt gewisse innere Gefühle, die keiner Beschreibung fähig sind. Nur derjenige, welcher im größten Wohlleben erzogen würde, welcher sehr reich, und bessere Tage gewohnt war, und nun im größten Elende, in der jammervollsten Armuth schmachtet, kann mir seine Hand reichen, und ausrufen: mein Gefühl ist dem deinen ähnlich. — — Ich will ihn dann als meinen Bruder umarmen, und gern mein Stückchen schimmlichtes Brot mit ihm theilen.

Ich. O ich kann mir dieß Gefühl vorstellen, es muß nagend, es muß verzweiflungsvoll seyn.

Die Alte. Verzweiflungsvoll! Ja! ja! das ist das wahre Wort! Längst wäre ich ein Raub derselben geworden, längst moderte mein elender Körper in einem Teiche, wenn nicht andere eben so unglückliche Geschöpfe meine Hülfe forderten!

Ich. So haben Sie Kinder?

Die Alte (im bittern Tone.) Kinder? Kinder? O Gott, wenn ich mehrere als eins hätte, dann wäre mein Unglück gränzenlos. Ich habe nur eins, und doch hat es mich mehr Thränen gekostet, als Sterne am Himmel sind. Ich liebe es, ach, ich liebe es mit seltner mütterlicher Zärtlichkeit,

aber ich muß weinen, wenn ich es anblicke. (Meine Hand ergreifend.) Herr, denken Sie sich mein Unglück, es ist erst zwanzig Jahr alt, und doch schon wahnsinnig. — —

Ich. Gott im Himmel, wahnsinnig?

Die Alte. Die gute, sanfte Caroline konnte mein und ihr Elend nicht so standhaft ertragen, es raubte ihr das Einzige, was man der Armuth sonst nicht rauben kann, ihren Verstand. (Weinend.) Jetzt ist ihr wohl, sie fühlt ihr Unglück nicht mehr, sie nagt zufrieden am trockenen Brote, das ihre alte Mutter vor den Thüren der hartherzigen Bauern erbetteln muß. Wie oft habe ich Gott gebethen, daß er mir's auch so wohl möchte werden lassen, aber er hört meine Stimme nicht, er ist taub gegen mein Flehen! Freylich, freylich habe ich ihn sehr beleidigt, doch kann ja Reue ihn sonst versöhnen! Oder ist der Mutterfluch unauslöschbar? Das mag's seyn, mich drückt er wenigstens schrecklich.

Ich. Ich nehme den innigsten Antheil an Ihrem Unglücke, stände es in meiner Macht, es zu tilgen, nur zu mildern, ich würde alles anwenden. — —

Die Alte. Dank, edler Freund, Dank! Mitleid ist auch ein Almosen, das des Elends Wunden salbt, und seine Schmerzen kühlt. Glauben Sie's fest, denn ich rede leider aus Erfahrung. Ein Gulden, den mir ein gefühlloser Reicher zuwirft, verwundet allemahl mein Herz, aber ein Pfennig, der mir mitleidsvoll in die Hand gedrückt

wird' thut ihm wohl. Ach Gott! Ach Gott! was habe ich alles dulden und erfahren müssen!

Ich. Haben Sie denn gar keine Aussicht auf bessere Zeiten?

Die Alte. Keine, aber auf noch schlechtere desto sichere! Bald, recht bald werde ich nicht mehr kriechen können, und dann will ich doch sehen, was aus mir, aus meinem armen Kinde werden soll? Es steht zwar in der Bibel, daß Gott die Lilien auf dem Felde kleidet, und die jungen Raben füttert, aber daß der Mensch ein Gleiches erwarten, und fordern kann, davon steht nichts geschrieben. Sorgt nicht für den andern Morgen, heißt's nur, denn jeder Tag hat seine Plage! (Bitter lachend.) Ja, ja, er hat sie im vollen Maße. — — Die Freuden des Himmels müssen ewig dauern, müssen alle Beschreibung übertreffen, wenn sie Ersatz für das irdische Leiden seyn sollen!

Ich. Haben Sie denn gar keine Freunde, von denen Sie Unterstützung erwarten könnten?

Die Alte. Freunde? Bester Herr, diese Frage war wohl sehr überflüssig! Kann Feuer und Wasser in Harmonie mit einander bestehen? Nun, Sie antworten nicht? Sie halten's für unnöthig, und haben recht. Ich habe Freunde, aber sie sind vornehm und reich, sie fühlen die Qualen der Armuth nicht, sie schämen sich meiner, und fliehen, wenn ich mich nahe.

Ich. Das ist schrecklich!

Die Alte. Nein, das ist es nicht! In die-

sem Falle denken wir verschieden. Der Stolz meiner Freunde kränkt mich nicht, ich habe Kraft genug, ihn zu verachten. Ich würde eher Hunger sterben, mein einziges Kind lieber verschmachten sehen, ehe ich einen Pfennig aus ihrer Hand annehme. Tadeln Sie diesen Vorsatz nicht, das Elend hat auch seine Launen, und diese ist bey mir festes System geworden. Ich besitze jetzt Kühnheit genug, jeden Reisenden, jeden Bauer um ein Almosen anzubetteln, es hat mich Mühe und unzählige Thränen gekostet, aber meinen Stolz habe ich doch nicht bekämpfen können, er weigert sich schlechterdings, von denjenigen ein Almosen anzunehmen, deren Pflicht es wäre, mir viele Tausende als mein Eigenthum auszuzahlen.

Unter diesem Gespräche hatten wir den Gipfel des Berges erreicht, eine schöne, angenehme und äußerst fruchtbare Gegend lag vor uns. Mehr als zehn ansehnliche Dörfer, beschattet von fruchttragenden Bäumen, konnte man von hier aus überblicken. Die Alte hatte im eifrigen Gespräche ihren Athem verschwendet, sie blieb stehen, um neuen zu sammeln; endlich setzte sie sich nahe am Wege nieder, und staunte mit verzogenem Lächeln, das mehr einer schmerzhaften Empfindung glich, in die weite Gegend hinab. Ihr Gespräch hatte mein Herz tief gerührt, ich wollte mich nicht so früh von ihr trennen, nicht ganz ohne Trost scheiden, und nahm Platz neben ihr. Sie stützte sich auf ihren Elbogen; ihr Lächeln, das mir gleich Anfangs so

weh that, verzog sich nach und nach in stille Wehmuth, mehr als eine Thräne schlich langsam über ihre hohlen Wangen herab, und träufelte in den Sand. Endlich hob sie ihre Rechte empor, und bezeichnete einige Mahl stillschweigend damit den Umkreis der ganzen weiten Gegend. Einst, rief sie seufzend aus, alles, alles mein! Ich war die Glücklichste und Reichste unter den Tausenden, welche hier wohnen, jetzt bin ich die Aermste und Unglücklichste unter ihnen. (Schluchzend.) Ach das thut weh! o das nagt schrecklich! (Zu mir.) Sie staunen? O staunen Sie nur, Sie haben volles Recht dazu. Staune ich doch selbst oft, wie's geschehen konnte, und doch geschah's, so leicht, so natürlich, so zusammen hängend, daß es mich wieder wundern würde, wenn es anders geschehen wäre. (Hastig.) Haben Sie Eile?

Ich. Ich muß heute noch in K— eintreffen, und dahin — —

Die Alte (mir einfallend.) Gelangen Sie früh genug, wenn Sie mir auch eine halbe Stunde schenken. Ich will Ihnen die Geschichte meiner Leiden offen und treu erzählen. — —

Ich. Ich werde Sie mit der innigsten Theilnahme anhören.

Die Alte. Davon bin ich überzeugt, sonst würde ich Ihnen diesen Antrag nicht gemacht haben. Es thut einem so wohl, wenn man Theilnahme im Auge lieset, und aus des Freundes Munde hört: Dir geschah Unrecht, dir hätte ein besseres Schicksal

werden ſollen! Ich bin eine geborne Baroninn von B—. Dort unten rechts, in der blauen Ferne ragen über die kleine Anhöhe zwey Thürme hervor, dieſe zieren das Schloß, in welchem ich geboren und erzogen wurde. Mein Vater war der Beſitzer desſelben, und Herr dieſer großen, anſehnlichen Herrſchaft, ich war die einzige Frucht ſeiner Ehe, in welcher er ſehr mißvergnügt lebte. Er ſtarb in der Mitte des ſiebenjährigen Krieges, und machte mich zur Erbinn ſeines großen Vermögens, welches in mehr als einer halben Million beſtand. Ich war damahls achtzehn Jahr alt, und, wie mich wenigſtens alle verſicherten, ſehr ſchön. Daß um die Hand einer ſo reichen Erbinn viele angeſehene und vornehme Jünglinge buhlten, können Sie leicht denken, aber obgleich das Schloß ſelten von Freyern leer war, ſo geſchah's doch, daß ich durch zwey lange Jahre nicht wählte, und immer noch ledig blieb. Meine Mutter, welche mich von früher Jugend an als eine wahre Tyranninn behandelte, mir nie einen mütterlichen Blick gewährte, und nun meine Vormünderinn geworden war, hielt's für Pflicht, ſich ſtets in die Angelegenheiten meines Herzens zu miſchen. So oft ein Freyer ſich mir nahte, ſo oft war ſie auch ſogleich mit ihrem entſcheidenden Rathe zugegen. Dieſen, ſprach ſie dann immer, kannſt du nehmen, an dieſen oder jenen darfſt du aber nicht denken! da nun meine Empfindung nie mit der mütterlichen harmonirte, da ich immer nur denjenigen wählen wollte, an welchen

ich doch, ihrem Ausspruche gemäß, nie denken sollte, so unterblieb auch ganz natürlich jede Heirath. Schon war ich fest entschlossen, bis in mein vier und zwanzigstes Jahr ledig zu bleiben, und dann nach eigenem Sinne zu wählen, wenn nicht ein Zufall meinen Entschluß vernichtet, und mich auf ewig unglücklich gemacht hätte. Die Feinde waren damahls aus dem größten Theile Böhmens vertrieben worden, und unsre Truppen bezogen in unsrer Gegend die ruhigen Winterquartiere. Unter den vielen Offiiceren, welche rings umher lagen, und bald in unserm Schlosse Unterhaltung suchten, befand sich auch ein Lieutenant, des ehemahligen N — Husaren-Regiments. Er war von Geburt ein Graf aus Ungarn, aber sehr arm, und lebte bloß von seiner Gage. Wie ich den schönen, blühenden Jüngling zum ersten Mahle sah, da ward schon der Gedanke in mir rege: solch einen Mann, und du wärst glücklich! Wie ich bald hernach deutlich merkte, daß er gleich günstig von mir urtheilte, mir überall mit schmachtendem Blicke nachschlich, unter hundert andern nur mich allein sah, da verschaffte ihm mein Herz bald Gelegenheit, mir seine heftige Liebe gestehen zu können; ich hörte das Bekenntniß derselben mit innigem Vergnügen, und fühlte mich nicht stark genug, seiner dringenden Bitte um Gegenliebe lange zu widerstehen. Ich gewährte sie ihm bald im vollen Maße, ich liebte ihn mit einer Innigkeit, die keiner Beschreibung fähig ist; ich sah, ich hörte nur ihn, alle andere

Männer waren mir mehr als gleichgültig, ich haßte jeden, der mich hinderte, meinen Carl einige Augenblicke länger zu sehen, und zu sprechen. Ach, die Tage unserer damahligen Liebe waren so selig, flossen so schnell vorüber! Wenn ich in seinen Armen die bunten Reihen durchwalzen konnte, wenn meine Wange dann an der seinigen ruhte, und er im schnellen Fluge mir einen Kuß raubte, da dünkte ich mich glücklicher als eine Königinn, die über viele Länder regiert, und Millionen Unterthanen beherrscht. Ich will Ihnen den herrlichen Genuß dieser Liebe nicht länger schildern, im Munde eines alten Weibes kann solch eine Schilderung nicht wohl klingen, man hält's für unmöglich, daß solch ein Gerippe einst Liebe erregen konnte, und fähig war, wieder zu lieben. Der immer aufmerksame Blick meiner Mutter bemerkte unsere Liebe bald, sie befragte mich darüber im strengsten Tone, und versicherte mich hoch und theuer, daß mir ihr Fluch werden sollte, wenn ich mich unterstände, dem elenden Lieutenant Liebe zu versprechen; sie habe, fügte sie hinzu, eine weit bessere und ansehnliche Partie im Vorschlage, und würde mir solche schon entdecken, wenn sie alles in Richtigkeit gebracht hätte. Ob solch eine Drohung meine zärtliche Liebe schwächen, oder hindern konnte? überlasse ich Ihrem eigenen Urtheile, sie machte mich nur etwas vorsichtiger, wenn heftige Liebe anders vorsichtig handeln kann. Ehe noch die Winterquartiere sich endigten, war unter uns schon fest verabredet und beschlossen,

daß er meiner, bis ich großjährig wäre, harren, und dann mein Herz und Vermögen zum Lohne erhalten solle. Ob er mir dagegen auch etwas anders als sein Herz versichern könne? wurde von mir nie gefragt, denn echte, reine Liebe achtet keines Reichthums, und dünkt sich auch in einer Strohhütte glücklich.

Als er endlich scheiden mußte, da vermochte ich mich kaum zu fassen; meine hartherzige Mutter machte mir darüber die bittersten Vorwürfe, und bewillkommte mich oft mit Ohrfeigen, wenn ich mit rothgeweinten Augen vor ihr erschien; aber ich duldete um seinetwillen, und freute mich, daß ich dadurch seiner Liebe ein Opfer bringen konnte. Noch war er nicht acht Tage von mir entfernt, als schon der junge und sehr reiche Graf S*** auf unserm Schlosse anlangte, und mich sogleich im festen Tone versicherte, daß er aus Liebe zu mir in so schlechtem Wege die Hauptstadt verlassen. Ich ahndete, daß er nicht ungerufen erschienen sey, und gab's ihm im ersten Gespräche zu verstehen, daß er wieder ohne Hoffnung scheiden müsse. Er schien's nicht zu achten, er beschäftigte sich einige Tage hindurch bloß mit kleinen Spatzierfahrten, die er in Gesellschaft meiner Mutter im Gebiethe meiner Herrschaft unternahm. Einige Tage nachher ließ mir meine Mutter sagen, daß heute viele Gäste ankommen würden, und ich daher meinen Anzug darnach einrichten sollte. Ehe ich ihn noch vollendet hatte, kam meine Mutter, wider ihre Gewohnheit, auf

mein Zimmer, sie schien ganz verändert, streichelte in Gegenwart der Dienstmädchen meine Wangen, und nannte mich mehr als ein Mahl ihr gutes, liebes Kind. Wie darauf die Mädchen sich entfernten, fragte sie mich lächelnd: ob ich nichts ahnde? Da ich das Gegentheil versicherte, so erzählte sie mir ganz offen, daß heute der Tag meiner Verlobung mit dem Grafen S*** gefeyert würde, daß sie als Mutter mit seinen Aeltern schon alles verabredet und ausgemacht habe, auch von mir überzeugt zu seyn glaube, daß ich ihre mütterliche Fürsorge mit Dank erkennen, und das große Glück, mit einer so ansehnlichen Familie verwandt zu werden, schätzen und ehren würde. Sie können sich mein Erstaunen leicht denken, es war groß und anhaltend. Wie ich zu sprechen vermochte, gestand ich meiner Mutter geradezu, daß ich fest entschlossen sey, vor meiner Großjährigkeit nicht zu heirathen, und dann nach eigenem Gefallen zu wählen. Sie raſete, sie mißhandelte mich, aber ich blieb standhaft. Sie schwur, daß sie mich eher mit eigenen Händen ermorden, als in den Armen des elenden Lieutenants sehen wollte, ich schwieg und weigerte mich endlich eben so fest, jemahls die Gattinn des Grafen S*** zu werden. Meine Mutter wollte mir Bedenkzeit geben, aber ich verwarf sie, weil fester Entschluß solche nicht brauche. Alle Versuche, welche noch am nähmlichen Tage ihre und meine Freunde auf ihren Rath bey mir wagten, waren nicht vermögend, mich in den Saal zu locken. Die

bestellten Zeugen mußten wieder abreisen, und nahmen zu meinem größten Vergnügen den verhaßten Grafen mich sich fort.

Meine Mutter hatte mir ihren unversöhnlichen Haß und Zorn ankündigen lassen, ich durfte es nicht wagen, vor ihren Augen zu erscheinen, mußte auf meinem Zimmer speisen, und ward wie eine Gefangene behandelt. Diese Begegnung hinderte mich aber doch nicht, Briefe an meinen Carl zu schreiben, und die seinigen zu erhalten. Sie waren meine einzige Freude, die herrlichsten Tröster im Unglück, ich las sie des Tages wohl hundert Mahl, und ward nicht müde, sie wieder zu lesen, weil sie die theuersten Versicherungen seiner ewigen Liebe enthielten. Als auf diese Art eine Woche in stiller Ruhe verflossen war, erfuhr ich durch mein Kammermädchen, daß meine Mutter jetzt oft von Geistlichen besucht würde, und morgen nach dem Nonnenkloster D** verreisen wolle. Die letztere Nachricht erregte Argwohn in meinem Herzen; ich sandte mein Mädchen auf Kundschaft zu einem alten Gesellschaftsfräulein, welches das Vertrauen meiner Mutter im höchsten Grade besaß, und folglich auch die Absicht ihrer Reise kennen mußte. Das schlaue Mädchen benahm sich herrlich, und lockte der Alten den ganzen Plan ab. Ihrer Nachricht zu Folge, reisete meine Mutter wirklich in's Kloster, um dort einen Platz für mich auszumachen, ich sollte dann mit Gewalt dahin gebracht, genau bewacht, und so lange eingesperrt bleiben, bis ich mich dem Willen der Mut-

ter fügen würde. Diese hoffte überdieß durch allerhand Scheingründe und durch die Hülfe ihrer Freunde die Landesstelle zu bewegen, daß sie mich erst im dreyßigsten Jahre meines Alters großjährig erklären solle. Ich staunte über die Kunstgriffe einer Mutter, welche zur Befriedigung ihres Stolzes ihr einziges Kind opfern und unglücklich machen wollte, aber mein Entschluß war auch in der folgenden Nacht schon gefaßt. Wie am andern Tage meine Mutter wirklich nach dem Kloster verreisete, packte ich alle meine Kostbarkeiten, und etwas Weniges an Wäsche heimlich zusammen, und wanderte am Abende unbemerkt zum Schlosse hinaus. Mein Carl hatte mir zum letzten Mahle geschrieben, daß er in einem zehn Meilen weit entfernten Städtchen stehe, und auf Pferde warte, welche er zum Regimente führen müsse. Ich nahm meinen Weg dahin, wanderte die ganze Nacht, und langte am zweyten Tage glücklich in dem Städtchen an; ich fand ihn eben an seinem Schreibtische, als er einen Brief von mir beantworten wollte. Er flog mir entgegen, ich lag sprachlos in seinen Armen, und hatte noch nicht einmahl die Freude des Wiedersehens gefühlt, als ein Wagen durch's Thor herein rollte; ich blickte hinab, und sah meine Mutter, von einem Onkel begleitet, rasch vorüber fahren. Ich blieb starr vor Entsetzen stehen, der Wagen hielt am nahen Rathhause stille, und mein Onkel ging eilend hinein. Ich war unfähig zu handeln und zu denken, mein Carl faßte sich schneller, er fragte mich: ob ich von je-

manden im Hauſe ſey geſehen worden? Da ich's verneinte, und ihm verſicherte, daß ich ſeinen Bedienten auf der Gaſſe getroffen, und durch ihn ſey hergeführt worden, ſo führte er mich ſogleich in den Stall hinab, wo ſeine Reitpferde ſtanden. Im Winkel desſelben lag viel Stroh, ich mußte mich darauf lagern, und er bedeckte mich ſorgfältig damit. Spät am Abende kam er wieder zu mir, und erzählte, daß mein Onkel ihn bereits beſucht, allerhand Fragen an ihn geſtellt habe, aber, ohne die eigentliche Abſicht zu entdecken, wieder fortgegangen ſey. Kurz darauf ſey das Haus rings umher mit Wächtern umſtellt worden, welche zwar nur in der Gaſſe auf und ab gingen, aber doch ſtets die Thür des Hauſes beobachteten. Da er auf dieſe Art keine nähere Unterſuchung zu fürchten hatte, und überdieß feſt entſchloſſen war, ſeine Thür niemanden zu öffnen, ſo führte er mich wieder um Mitternacht in ſein Zimmer. Dort konnten wir ungehindert ſprechen und rathſchlagen; er verſprach zwar, mich gegen jeden tapfer zu vertheidigen, nicht aus ſeinen Armen zu laſſen, und öffentlicher Gewalt durch ſeine Huſaren Trotz zu biethen; da ich aber voraus ſah, daß dieß ihn und mich in die größte Gefahr ſtürzen könnte, ſo bath ich ihn dringend, auf andere Rettungsmittel zu denken. Carl fand ſie bald; er hatte eine alte, aber arme Tante zu Wien, ſie ſtand bey der Monarchinn in Gnaden, wurde oft von ihr angehört, und hatte ihm ſelbſt durch ihr Vorwort die Lieutenants-Stelle beym Re-

gimente verschafft, er beschloß, dieser sogleich alles zu schreiben, und mich ihrem Schutze zu empfehlen. Der Brief war bald fertig, aber nicht so bald entschieden; wie ich unerkannt aus der Stadt, und unverfolgt bis Wien gelangen könne? Carl hatte zwar einen Bagage-Wagen nebst Pferden und Kutscher bey sich, er versicherte mich, daß er diesen zur Noth auf einige Wochen entbehren könne, aber der Wagen stand in der Vorstadt, und ich konnte bis dahin nicht ohne Entdeckung gelangen. Endlich fand seine Erfindungskraft auch hier ein Mittel, ich mußte mich sogleich entschließen, eine Uniform von ihm anzuziehen; wie ich mit meinem Anzuge fertig war, fing eben der Tag an zu grauen. Er befahl seinem Bedienten, uns in einer kurzen Zeit mit meinen Kleidern nachzufolgen, führte mich nun kühn die Treppe hinab, und zum Hause hinaus. Die lauschenden Wächter wichen ehrerbiethig zurück, als sie zwey Husaren Arm in Arm gehen sahen, und wir kamen glücklich in der Vorstadt an. Sein Kutscher, ein treuer Kerl, versprach mich eben so glücklich nach Wien zu führen; indeß er die Anstalten dazu traf, kleidete ich mich um, nahm Abschied von meinem Carl, und warf mich in den Wagen hinein, der einsam in einem Schuppen stand. Das weiße Regentuch, mit welchem er gewöhnlich bedeckt wurde, lag darin; um von niemanden erkannt zu werden, kroch ich darunter, und harrte des Aufbruchs. Carl war, um allen Verdacht zu vermeiden, schon wieder nach der Stadt zurück gekehrt.

Wie der Kutscher die Pferde vorführte, erblickte ich durch die Flechten, mit welchen der Wagen eingefaßt war, meinen Onkel, der sich schleichend dem Kutscher näherte. Wohin so früh, Landsmann? sprach er zu ihm. Nach Fourage, antwortete der Kutscher und spannte an.

Mein Onkel. War dieß sein Herr, welcher eben von hier ging?

Der Kutscher. Ja.

Der Onkel. Und der andere Herr, welcher ihn aus der Stadt begleitete — — Wer war denn dieser?

Kutscher. Verdammt neugierig! Unser Herr Cadet war's.

Der Onkel. Wo ist er denn geblieben?

Kutscher. Was weiß ich! Im Stalle oder in der Stube. Er gab nun den Pferden einen Hieb, und mein Onkel eilte nach dem Stalle.

Lange konnte ich mich von meiner Angst und Schrecken nicht erhohlen, wir waren schon eine Stunde rasch auf der Straße vorwärts gefahren, als ich mich immer noch nicht aufzublicken getraute. Mein ehrlicher Kutscher sprach mir nun Muth zu, und versicherte mich, daß jede Gefahr vorüber sey. Seine Versicherung, der ich Anfangs nur schwach traute, bestätigte sich in der Folge, wir erreichten am sechsten Tage glücklich die Residenzstadt. Ich kehrte in einem Wirthshause ein, und ging am andern Tage mit schwerem Herzen zu Carls Tante. Von ihrer Aufnahme hing meine ganze Hoffnung,

und all mein Glück ab; sie empfing mich mit kaltem, forschendem Blicke, als ich ihr den Brief überreichte, umarmte mich aber mit um so größerer Wärme, als sie ihn gelesen hatte. Sie forderte sogleich eine genaue Erzählung von allem, was sich mit mir zugetragen hatte, fragte oft: ob ich ihren Neffen recht herzlich liebe? und fragte noch öfter, wie viel denn eigentlich meine väterliche Erbschaft betrage? — — Ich sah's deutlich, daß diese vorzüglich ihre Aufmerksamkeit erregte, und mich ihres Schutzes fähig machte; aber verargte es der guten Alten nicht, weil ihr das Glück des geliebten Neffen sehr eifrig am Herzen lag, und sie ihn oft ihren lieben Sohn nannte.

Als sie alles angehört und genau geprüft hatte, versprach sie mir alle mögliche Hoffnung, wenn ich nur so viel Geld mitgebracht hätte, daß ich mich standesmäßig kleiden, und ein Paar Monathe ernähren könnte, denn, setzte sie treuherzig hinzu, von mir können Sie wohl Fürsprache und Verwendung, aber keine Unterstützung im Gelde hoffen, weil ich kein Vermögen besitze, und von einer schmalen Pension lebe, die mir unsere Monarchinn aus besonderer Gnade gibt. Ich zeigte ihr alle meine Kostbarkeiten, sie mochten wohl acht bis zehn tausend Gulden werth seyn; die Tante ließ sogleich Juden herbey rufen, und wir verkauften sie noch am nähmlichen Morgen für fünf tausend Gulden. Diese Summe schien der Tante hinlänglich, mich wenigstens ein Jahr standesmäßig, und zur Noth auch

bis zu meiner Großjährigkeit zu ernähren. Sie ging bald hernach aus, kaufte ein, was ich am nothwendigsten brauchte, und brachte mir die Nachricht mit heim, daß sie schon in einem Kloster Kost und Wohnung für mich bestellt habe. Da ich über den Nahmen eines Klosters schon erschrak, und ihr mein Besorgniß mittheilte, so versicherte sie mich, daß die Aebtissinn ihre Verwandte sey, mich als ihr eigenes Kind pflegen würde, auch kein anderer Ort vorhanden wäre, in welchem ein unverheirathetes Fräulein, ohne seinem Ruf zu schaden, wohnen könne. Ich sah die Wahrheit ihrer Rede ein, und billigte ihre Fürsorge; sie versprach mir dagegen, mich nicht lange im Kloster schmachten zu lassen, meine ganze Geschichte bey der ersten möglichen Gelegenheit der Monarchinn vorzutragen und sie zu bitten, daß sie die Heirath zum Besten einer armen, aber alten und stets der Monarchinn ergebenen Familie billigen möge. Ehe ich noch meine Wohnung im Kloster bezog, erhielt ich Briefe von meinem Carl, der mir berichtete, daß meine Mutter noch durch zwey Tage im Städtchen geblieben sey, und ihn kurz nach meiner Abreise selbst besucht habe. Sie rasete, als er sie versicherte, daß er mich nicht gesehen habe, und schwur ihm und mir die schrecklichste Rache, wenn er meinen Aufenthalt nicht entdecken, und ich mich ihren Absichten nicht fügen würde. Da er aber ihre Drohung nicht achtete, und endlich Beweis oder Schonung forderte, so both sie ihm zwanzig tausend Gulden, wenn er sich schrift-

lich verbinden wolle, mich nie zu heirathen. Carl verwarf ganz natürlich diesen entehrenden Antrag, und sie schied mit neuen Drohungen, die auch schon in Erfüllung zu gehen schienen, weil sein Oberster ihn zum Regimente berufen, und mit strenger Strafe bedroht habe, wenn er nur der entfernten Wissenschaft von meiner Entführung oder Flucht überzeugt werden könne. Er versicherte mich am Ende, daß er nicht zage, alles Ungemach dulden, und nichts fürchten würde, wenn nur seine Leute nicht etwa mit Strenge zum Geständniß gezwungen würden, weil der Oberste ausdrücklich verlangt habe, daß er diese mit sich bringen solle.

Ich erzählte der alten Tante sogleich alles, und bath sie dringend auf Rettungsmittel zu denken; sie versprachs und forderte nur, daß ich noch am nähmlichen Tage meine Wohnung im Kloster nehmen solle, weil die Monarchinn sehr streng über den untadelhaften Ruf eines Mädchens wache, und nur diese freywillig gewählte Wohnung mich vor ihrem immer regen Argwohne schützen könne. Ich gehorchte ihrem Rathe, und zog sogleich in's Kloster. Am dritten Tage meldete mir die Pförtnerinn, daß eine Kammerfrau der Kaiserinn mich zu sprechen verlange; ich staunte hoch, als diese mir erzählte, daß sie von der Monarchinn den Auftrag habe, mich in die Burg zu führen. Sorgen Sie nicht, fügte sie hinzu, als sie meine Todesblässe sah. Ihre Tante ist bey der Monarchinn, und hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, das alles gut gehen werde.

Ungeachtet dieſer troſtvollen Verſicherung zitterte und bebte ich doch, und war kaum fähig, mich anzukleiden. Ich war einer Ohnmacht nahe, als ich zur Monarchinn eingeführt wurde, ſie ſah meine Angſt und ſprach gnädig und liebreich mit mir. Sie fragte mich vieles, ich konnte nur mit einem zitternden Ja und Nein antworten; als ſie aber forderte, daß ich ihr aufrichtig bekennen möchte: ob ich meinen Carl von ganzem Herzen liebe, und ihn zu heirathen entſchloſſen ſey? da ſtürzte ich weinend zu ihren Füßen hin, und flehte um ihren Schutz, um ihr Mitleid. Sie hob mich mit ſichtbarer Rührung auf, und küßte meine Stirn. Du ſollſt ihn haben, ſprach ſie im Tone eines Engels, ich will ſolche wahre Liebe nicht hindern, ich werde noch heute deiner Mutter ſchreiben, und ich hoffe, daß ſie ihre Einwilligung zu einer Heirath, die ich billige, nicht länger verſagen wird. Damit du aber, fuhr ſie im huldreichſten Tone fort, deinen Geliebten nach Gefallen unterſtützen, und ſeiner mir ſtets ergebenen Familie durch dein anſehnliches Vermögen neuen Glanz verſchaffen kannſt, ſo will ich ſogleich Befehl ertheilen, daß man dich großjährig ſpreche. Nun, ſagte ſie endlich, biſt du mit meinem Schutze zufrieden? Ich dankte mit innigem Gefühle und mit einer Wärme, die mich mit Muth belebte, meiner Empfindung Worte zu geben. Sie hörte mein Stammeln mit Wohlgefallen, und küßte mich wieder als ich ſie Mutter nannte. Wann willſt du ihn denn heirathen? ſagte ſie freundlich, weil du mich

zu deiner Mutter erwählt hast, so muß ich dir schon beystehen. Dein Geliebter soll sogleich auf einige Monath Urlaub erhalten, und dann wirst du wohl nicht säumen, ihn ganz glücklich zu machen? Ich wollte eben die Frage beantworten, als ein Kammerherr eintrat, und meine Mutter bey der Monarchinn anmeldete. Eben recht, sprach sie ganz gelassen, so erspare ich mir einen Brief, und ihr die Antwort. Sie blickte nun nach mir hin, ich war aufgesprungen und hielt mich fest an Carls Tante an. Führe sie in's Cabinett, sprach die Monarchinn zu ihr, ich will erst mit der Mutter sprechen, und euch dann schon rufen lassen. Was sie alles mit dieser sprach, habe ich eigentlich nie erfahren. Anfangs hörte ich meine Mutter sehr rasch reden, bald sprach aber die Monarchinn noch heftiger, hernach sprachen beyde leiser, und ich hörte meine Mutter laut schluchzen. Endlich rief die Monarchinn, und ich mußte erscheinen. Mein Kind, sprach die Erhabene, du hast deine Mutter durch die übereilte Flucht gekränkt und beleidigt, bitte Sie um Verzeihung. Ich wankte hin zu ihr, umfaßte ihre Knie und weinte laut. Ich verzeihe dir alles, sprach meine Mutter, und knirrschte mit den Zähnen. Sie hat, fuhr die Monarchinn fort, auf meine Fürbitte die Einwillung zu deiner Heirath ertheilt, bitte sie um ihren Segen! Ich gehorchte, und meine Mutter segnete mich mit einem Tone, der nicht Segen, sondern Fluch verkündigte. Und nun gehe sie in Gottes Nahmen, sprach die Mo-

narchinn im kalten Tone zu meiner Mutter, für's Uebrige will ich schon sorgen! — Sie ging schnell fort, und zog die Thür mit Nachdruck hinter sich zu.

Die Monarchinn (zu mir.) Du hast eine böse Mutter! (Zu Carls Tante.) Mit Mühe konnte ich sie nur abhalten, nicht in meiner Gegenwart ihr einziges Kind zu verfluchen. (Seufzend.) Es gibt doch sehr harte Herzen! (Zu mir sehr freundlich.) Weißt du denn etwas Neues? Dein Geliebter sitzt beym Profossen.

Ich (erschrocken.) Beym Profossen?

Die Monarchinn. Und das mit vollem Rechte. Er hat deine Flucht befördert, dich durch seine Pferde nach Wien führen lassen! davon hast du mir kein Wort erzählt.

Ich. Er thats aus Liebe.

Die Monarchinn (lachend.) Soll denn die Liebe alles entschuldigen? — Wie lange soll ich ihn wohl dort sitzen lassen?

Ich. Ach nicht lange! Ach nur nicht lange!

Die Monarchinn. Dann thät's wohl Noth, daß ich eine Staffette nach ihm schickte.

Ich. Ja, ja, eine Staffette!

Die Monarchinn (lachend.) Du bist wenigstens aufrichtig! Ich muß also schon deinen Willen erfüllen. Jetzt gehe wieder nach Hause, und wenn der Graf ankommt, so will ich dir's schon wissen lassen. Aber Strafe hat er doch verdient, du mußt mir also versprechen —— doch nein, warum sollte ich dem Aermsten seine Angst verlängern! In einer

Stunde wird die Staffette abgehen, man soll bey dir vorher erst anfragen, und wenn du ihm einige Zeilen schreiben willst, so werde ich's richtig bestellen lassen.

Sie entließ mich nun, und ich eilte nach Hause, um in meinem Zimmer Gott danken zu können. Meine Freude war groß und unaussprechlich, ich konnte sie nicht fassen, ich bethete, weinte und sprach mit mir selbst, ich wollte schreiben und vermocht's nicht. Wie der Kammerlackey den Brief von mir abfordern ließ, hatte ich noch keine Zeile geendigt, ich schrieb nun nur in höchster Eile, was ich hätte ausführlich schreiben können. Am sechsten Tage, als ich eben aufgestanden war und nachrechnete: ob mein Carl nicht etwa heute schon eintreffen könne? ließ mich seine Tante in's Sprachzimmer rufen. Ich flog hinab, und mein Carl mir in die Arme. Er war Tag und Nacht als Courier nach Wien geritten, um mich nur einige Tage eher sehen und sprechen zu können. Sein Haar hing unordentlich umher, er sah blaß und bleich aus, aber nie sah ihn mein Auge schöner, nie hatte seine Gestalt so tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht. Alles, so gar sein mit Koth bespritzter Rock war mir ein Beweis seiner heftigen und zärtlichen Liebe.

Am folgenden Tage ließen wir uns bey der Monarchinn melden, sie empfing uns mit neuer Huld und Gnade, schenkte meinem Carl den Kammerherrnschlüssel und einen Ring, welchen er mir in ihrer Gegenwart an den Finger stecken mußte,

und den ſie mir mit in's Grab zu nehmen geboth. Seit dieſer ſeligen, mir unvergeßlichen Stunde hat mich vieles und gräßliches Unglück betroffen, ich habe Noth und Elend im höchſten Grade geduldet, ich habe Wochen lang gehungert, Jahre lang gebettelt, und mich mit der elendeſten Koſt begnügt, aber nichts war vermögend, mich zu bewegen, den Willen der unvergeßlichen Monarchinn zu verletzen. Der Ring kann leicht einige tauſend Thaler werth ſeyn, und dieſe könnten mich jetzt reichlich bis an meinen Tod ernähren; aber ich habe den Ring noch, und will ihn mit in mein Grab nehmen! — Ehe die Alte noch dieſe Worte ausgeſprochen hatte, zog ſie eine ſehr zerriſſene Brieftaſche aus ihrem Sacke hervor, und legte ſie auf ihrem Schooß; wie ſie ſolche öffnete, fiel ein Päckchen Briefe heraus. Das ſind meines Carls Briefe, ſagte ſie ſeufzend; allzu häufige Thränen haben jeden Buchſtaben verletzt, ich kann ſie jetzt ſelbſt nicht mehr leſen, aber ſie ſind der einzige Ueberreſt ſeiner Liebe, und mir deßwegen eben ſo ſchätzbar wie dieſer Ring! Sie öffnete nun ein kleines Futteral, und reichte mir einen Ring, über deſſen Glanz ich gleich beym erſten Anblicke erſtaunte. Es war ein Solitär vom ſchönſten, reinſten Feuer, beynahe eine kleine Haſelnuß groß, au jour gefaßt und ohne den geringſten Fehler. Ich bin kein echter Kenner des Edelgeſteins, aber ich habe doch in meinem Leben ſo viele Brillanten geſehen, daß ich echt von falſch unterſcheiden, und alſo dreiſt behaupten kann, daß er den angegebenen Werth

noch weit übersteigen müsse. Die Alte schien sich an meinem Erstaunen zu weiden, wenigstens bewies dieß ein kleines Lächeln ihres Mundes, ihr Auge folgte aber jeder Wendung, welche ich mit dem Ringe vornahm, und blickte oft ängstlich, wenn ich ihn nur ein wenig weit von ihr entfernte. Um nicht ihren Argwohn zu erregen, gab ich ihn zurück, und sah dann erst, daß im Ringe einige Buchstaben eingegraben waren, die ich nun nicht mehr lesen konnte. Indeß die Alte den Ring wieder sorgfältig verbarg, und ihre Brieftasche zusammen packte, begann zwischen uns folgendes Gespräch:

Die Alte. Sie staunen? Ich habe es Ihnen, glaub' ich, schon vorher gesagt, daß das Unglück seine Launen hat. Dieß ist freylich eine seiner stärksten, aber ich kann mir nicht helfen, der Ring wird mit mir begraben.

Ich. Aber, Madame, Sie haben eine unglückliche Tochter.

Die Alte. Ja, sie ist sehr unglücklich, denn sie ist wahnsinnig.

Ich. Und wollen das einzige Mittel, welches ihr Unglück lindern könnte, mit in's Grab nehmen?

Die Alte. Was soll einer Wahnsinnigen der Ring nutzen?

Ich. Der Ring freylich nichts, aber das daraus gelöste Capital könnte ihren Zustand doch um vieles verbessern, ihr Kost und Bedienung auf ihre ganze Lebenszeit sichern!

Die Alte (bitter lachend.) Auf wie lange!

Auf ihre ganze Lebenszeit? (Heftig.) Nicht auf vier Wochen! Sie glauben gar nicht, was mein Kind alles braucht, Sie können's gar nicht begreifen! Ich muß es doch seinem Stande gemäß erziehen. Ich muß meiner Tochter doch vier Bediente, eine Kammerjungfer, zwey Stubenmädchen halten, sie will auch Wagen und Pferde haben! das alles kostet Geld, ohne noch an Kleidung und Kost zu denken. Sagen Sie selbst, sind zwölf Speisen für eine solche Dame zu viel?

Ich (voll Erstaunen.) Aber Madame! —

Die Alte (äußerst zornig.) Ey was! Madame! Madame! So nennt man jede Bürgersfrau, mir gebührt der Titel Excellenz, und ich werde mir solchen nicht von jedem fremden Laffen rauben lassen! Gehe er mir aus dem Gesichte, oder ich rufe meinen Bedienten, und laß ihn derb abprügeln! Das ist der Dank, wenn man sich mit solchen hergelaufenen Burschen abgibt, und ihre unverschämte Liebeserklärung anhört. Wie können Sie nur glauben, daß sich eine Dame meines Ranges so weit herab lassen kann, Ihnen meine Hand zu reichen? Fürsten und Grafen haben vergebens darum gebuhlt, wie wollen Sie — — Sie sich nur entfernte Hoffnung machen?

Ich (mit immer steigendem Erstaunen.) Aber um's Himmels willen, ich habe ja nicht daran gedacht, ich — —

Die Alte. Was? Sie wollen es jetzt läugnen? wollen mich Lügen strafen? Die Vermessen-

heit geht immer weiter! (Läuft zum Kutscher, der unfern von uns mit dem Wagen hielt.) Er wird Zeuge seyn, und die Kühnheit seines Herrn bestätigen!

Der Kutscher (im phlegmatischen Tone.) Ich habe nichts gehört! Ich weiß nichts!

Die Alte (im sanften Tone.) Sieht er! das gefällt mir! Er ist seinem Herrn treu, und dieß verdient Belohnung. Da hat er einen Ducaten, vertrink er ihn auf meine Gesundheit! (Sich mit einem tiefen Complimente gegen mich kehrend.) Mit Ihnen, mein Herr, kann ich nun nicht länger reisen. Ihre Gesellschaft ist mir zu gefährlich, und Möglichkeit der Vereinigung läßt sich nicht hoffen. Erlauben Sie, daß ich meinen Koffer abpacken lasse, mein Wagen wird gleich nachkommen.

Sie ging nun hinter den Wagen, zog ihre Holzbürde herab, legte sie auf ihre Schultern und ging, gebückt unter ihrer Last, stillschweigend vorüber. Erstaunen hatte meine Zunge gefesselt, ich konnte nichts reden, stand und gaffte ihr nach. Da sie mit schnellen Schritten den Weg nach dem Dorfe nahm, so befahl ich meinem Kutscher, sachte nachzufahren, und setzte mich ein.

Der Kutscher (im Fahren.) Das Weib muß närrisch seyn!

Ich. Möglich, aber höchst unwahrscheinlich! Was hat sie dir denn gegeben?

Der Kutscher. Nun! Einen Ducaten!

Ich. Was? Einen Ducaten?

Der Kutscher. Nun ja! da sehen Sie nur! (Er zeigte mir den Ducaten.)

Ich. Sie muß wahnsinnig seyn. Du mußt der Aermsten das Geld zurück geben.

Der Kutscher. Herzlich gern, wie könnt' ich von einer so armen Frau etwas annehmen, aber einem Narren darf man nicht widersprechen, und ich war froh, als wir sie nur los wurden.

Ich. Schon recht. Im Dorfe werden wir sie schon wieder finden.

Ich überlegte nun, was ich alles mit ihr gesprochen hatte, ich prüfte jede ihrer Reden, ihre so lange und richtige Erzählung, ich fand auch nicht den geringsten Wahnsinn darin, und doch äußerte er sich am Ende so deutlich. Es that mir sehr wehe, daß ich das Ende einer Geschichte nicht erfahren hatte, die mich so sehr interessirte, die sich wahrscheinlich schrecklich enden mußte, weil die Aermste am Ende ihrer Tage in der bittersten Armuth umher ging. Noch hatte ich keinen Entschluß gefaßt, als mein Kutscher stille hielt, abstieg, und nach einem Steine hin wanderte, auf welchem eben die Alte ruhte. Da hat sie, sagte er, den Ducaten zurück, sie wird ihn besser als ich brauchen können. Bezahl's Gott tausend Mahl, rief die Alte zu mir herüber, Gott wird's lohnen; was Sie an mir Armen so reichlich geübt haben! Der Kutscher kehrte zurück und lachte. Wenn sie's so nehmen will, murmelte er, ist's mir auch recht. Ich überlegte, ob ich mich ihr nicht nähern, nicht wenigstens den Ver-

ſich wagen ſollte, den übrigen Theil ihrer Geſchichte zu erfahren? Ihr freundlicher, lächelnder Blick ſchien mich einzuladen, die Neugierde ſiegte, ich ging zu ihr.

Die Alte. Schön willkommen! Schön willkommen! Reiſen Sie auch wieder einmahl bey uns vorüber! Nun, das freut mich, da Sie beſonders (auf den Ducaten blickend) nicht auf mich vergeſſen haben. Wie lange wird's denn ſeyn, daß Sie hier vorbey reiſeten, und mir meine Holzbürde über den Berg herauf führten? Wenn ich nicht ganz irre, iſt wohl ſchon ein halbes Jahr vorüber?

Ich (mich faſſend.) Ja, ja! ſo lange wird's ſicher ſeyn.

Die Alte. Gott, wie die Zeit verſchwindet! Alles ſchwindet, nur mein Unglück nicht; alles ändert ſich, nur mein Elend nicht! O Herr, das iſt ſchrecklich!

Ich. Ja wohl, ja wohl! Sie erzählten mir damahls die Geſchichte Ihres Unglücks, wir wurden geſtört, ich wäre ſehr begierig, ſie jetzt ganz zu hören.

Die Alte. Von Herzen gern! Ach! die Geſchichte meines Lebens iſt lehrreich für jeden, ich wollte, ich könnte ſie von der Kanzel herab erzählen, ſie würde mehr wirken und nützen als manche Predigt. Wie weit habe ich ſie Ihnen denn erzählt?

Ehe ich antworten konnte, trat mein Kutſcher zu mir, und bath mich heimlich, daß ich mich nicht

mehr mit der Närrinn abgeben möchte. Es könnte, meinte er, nicht immer so wie vorhin glücken, man hätte Beyspiele, daß solche Leute recht sanft und gut sprächen, aber mit einmahl rasend würden, und jedem nach dem Leben trachteten. Ich dankte für seinen wohlmeinenden Rath, und beruhigte ihn dadurch, daß ich mich in Acht zu nehmen versprach. Ganz Unrecht hatte er nicht, das sah ich selbst ein, aber meine Neugierde war mächtiger als die Gefahr, welche mir drohen konnte. Ich überlegte nun, wie ich das Gespräch auf's neue anfangen, und wie ich vorzüglich der Erinnerung des Rings ausweichen könne, welcher wahrscheinlich den Stoff zum Ausbruche ihres Wahnsinns lieferte. Wie ich beginnen wollte, fragte mich die Alte auf's neue: wie weit sie mir ihre Geschichte erzählt habe?

Ich. Eben hatten Sie von der Monarchinn die Erlaubniß erhalten, Ihren Carl zu heirathen, waren beyde von ihr sehr gnädig aufgenommen und reichlich beschenkt worden.

Die Alte. Richtig, ich erinnere mich schon. Den schönen Ring habe ich Ihnen doch schon gezeigt?

Ich. Ja Sie thaten es!

Die Alte. Viele Leute verdenken mir's, daß ich ihn mit in's Grab nehmen will, aber ich kann nicht anders, ich muß den Willen meiner Monarchinn streng beobachten.

Ich. Da haben Sie vollkommen Recht.

Die Alte. Nicht wahr? Nun das freut mich,

daß Sie doch auch meiner Meinung sind! O wie oft habe ich mich schon darüber geärgert, wenn man mir vorwarf, daß ich es meinem armen Kinde stehlen, sie ohne Versorgung in Jammer und Elend zurück lassen würde, aber die Leute verstehen es nicht und urtheilen nur nach ihrem eigenen, groben Gefühle, das nicht fähig ist, dieß alles zu empfinden, Sie sind einer von den wenigen, welche mit mir sympathisiren, und verdienen daher mein ganzes Vertrauen: Ich will Sie nicht länger mit der Schilderung unserer Liebe unterhalten, sie war groß und innig, sie schien mit jedem Tage sich zu mehren. Vier Wochen nachher war ich Carls Frau, die huldreiche Monarchinn hatte mich großjährig sprechen lassen, ich konnte nach Gefallen mit meinem großen Vermögen schalten, und verschrieb es meinem Carl ganz, wenn ich ohne männliche Erben sterben sollte. Mein Hochzeittag war der wonnevollste Tag meines Lebens, aber meine unnatürliche Mutter trübte ihn mächtig. Kurz zuvor, ehe wir nach der Kirche fahren wollten, erhielt ich einen Brief von ihr, welcher die schrecklichsten Flüche über mich enthielt. Sie habe mich, schrieb sie, zwar in Gegenwart der Monarchinn geseguet, aber sie nehme nun diesen Segen zurück, und wandle ihn in Fluch um, weil ich mich auf die hinterlistigste Art ihrer Vormundschaft entzogen, und mein Vermögen, das sie ihren Anverwandten zugedacht habe, an einen Fremden verschrieben hätte. Nun folgte eine Reihe der schrecklichsten Flüche, deren Erinnerung

rung mir jetzt noch Schauder erregt. Dein Vermögen, schrieb sie, soll schwinden, wie Wasser im löcherichten Siebe, du sollst wahnsinnige Kinder gebären, am Ende deiner Tage betteln gehen, und den letzten derselben in Verzweifelung enden müssen. Drey dieser schrecklichen Flüche sind leider schon in Erfüllung gegangen. Gottes Barmherzigkeit wird vielleicht doch die Wirkung des letzten von mir gnädig abwenden. Mein Carl suchte mich zwar zu trösten, und mir zu beweisen, daß die Flüche einer solchen Mutter nicht wirken könnten, aber sein Trost vermochte es doch nicht, zu hindern, daß ich selbst am Altare noch weinte, und ihm meine Hand mit Thränen reichte. Die Monarchinn war so gnädig, Carls Urlaub bis zum Frühjahre zu verlängern, das endlich ihren glücklichen Ländern den Frieden brachte. Auf meine dringende Bitte legte Carl seine Stelle beym Regimente nieder, und zog mit mir auf meine Herrschaft. Wir lebten hier äußerst zufrieden und glücklich, wir würden höchst wahrscheinlich unsere Tage eben so glücklich geendet haben, wenn meine Mutter mich als ihr Kind betrachtet hätte. Rings umher wohnten ihre nächsten Anverwandten, ihr Haß gegen mich brachte es bald dahin, daß diese uns nicht allein zu kränken, sondern auch auf die unredlichste Art zu verfolgen suchten. Von tausend Beyspielen nur eins: Ich liebte Natur und Einsamkeit, mein Carl baute, ohne daß ich's wußte, in einem schönen Wäldchen eine Eremitage, und wollte sie am Tage meiner Geburt mit

einem ländlichen Feste einweihen. Wie er alles dazu veranstaltet hatte, und mich nun hinführte, fanden wir die ganze schöne Anlage verwüstet, und das Gebäude selbst auf die schrecklichste Art zerstört. Wir erfuhren nach der Hand, daß mein Onkel diese Zerstörung in der Nacht veranstaltet hätte, und meine Mutter, welche bey ihm wohnte, durch lange Zeit nicht so lustig gewesen wäre, als damahls, wie sie durch ihre Kundschafter vernahm, daß ich weinend nach Hause gefahren sey, und meinen Geburtstag ohne Fest geendet habe.

Diese und unzählige Neckereyen, welche uns jede Freude verbitterten, wenn wir sie ahnden wollten, in eben so viele Prozesse verwickelt hätten, weckten nach und nach in uns den Vorsatz, diese Gegend auf einige Zeit zu verlassen, und in fremden Ländern Zerstreuung zu suchen. Da ich meistens krank war, so gingen wir im folgenden Frühjahre nach Spaa in's Bad. Das Wasser machte mich froh und munter, ich fand Freundinnen, deren Umgang mir die Zeit sehr angenehm verkürzte, Carls Liebe minderte sich nicht, ich fühlte mich daher ganz glücklich. Zu Spaa ward stark gespielt, Carl fand Geschmack daran, und verlor ansehnliche Summen, die mir aber nicht weh thaten, weil sie sein Vergnügen beförderten. Einige Freunde hatten ihn nach Pisa geladen, die Aerzte glaubten überdieß, daß mir die milde Luft Italiens sehr heilsam seyn würde, wir reiseten dahin, und Carl spielte dort schon mit einer Leidenschaft, die ihn oft Tage

und Nächte von mir entfernte; doch da er mir jede Abwesenheit mit feuriger Liebe lohnte, so hielt ich's für grausam, ihm sein einziges Vergnügen durch Vorwürfe zu verbittern. Im Carneval gingen wir nach Venedig, und von da nach Paris, wo wir zwey volle Jahre sehr vergnügt, aber auch sehr theuer lebten. Carl führte von jeher die Casse, ich bekümmerte mich nie um's Geld, unterschrieb alles, was er mir vorlegte, ohne die geringste Untersuchung, er blieb stets der alte, treue Carl, mehr verlangte und forderte ich nicht. Er äußerte bald hernach den Wunsch, London zu sehen, ich fügte mich willig jeder seiner Launen, und wir reisten im Frühjahre dahin. Carls Leidenschaft zum Spiele hatte sich sehr gemindert, aber er fand jetzt um so größeres Vergnügen am Pferderennen, und verwettete bey diesem ansehnliche Summen. Als wir dort wieder zwey Jahre in der größten Zerstreuung durchlebt, und ich ihm eine Tochter geboren hatte, fand ich ihn oft äußerst traurig und melancholisch auf seinem Zimmer. Da ich muthmaßte, daß Englands dicke Luft auf ihn wirke, so ward mir das Land verhaßt, ich drang darauf, daß wir es je eher, je lieber verlassen sollten, Carl versprach's, verzögerte aber immer sein Versprechen von einer Zeit zur andern. Einst kam ich aus dem Theater nach Hause, fand dort einen Unbekannten, welcher mir einen Zettel überreichte, und sogleich fortging; es war meines Carls Hand, er schrieb mir, daß er wegen Ursachen, die ich mündlich erfahren sollte,

im Verhaft ſitze, mich daher dringend bitte, ihn ſo bald als möglich zu beſuchen. Ich durchwachte die Nacht weinend, quälte mich mit tauſend ſchrecklichen Vorſtellungen, und eilte am Morgen nach ſeinem Gefängniſſe. Er ſank ſchluchzend in meine Arme, flehte um Vergebung, und verfluchte ſeinen Leichtſinn, der mich und ihn unglücklich gemacht habe. O du kannſt mir nicht vergeben, du mußt mich ewig haſſen und verfluchen, ſchrie er immer, wenn ich ihn verſicherte, daß ich gefaßt ſey, das Schrecklichſte mit Gelaſſenheit anzuhören. Erſt nach langer Zeit, und auf meine dringende Bitte, ward mir ſeine allerdings ſehr ſchreckliche Erzählung. Als wir aus Böhmen abreiſten, hatten wir dreyßig tauſend Gulden, welche zu unſerer Reiſe beſtimmt waren, mit uns genommen. Carl verſpielte den größten Theil dieſer Summe zu Spaa, und ſandte ſchon von dort aus an den Verwalter unſerer Güter eine Obligation auf vierzig tauſend Gulden, welche er auf meine Herrſchaft aufnehmen ſollte. Ich hatte ſie ohne Unterſuchung unterſchrieben, und Carl fand das Geld ſchon zu Piſa, wie wir dort anlangten. Da der Verwalter ihm nebenbey ſchrieb, daß auf ähnliche Obligationen Geld genug zu haben ſey, ſo ſpielte Carl ohne Zurückhaltung, und verlor dieſe Summe beynahe ganz. Schon von Venedig ward wieder eine neue Obligation verabſchickt, von Paris ebenfalls, und wie wir dieſe Stadt verließen, ſo erhob Carl abermahls funfzig tauſend Gulden, welche der Verwalter gegen Obligationen

überschickt hatte. Diese letzte Summe war in zwey Jahren wieder verschwendet, Carl hatte unter dieser langen Zeit nicht nach Böhmen geschrieben, er thät's jetzt, und erhielt von daher einen Brief, welcher ihn aus seinem Leichtsinne schrecklich weckte. Sie haben, schrieb ihm der Verwalter, durch fünf Jahre zwey Mahl hundert siebzig tausend Gulden Schulden auf Ihre Herrschaft gemacht, und diese Summe, laut Ihren Original-Quittungen, richtig erhalten. Wie ich Ihnen die letzten funfzig tausend Gulden nach Paris übersandt hatte, kündigten Ihre Gläubiger mit ein Mahl alle Schuldposten auf. Ich gab Ihnen sogleich Nachricht davon, und erhielt keine Antwort, ich schrieb fünf Mahl nach Paris, ich stellte Ihnen die dringende Gefahr augenscheinlich vor, ich bath um Ihre schleunige Zurückkunft. Sie kamen, Sie antworteten nicht. Die Schuldner klagten, die Herrschaft wurde vom Gerichte feil gebothen, und, da keine andern Käufer sich fanden, um die Schuldsumme von zwey Mahl hundert siebzig tausend Gulden an den Onkel ihrer Frau Gemahlinn verkauft; dieser besitzt sie schon ein halbes Jahr, ich bin jetzt sein Verwalter, und kann Ihnen daher keinen Pfennig mehr senden, weil Sie nichts mehr zu fordern haben. Daß Sie, fügte er am Ende bey, den fünfjährigen Ertrag der Herrschaft ebenfalls erhalten haben, beweisen Ihre Quittungen und meine Rechnungen, die ich jederzeit vorzulegen, bereit und willig bin.

Dieser höchst traurige Brief war die Ursache

von Carls Melancholie, er verſchwieg mir ihn, weil er noch an der Wahrheit des ſchrecklichen Inhalts zweifelte, und von einigen Freunden, an welche er geſchrieben hatte, beſſere Nachricht erwartete; aber alle beſtätigten ſein Unglück, und Carl mißbrauchte ſeinen Credit zu London, um mir nur noch länger dasſelbe verſchweigen zu können. Wie er die ausgeſtellten Wechſel endlich nicht bezahlen konnte, ward er in's Gefängniß geſetzt. Ich fühlte während ſeiner Erzählung mehr den Verluſt ſeiner Freyheit, als meines Vermögens, ich ſuchte nur jene zu retten, und eilte nach Hauſe, um meinen anſehnlichen Schmuck zu verkaufen. Seine Schulden betrugen nur funfzehn hundert Guineen, ich erhielt dieſe bald für alle meine Koſtbarkeiten, und fühlte mich wieder glücklich, als ich mit meinem Carl frey aus dem Gefängniſſe wandern konnte.

Da meine Herrſchaft wenigſtens eine halbe Million werth war, und wir daher mit Recht offnen Betrug beym Verkaufe vermuthen konnten, ſo beſchloſſen wir jetzt, ſogleich nach Böhmen zu reiſen und, wenn nichts fruchten ſollte, der gerechten Monarchinn unſre Noth zu klagen. Wir verkauften alles, was wir noch beſaßen, brachten vier tauſend Thaler zuſammen, und reiſten damit nach Deutſchland. In Hamburg, wo wir der ſchlechten Witterung wegen einige Tage ruhen mußten, machte Carl mit einigen Schiffs-Capitänen Bekanntſchaft, ſie verleiteten ihn zum Spiele, er gewann am erſten Tage eine anſehnliche Summe, verlor

aber am andern den ganzen Gewinn, und den Ueberreſt unſers Vermögens. Reue und Verzweiflung bemächtigte ſich ſeiner gleich ſtark, er erklärte die Geſellſchaft für falſche Spieler, ſie forderten Genugthuung und er wurde tödtlich verwundet in mein Zimmer getragen.

Ich will Ihnen meinen Jammer, mein Elend, das nun ſchrecklich begann und nie mehr endete, nicht ſchildern, beydes war, wie meine Liebe, unermeßlich. Carl ſtarb in meinen Armen; wie ich ihn begraben, alle meine Leute entlaſſen und bezahlt hatte, nun mit meinem Kinde weiter reiſen wollte, hatte ich noch hundert Thaler. Ich theilte ſie ſparſam ein, und langte eben zu Wien an, als ich den letzten Thaler wechſeln ließ. Carls Tante, zu welcher ich meine Zuflucht nehmen wollte, war ein Jahr zuvor geſtorben, keiner meiner ehemahligen Freunde wollte ſich meiner annehmen, und wie ich es endlich wagte, mich bey der Monarchinn melden zu laſſen, ſo ließ ſie mir ſagen, daß ſie von meiner Verſchwendung vollkommen unterrichtet ſey, und es ſehr bedaure, daß ſie meine rechtſchaffene Mutter ſo unverdient gekränkt habe. Von ihr hätte ich künftig keine Unterſtützung zu hoffen, und würde ſehr klug handeln, wenn ich auf immer die Reſidenz und ihr Angeſicht meidete. Ich mußte nun meines unglücklichen Kindes wegen den Bettelſtab ergreifen, ich wanderte volle zehn Jahre in vielen Ländern umher, fand immer auf den Schlöſſern und in den Städten gutherzige Menſchen, welche mich nährten

und kleideten. Ich sprach hundert Advocaten über den Prozeß, welchen ich mit meinem Onkel zu führen gedachte, aber keiner wollte mir Beystand leisten, weil meine Güter gerichtlich verkauft wurden, und dieses nicht dafür zu haften habe, wenn, aus Mangel der Käufer, dieselben auch nur um den halben Werth bezahlt wurden. Meine Tochter war damahls funfzehn Jahre alt, ich liebte sie innig und zärtlich, und ward von ihr eben so sehr wieder geliebt. Eine schreckliche Begebenheit, die aber allen Menschen ein Geheimniß bleiben muß, machte sie wahnsinnig, und warf mich auf's Krankenlager. Da dieß zu Grätz in Steyermark geschah, und die mitleidigen Seelen, welche mich bisher ernährt hatten, mich nicht länger bey sich behalten wollten, so ward ich, gleich einer Bettlerinn, auf dem Schub nach der Hauptstadt meines Vaterlands verabschickt, von dort führte man mich krank und elend auf meine ehemahlige Herrschaft, und empfahl mich der Fürsorge meiner Anverwandten. Meine Mutter war schon seit einigen Jahren gestorben, sie hatte mich vollkommen enterbt, und ihr eigenes Vermögen, das in ansehnlichen Capitalien bestand, meinem Onkel vermacht. Schon aus dieser Rücksicht hätte er mich besser behandeln sollen, aber er empfing mich mit dem empfindlichsten Spotte, schimpfte weidlich über die hohe Landesstelle, welche ihn zwingen wollte, eine Bettlerinn auf seinen Gütern zu ernähren. Er schwur, daß er mich nicht in seinem Schlosse dulden werde, und sandte mich nach diesem

entlegenen Dorfe, wo mir ein elendes Hirtenhaus zu meiner Wohnung angewiesen wurde. Seiner Anweisung zu Folge, soll ich monathlich in seinem Rentamte zehn Gulden erheben, aber ich bin schon einige Jahre hier, und habe von ihm noch keinen Pfennig angenommen, ich schäme mich nicht, zu betteln, aber ich würde mich schämen, von dem Urheber meines Unglücks Wohlthaten anzunehmen. Denn dieß war sein Werk, er hat — wie ich später erfuhr — in Gesellschaft meiner Mutter alle meine Schuldbriefe eingelöset, um mit ein Mahl sie alle aufkündigen, und auf Bezahlung dringen zu können. Er hat meinen Verwalter bestochen, durch seine Hülfe wurden die Güter im niedrigsten Preise abgeschätzt, und dadurch fremde Käufer abgeschreckt, mehr dafür zu biethen. Er hat es sogar dahin gebracht, daß die Herrschaft nicht wie gewöhnlich sequestrirt, sondern sogleich verkauft wurde. Sagen Sie selbst: ob ich nicht Ursache habe, diesen Mann zu hassen? Ob's möglich ist, daß ich eine elende Summe von ihm als Wohlthat annehmen kann, da er mir eine unendlich größere schuldig ist?

Sie schwieg nun stille, und wischte sich die Thränen von den Wangen, welche die Erinnerung ihres Unglücks den Augen reichlich entlockt hatte. Wie ich noch vor ihr stand, einige Worte des Trostes für sie suchte, und keine fand, läutete man im Dorfe die Mittagsglocke, sie horchte. Schon Mittag, sprach sie, dann muß ich nach Hause eilen,

mein armes Kind wird hungern! Bey diesen Worten stand sie schnell auf, ließ ihre Holzbürde liegen, und ging mit starken Schritten nach dem Dorfe. Ich befahl meinem Kutscher, im Wirthshause die Pferde zu füttern, und eilte ihr nach. Ich wollte, wo möglich, ihr Kind sehen und sprechen, ich fühlte im Voraus, daß es meinem Herzen äußerst weh thun würde, wenn ich ein junges, wahnsinniges Mädchen in der Gesellschaft einer eben so wahnsinnigen Mutter sprechen sollte, aber dieß Mädchen schien mir die größte Ehrfurcht zu verdienen, weil es ganz gewiß aus Uebermaß der Empfindung, aus Schmerz über das unverdiente Unglück einer geliebten Mutter wahnsinnig wurde. Daß die letztere auch ihren Verstand verloren hatte, wunderte mich jetzt nicht mehr, denn wer über solche Dinge den Verstand nicht verliert, der hat wohl keinen zu verlieren.

Ich näherte mich nun der kleinen Hütte, in welche die Alte schon eingetreten war, mit banger Erwartung, mit tiefer Ehrfurcht; ich öffnete leise die Stubenthür, und überblickte die Wohnung des Jammers mit Schaudern. In der armseligen Wohnung stand kein Tisch, kein Stuhl, nur am Ofen eine kleine hölzerne Bank, und im Hintergrunde ein Bett, das mit zerrissenen, aber doch saubern Vorhängen umgeben war. Die Alte stand am Bette, zog die etwas geöffneten Vorhänge wieder zu, und schlich auf den Zehen nach dem Fenster. Im Gehen erblickte sie mich, sie legte den Finger

auf den Mund, und rief mir leiſe zu: ſie ſchläft! ſie ſchläft!

Die Alte (freundlich.) Sie wollen gewiß meine Tochter ſehen?

Ich. Nicht aus Neugierde, aus wahrer innerer Theilnahme!

Die Alte. Sie ſchläft, aber das hindert's nicht, kommen Sie nur leiſe herbey. Sie werden ein ſchönes, aber leider ein wahnſinniges Mädchen ſehen.

Sie zog nun den Vorhang ſachte hinweg, ich näherte mich zitternd. Eine weiße, ſchöne Schlafhaube, die mit einem breiten, blaßrothen Bande umwunden war, verkündigte mir deutlich, daß die arme Mutter vielleicht manchen Kreutzer erbetteln mußte, ehe ſie das geliebte Kind mit dieſem kleinen Putze erfreuen konnte. Thränen füllten mein Auge, ich konnte nichts ſehen, die Unglückliche hatte überdieß ihr Geſicht gegen die Wand gekehrt, die Blenden der Haube deckten es. Die Mutter merkte meine Verlegenheit, und drehte den Kopf der Schlafenden ſanft herum. — — In meinem ganzen Leben bin ich in meiner Erwartung nie ſo arg, nie ſo überraſchend betrogen worden, ich blickte, ich ſah feſt, ich traute meinen Augen nicht, ich wiſchte die Thränen weg, ich ſah von neuem und ſah immer nur einen bemahlten Haubenſtock vor mir liegen, der mich mit ſeinen ſtarren, ſchwarz gemahlten Augen fürchterlich angrinſte. Mein Erſtaunen, meine Verwunderung, meine Verwirrung blieb der Mut-

ter nicht unbemerkt, es mehrte ihr sanftes Lächeln, mit welchem sie mich unverwandt anblickte. Nicht wahr, sprach sie endlich, ich habe eine schöne Tochter? Unterdrücken Sie ihr Erstaunen nicht, mehrere Fremde haben sie schon gesehen, und sind mit der Versicherung geschieden, daß sie nie ein schöneres Mädchen sahen! O wäre sie nicht wahnsinnig, ihre Schönheit, ihr schmachtender, einnehmender Blick hätte schon längst das Herz eines Fürsten gerührt, sie wäre seine Gattinn, und könnte ihre alte Mutter reichlich ernähren! Aber nun ist jede Aussicht verloren! Schlaf Caroline, schlaf! (Sie drehte den Kopf wieder gegen die Wand, und zog die Vorhänge zu) der Schlaf ist ihr einziges Glück, denn schlafend fühlt sie ihr Unglück nicht. — — Jetzt werden Sie vergeben, ich muß in die Küche gehen, und eine Suppe kochen.

Sie ging geschäftig fort, ich folgte langsam. Noch herrschte immer Erstaunen in meinem Blicke, ich stand auf dem freyen Dorfplatze, blickte umher, und suchte mich zu fassen. Ein ehrwürdiger Priester ging langsam vorüber, er grüßte mich freundlich. Sie waren da unten in der Hütte? sprach er, und lächelte von neuem.

Ich. Ja, ich war dort, und bin in meiner Erwartung sehr betrogen worden.

Priester. Glaub's gerne, es ist schon mehrern so ergangen. Noch ärger sind Sie aber betrogen worden, wenn sie Ihnen auch ihre Geschichte

erzählt hat, und Sie vielleicht in dieser Gegend nicht bekannt sind.

Ich. Sie hat mir alles erzählt, ich reise zum ersten Mahle durch diese Gegend.

Priester. Dann werden Sie sich weidlich wundern, wenn ich Sie auf meine Ehre versichere, daß die ganze Geschichte eine Erdichtung ihrer Einbildungskraft, eine Erfindung ihres Wahnsinns ist.

Ich. Das ist unmöglich.

Pfarrer. So muß es Ihnen freylich scheinen, aber es ist doch nicht anders. Um Sie mit ein Mahl zu überzeugen, darf ich Ihnen nur sagen, daß diese ganze Herrschaft einem Kloster gehört, und dieses solche schon über zwey hundert Jahre eigenthümlich besitzt. Ich bin ein Mitglied desselben, und jetzt hier als Pfarrer angestellt. Wollen Sie mir's nicht glauben, so befragen Sie alle Bewohner des Dorfs, und jeder wird Ihnen das Nähmliche erzählen.

Ich. Wer ist denn also die wunderbare Alte, welche so vortrefflich Erwartung zu erregen versteht?

Pfarrer. Das weiß ich nicht, das weiß niemand.

Ich. Immer wunderbarer, immer abenteuerlicher!

Pfarrer. Vor ungefähr sechs Jahren fand sie unser menschenfreundlicher Abt auf einem einsamen Spatziergange. Sie saß an einem Bache, hatte ihren Haubenstock im Arme, und bemühte

ſich, ihm Waſſer durch ein kleines Glas in den Mund zu ſchütten. Da der Abt ſogleich Wahnſinn argwohnte, durch ihre ſonderbaren Geberden noch mehr davon überzeugt wurde, ſo wollte er ſie nicht dem blinden Ungefähre überlaſſen, und hielt es für Pflicht, für ihren Unterhalt Sorge zu tragen. Er führte ſie nach dem Kloſter, und übergab ſie der Aufſicht einer tugendſamen Matrone. Sie ſprach drey Monathe kein Wort, und man fing ſchon an, ſie für wirklich ſtumm zu halten, bis ſie einſt den Abt in ſeiner Kutſche vorbey fahren ſah. Sie rief ſogleich erſchrocken aus: das iſt mein Onkel! das iſt mein Onkel! und erzählte nun allen Anweſenden, ohne die Spur eines Wahnſinnes zu verrathen, die ganze Geſchichte, welche ſie Ihnen wahrſcheinlich auch erzählt hat. Da dieſe Geſchichte bey vielen, welche ſie hörten, falſches Licht über die Familie, von welcher ſie abzuſtammen vorgab, verbreitete, die Wahnſinnige überdieß den guten Abt von nun an einen grauſamen, barbariſchen und ungerechten Onkel nannte, ſo räumte ihr dieſer in dieſem einſamen Dorfe, wo ſelten ein Reiſender vorbey kommt, eine Wohnung ein. Er hat ſie hübſch und ſauber einrichten laſſen, aber ſie duldet nicht das geringſte Geräthe darin, wirft alles hinaus, und behält nur das Bett, in welchem aber nicht ſie, ſondern der Haubenſtock ſchläft, welchen ſie für ihr Kind ausgibt. Ich habe den Auftrag vom Abte, ihr täglich hinlängliche Speiſen zu ſenden, ſie nimmt ſolche alle Mahl an, ſchüttet oder ſchenkt ſie

aber auch alle Mahl wieder weg; sie lebt meistens vom trockenen Brote, welches sie bey den Bauern bettelt, und genießt keine Semmel, wenn ihr auch ein gutherziges Weib ein Stückchen schenkt. Alles Geld, was sie dann und wann von Fremden erhält, schenkt sie sogleich wieder weg, erst gestern bekam sie von einer benachbarten Edelfrau einen Ducaten, und ich bin überzeugt, daß sie solchen bereits weg geschenkt hat. Sie geht fast täglich nach Holz in den Wald, sucht solches in den entferntesten Gegenden zusammen, trägt's mit größter Mühe bis in's Dorf, und wirft es dann weg. Wenn ich im Winter nicht für ihren Ofen sorgte, so würde sie sicher erfrieren.

Ich. Wie heißt denn das Schloß, welches da hinten im Thale liegt?

Pfarrer. Das ist unser Kloster, und dieß nennt sie ihr Schloß.

Ich. Sie muß doch von vornehmer Geburt seyn, denn ihre Brieftasche, ihr Ring scheint es zu bestätigen.

Pfarrer. Allerdings! wir haben beydes genau untersucht, aber nichts entdecket. Der Ring ist wirklich echt, und soll über drey tausend Gulden werth seyn. Weh dem, welcher ihr solchen zu nehmen sucht, sie raset dann schrecklich. Im Ringe sind die Buchstaben: F. K. G. H. eingegraben.

Ich. Und die Briefe?

Pfarrer. Sind alle unlesbar. Das Papier ist gelb, und alle Buchstaben sind so in einander ge-

ſloſſen, daß man nur ſelten ein unbedeutendes Wort leſen kann. Da ſie den Ring ſchon vielen, und mancherley Leuten gezeigt hat, und leicht einmahl einen zum Raube desſelben verleiten kann, ſo machte ich ſchon oft dem Abte den Vorſchlag, einen ähnlichen aber falſchen verfertigen, und ihn unbemerkt gegen den echten vertauſchen zu laſſen, aber er denkt zu gewiſſenhaft, glaubt, daß man's für Habſucht nehmen könne, und will der Armen nicht ihren einzigen Troſt rauben.

Ich. Hat man denn gar keine Muthmaßung: woher ſie kam? wer ſie ſeyn könne?

Pfarrer. Gar keine! Daß ſie eine Ausländerinn iſt, beweiſet ihr Dialect, mehr kann ich Ihnen nicht ſagen, ob wir uns gleich Anfangs alle Mühe gaben, mehr zu erfahren. Wir haben die Beſchreibung ihrer Perſon ſogar in Zeitungen kund gemacht, aber nie erfolgte eine Nachfrage. Nur vor ungefähr einem Monathe kam ein fremder Herr hier an, brachte ein Zeitungsblatt, welches ihre Beſchreibung enthielt, mit ſich, und fragte ſehr begierig nach ihr. Ich führte ihn ſelbſt in ihre Hütte, er betrachtete ſie genau, ſchien ſehr gerührt zu ſeyn, und ſprach endlich mit ihr in einer Sprache, welche ich nicht verſtand, ſie antwortete ſehr fertig in eben dieſer Sprache, endlich ging der fremde Herr ohne nähere Erklärung fort.

Ich. Aber ich begreife nicht, wie ſie in ihrem Wahnſinne eine ſo wahrſcheinliche, zuſammen hängende

gende Geschichte ersinnen konnte? Ist sie wirklich, eine Ausländerinn, so wundert's mich noch mehr, weil sie doch Kenntniß der Familien und Städte des Landes besitzt.

Pfarrer. Das ist freylich ein Räthsel, welches ich Ihnen nicht lösen kann, aber gewiß ist es, daß sie nicht Baroninn B** heißen, nicht einen Grafen L** aus Ungarn zum Manne haben konnte, denn unser Abt hat darüber die genauesten Nachrichten eingezogen, und ist überzeugt worden, daß ihre ganze Geschichte, selbst das Gespräch mit der Monarchinn, ein Werk ihrer verirrten Einbildungskraft sey.

Ich. Zu welcher Religion bekennt sie sich denn?

Pfarrer. Zu der katholischen, wenn man gewissen äußerlichen Kennzeichen trauen darf, doch geht sie nie zur Beichte, nie in die Kirche, sie bleibt entweder am Eingange derselben stehen, oder bethet auf den Gräbern des Kirchhofs andächtig und lange. Da ich sie einige Mahl selbst mit zur Kirche nehmen wollte, so versicherte sie mich mit vielem Ernste, daß sie auf ausdrücklichen Befehl des Papstes keine Kirche betreten dürfe, und von ihm mit dem Kirchenbanne sey belegt worden.

Gern hätte ich mehr mit dem Pfarrer gesprochen, aber der Schulmeister meldete ihm, daß ein Kranker seine schleunige Hülfe fordere, und er eilte mit einem freundlichen Gruße von dannen.

Ich ging nach dem Wirthshause, sprach mit dem Wirthe von der seltenen Alten, und erfuhr durch ihn, daß mir der Pfarrer die strengste Wahrheit erzählt habe, mehr wußte er aber ebenfalls nicht, nur meinte er, daß ihr Wahnsinn wohl nur Verstellung seyn könne, weil sie oft äußerst vernünftig spräche, und über die wichtigsten Dinge ein so gelehrtes Urtheil fälle, daß selbst die Professores im Kloster darüber erstaunen müßten.

Ohne meine äußerst geweckte Neugierde nur im Geringsten weiter befriedigen zu können, mußte ich endlich abreisen, und da mich der Weg einige Jahre nicht in die Gegend führte, so blieb mir die Geschichte der Alten immer ein unauflösliches Räthsel.

Vor zwey Jahren, als ich wieder in diese Gegend kam, und die Hütte der Alten durch den Dorfhirten bewohnt fand, erfuhr ich, daß sie bald nach meiner Abreise zur Nachtszeit in einer schönen Kutsche mit vier Pferden bespannt, aus dem Dorfe sey abgeholt worden. Niemand, selbst der Pfarrer konnte oder wollte mir mehr erzählen. Erst vor kurzem erfuhr ich durch einen besondern Zufall die höchst merkwürdige, und wahre Geschichte der Alten. Ich würde sie meinen Lesern sogleich mittheilen, wenn nicht noch einige besondere Begebenheiten nähere Aufklärung erforderten. Ich will diese wunderbare Geschichte gern ohne den geringsten Zusatz mit der strengsten Wahrheitsliebe

erzählen, und müßte unwahrscheinlich werden, wenn ich die Aufklärung verschiedener dunkler Umstände nicht abwarten wollte. In dem zweyten Bändchen wird also die Vollendung dieser Geschichte folgen.

Inhalt.

I. Seite

Katharina P***rin 1

II.

Joseph Carl 29

III.

Wilhelm M***r und Caroline W—g . . 54

IV.

Jacob W***r 94

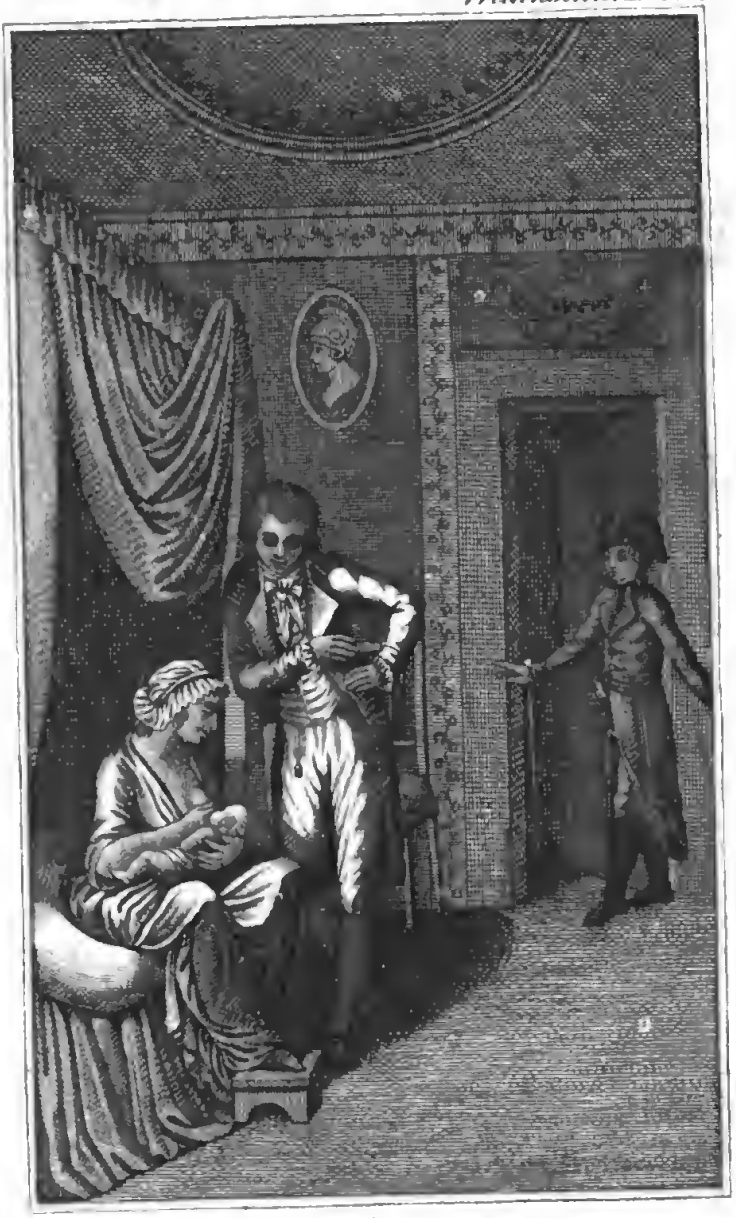
V.

Friedrich M***r und seine Familie . . 112

VI.

Caroline G— von H— 144

Wahnsinn. II Th.



Biographien

der

Wahnsinnigen.

Von

Christ. Heinr. Spieß.

Zweytes Bändchen.

Leipzig.
1810.

Esther L***.

War die einzige Tochter eines ansehnlichen Judens zu F—. Er hatte sich im glücklichen Handel ein sehr großes Vermögen erworben, genoß es jetzt in stiller Ruhe, und fühlte sich ganz glücklich, wenn sein geliebtes Kind ihm bald mit angenehmen Erzählungen die Zeit verkürzte, bald auf dem Flügel eine schöne Serenate vorspielte. Sie war erst siebzehn Jahr alt, aber erfahren in allen weiblichen Künsten, in vielen Wissenschaften gut, in keiner schlecht bewandert, sie las den Horaz und Homer, aber auch den Don Silvio von Rosalva und den Siegwart, sie redete sechs Sprachen, und schrieb in jeder derselben Briefe, welche den meisten ihres Geschlechts zum Muster dienen konnten. Sie war schön, sie war schöner als schön. Ihr Rabenhaar, ihr großes, noch schwärzeres Auge, die blendende Weiße ihres Gesichts, die Rosenfarbe ihrer Wangen lockte und reitzte jeden Jüngling. Sie lebte in den steifen Zeiten der Strickröcke und Puffanten, aber sie trug solche nie, und unterschied sich daher auf die vortheilhafteste

Art von allen ihren Mitschwestern. Wenn diese auf dem Spatziergange unter der Last des Reifrocks keuchten, und ihren mit Federn geschmückten Kopf kaum aufrecht tragen konnten, wandelte sie im leichten, schlanken Kleide einher, schützte ihr ungepudertes Haupt mit einem leichten Strohhute, ward von vielen, welche die Last der Mode fühlten, im Herzen beneidet, obgleich oft auch als ein Sonderling verhöhnt.

Zu F— stand um diese Zeit ein junger Officier aus D— auf Werbung, er sah die schöne Esther, er sprach und liebte sie. Da er den Flügel und die Violine gleich fertig spielte, so fand er bald Eingang im Hause des Vaters, welcher die Musik leidenschaftlich liebte, alle Wochen einige Mahl ein Concert gab, bey welchem sich alle Kenner und Dilettanten zu versammeln pflegten. Es freuete dann den guten Alten inniglich, wenn seine Tochter auf ihrem Flügel die Bewunderung aller erzwang, oder durch ihre reine, melodische Stimme der ganzen Gesellschaft vollen Beyfall ablockte. Sein bester Wein, die ausgesuchtesten Leckerbissen wurden dann in Fülle aufgetragen, und nichts gespart, um den Beyfall zu lohnen, mit welchem man seinen Liebling beehrt hatte.

Friedrich, so nannte sich der junge Officier, war einer der eifrigsten Bewunderer von den Talenten der schönen Esther, er lobte sie öffentlich mit Entzücken, und gewann dadurch bald des schwachen Vaters Achtung und Liebe. Er lud ihn oft zum Essen, und schlummerte dann und wann sanft in seinem

Lehnstuhl ein, wenn Friedrich und Esther ihm Stunden lang Arien vorsangen, oder auf dem Claviere spielten. Als er einst früher, wie gewöhnlich aus seinem Schlummer erwachte, und bemerkte, daß Esther und Friedrich nicht sangen, sondern vertraut und leise mit einander sprachen, saß er am Abende tiefsinnig beym Mahle, und schien's nicht zu achten, wenn seine Tochter ihm ein neues Liedchen vorsang.

Esther. Was fehlt ihnen, liebster Vater? Sie sind ungewöhnlich traurig?

Vater. Ja, ich bins, und die Ursache meines Kummers bist du!

Esther. Ich? Gott soll mich behüthen, daß ich einem so guten Vater Kummer verursachen sollte.

Vater. Wenn dieß die echten und wahren Gesinnungen deines Herzens sind, so schwindet mein Kummer.

Esther. Sie sind's, bey Gott, sie sind's!

Vater. Wie dein und des jungen D—schen Officiers Gesang mich heute in Schlaf wiegte, und ich wieder schnell erwachte, da war mir's, als ob deine Hand in der seinigen ruhe?

Esther. Es ist möglich! (verwirrt.) Mir schien's auch so!

Vater. Raubte er dir nicht einen Kuß, wie ich eben erwachte?

Esther. Ich glaube! Ja, ja er that's.

Vater (mit ernstem Blicke.) Und was sprach er denn so dringend, so heimlich mit dir?

Esther. Er bath mich, daß ich morgen nach

unſerm Garten vor's Thor gehen, und ihm erlauben ſolle, mich dort zu beſuchen.

Vater. Du verweigerteſt ihm doch ſeine Bitte?

Eſther. Nein, ich gewährte ſie ihm, und verſprach zu kommen.

Vater. Und du wunderſt dich noch, daß Kummer mein Herz ängſtigt, mein altes Auge mit Thränen trübt? O Gott laß mich ſterben, laß mich ſchnell und bald ſterben, wenn du mir nicht die Freude, ein reines und ſchuldloſes Kind zu haben, länger gewähren willſt.

Eſther (traurig.) Vater, ich will morgen nicht nach dem Garten gehen.

Vater. Das wäre etwas, aber noch lange nicht alles. Kannſt du dich entſchließen, den jungen Officier nicht mehr zu ſehen, wenigſtens nicht mehr zu ſprechen?

Eſther (ihm um den Hals fallend.) Einem ſolchen Vater zu Liebe vermag ich noch mehr. Ich wills vermeiden, ihn zu ſehen, ich will ihn nie mehr ſprechen.

Vater. Prüfe dein Herz wohl! Iſt er dieſem nicht vielleicht ſchon unentbehrlich?

Eſther. Theuer, Vater, theuer iſt er dieſem Herzen ſchon lange; aber unentbehrlich iſt ihm nur die Liebe des Vaters, und dieſer Gedanke wird meinen Vorſatz unterſtützen.

Vater. Weh mir Unvorſichtigem, ich fachte ſelbſt die Flamme an, die mein Haus verzehren kann! Ich! ich! Nicht du, hätte vorſichtiger ſeyn ſollen!

Gott segne, Gott stärke dich in deinem Vorsatze, nur dann, wenn er Monathe lang anhält, werde ich wieder ruhig leben können. Bedenke, daß er dich nie heirathen kann, daß seine Liebe dich unglücklich machen muß. Bedenke dieß, und sey weise!

Esther. Dieß alles habe ich mir schon oft selbst gesagt, es ist recht gut, daß auch sie mich daran erinnern, es wird jetzt doppelt wirken!

Vater. Um dich wenigstens auf einige Zeit vor seinem Besuche zu schützen, will ich morgen allen meinen Bekannten und auch ihm kund machen, daß ein Bruder von mir zu Amsterdam gestorben sey, dessen Tod wir nun durch einen Monath betrauern müssen, und daher keinen Besuch annehmem können.

Esther. Das thun sie, lieber Vater! Unter dieser langen Zeit werde ich ihn, oder er wenigstens mich vergessen, und dieß ist ja alles eins. Nicht wahr, lieber Vater?

Vater. Gott stärke dich, mehr kann ich dir auf deine Frage nicht antworten, weil sie mir neuen Kummer weissagt. — —

Der Plan des guten Alten wurde am andern Morgen schon ausgeführt, und die Trauer des Hauses allen Freunden bekannt gemacht. Der kühne Friedrich, welcher keine Entdeckung ahndete, hoffte ausgenommen zu seyn vom allgemeinen Verbothe, er ließ sich am Nachmittage bey der schönen Esther melden. Als ihm aber die Nachricht ward, daß Religion ihr die Annahme eines jeden Besuchs zur Trauerzeit streng verbiethe, so schlich er traurig nach Hause, und

ſchickte ihr bald nachher einen Brief, in welchem er die Größe ſeiner Liebe zu ihr zu ſchildern ſuchte, aber doch nicht zu ſchildern vermochte, und ſie endlich bey allem, was ihr heilig und theuer zu ſeyn dünke, beſchwor, ihm zu erlauben, daß er dieſe martervolle Trauerzeit ihr wenigſtens des Tags ein Mahl ſchreiben, und Antwort von ihr hoffen könne. Eſther las dieſen Brief mit innigem Vergnügen, denn ſie liebte Friedrichen wirklich ſchon innig und zärtlich; aber ihr Vorſatz war noch zu neu, die kindliche Liebe zum Beſten der Väter zu groß; ſie kämpfte lange, endlich ſiegte die Vernunft doch, ſie eilte mit dem offenen Briefe zum Vater, und forderte Rath, wie und was ſie antworten ſolle? Der Vater las den Brief aufmerkſam, und gab ihr ſolchen ſtillſchweigend zurück.

Eſther. Nun, beſter Vater, ſie wollen mir nicht rathen?

Vater. Ich kann, ich darf nicht. Nur dein eignes Herz kann hier Rathgeber werden. Was würde es nützen, wenn das väterliche Anſehen dich zu einer Antwort zwänge, die dieß Herz nicht billigte, es würde bald an dir und mir zum Verräther werden, und uns beyde unglücklich machen. Dein Herz denkt gut und vernünftig, ich überlaſſe es dieſem, ſelbſt zu erwägen, ſelbſt zu urtheilen: Ob dieſer Liebe Nahrung gewährt werden kann? Ein unüberwindliches Hinderniß trennt euch, es heißt: Religion! Willſt du den Glauben deiner Väter verlaſſen? Oder ſoll ers thun? Oder willſt du nur ſeine Buhlerinn werden? das Andenken deiner Mutter ſchänden? deinen alten

Vater mit Jammer tödten? Keine andere Wahl bleibt dir übrig, wähle unter beyden, wenn du ihn nicht vergessen kannst, aber laß mich's nicht zu spät erfahren, damit nicht jäher Kummer mich tödtet, ehe ich mein Haus bestellt habe.

Esther. Ich will ihm antworten, sie sollen es lesen, und dann urtheilen: ob ich würdig bin, ihre Tochter zu seyn?

Sie eilte auf ihr Zimmer, fing mehr als zwanzig Briefe an, zerriß sie aber alle wieder, weil jeder derselben ihr zu hart, zu grausam, oft auch zu beleidigend dünkte. Wie sie endlich keinen endigen konnte, ging sie abermahls zum Vater, und gestand ihm, daß sie zwar den festen Vorsatz habe, ihren Friedrich nie mehr zu sprechen, ihn sogar, wenn's möglich wäre, ganz zu vergessen, aber nicht Muth genug besitze, es ihm im kalten, untheilnehmenden Tone zu sagen. Ich fühle mich standhaft, fügte sie hinzu, mir alle Hoffnung zu rauben, aber ich kann nicht so grausam seyn, sie auch ihm zu rauben.

Vater. So mag Gott dir rathen, ich kann es eben so wenig, denn mein Rath wird nie fruchten, wenn ihm dein Herz nicht freywillig billigt.

Esther. Sie müssen mir rathen, sie sind mein Vater.

Vater. Wohl denn! Ich will Vater seyn, und von dir als Kind Gehorsam fordern. Setze dich, und schreib: (dictirt) Mein Herr!

Esther. So habe ich ihn nie genannt.

Vater. Ich bin Vater, ich befehle es!

Esther (traurig.) Mein Herr!

Vater (dictirt.) Kommen sie morgen zu meinem Vater, er will mit ihnen sprechen.

Esther (schreibend.) Sprechen.

Vater. Und ihnen dasjenige entdecken, was meine Vernunft ihnen schon längst hätte sagen sollen, mein Herz aber nie sagen wollte. — Es ist genug, sende den Brief fort, und laß mich allein! Du hast mir Stoff zum Nachdenken in Fülle gewährt, ich muß die Zeit nützen, und mich vorbereiten.

Am andern Morgen erschien Friedrich im Hause seiner Geliebten, er wollte vorher mit ihr sprechen, fand aber die Thür verschlossen, und ließ sich nun beym Vater melden. Dieser empfing ihn mit freundlichem, aber auch traurigem Blicke. Wollen sie mich, sprach er zu Friedrichen, wohl ruhig anhören? Mir jede meiner Fragen, die ich nicht aus Neugierde, sondern aus Nothwendigkeit an sie wage, aufrichtig beantworten?

Friedrich. Der Vater der schönen Esther kann alles von mir fordern.

Vater. Haben sie noch Aeltern?

Friedrich. Ich habe noch eine Mutter, die mich als ihren einzigen Sohn innig und zärlich liebt.

Vater. Sie sind von Familie?

Friedrich. Ich stamme aus einem der edelsten Geschlechter des Königreichs. Viele meiner Anverwandten begleiten ansehnliche Aemter, und stehen in des Königs Gunst.

Vater. Was wird ihre Mutter, was werden

ihre Anverwandten, was wird ihr König wohl sagen, wenn alle erfahren, daß der einzige Sohn, der edle Sprosse ihres Stammes, der Offizier seiner Armee sich in die Tochter eines Juden verliebt hat? — — Sie antworten nicht? Wohl ihnen, sie fühlen die Wichtigkeit meiner Gründe tief, und werden mirs einst noch danken, daß ich so frey war, sie ihnen vorzustellen.

Friedrich. Um Verzeihung, bester Herr! diese Gründe sind meinem Herzen nicht fremd, die Vernunft hat es mit diesen Waffen schon lange, aber ohne den geringsten Erfolg, bekämpft. Meine Liebe zu ihrer Tochter mehrt sich täglich, stündlich! Ich kämpfe, aber ich unterliege. Wenn sie mir ihr Haus verbiethen, wenn sie mich hindern, die Unvergeßliche zu sehen, so kann ich's ihnen zwar nicht verdenken; aber ich bin dann höchst unglücklich, und muß sie als den Urheber meines Unglücks verfluchen.

Vater. Sie wollen also meine Tochter noch ferner lieben?

Friedrich (bitter.) Ob ich will? Ich muß, ich werde sie ewig lieben!

Vater. Und wie soll diese Liebe enden?

Friedrich. Das mag Gott entscheiden, der mein Herz fähig schuf, sie lieben zu müssen.

Vater. Wollen, können sie mein Kind heirathen?

Friedrich. Das kann ich freylich nicht.

Vater (heftig.) Wollen sie es zu ihrer Buhlerinn herab würdigen?

Friedrich. Davor soll mich Gott bewahren. Es wäre schrecklich, wenn ich die Allgeliebte meines Herzens auf immer unglücklich machte, ihren guten Vater durch Jammer tödtete, und sein Andenken auf Erden schändete. Nein! Nein! So tief werde ich nie fallen!

Vater. Können sie ein anderes Mittel, welches ihren Endzweck fördern könnte?

Friedrich. Ich kenne kein's, das sich mit Ehre und Redlichkeit vertragen würde.

Vater. Und wollen der Liebe zu meiner Tochter doch nicht entsagen?

Friedrich. Nein! Nie und nimmermehr! Ich kann nicht, bey Gott, ich kann nicht!

Vater. Unglücklicher Jüngling! Was that ich ihnen, daß sie glühende Kohlen auf meinem Haupte häufen, und da ich ihnen mein Leiden, meine Qual schildere, sie noch mit neuer Gluth vermehren wollen?

Friedrich. Hartherziger Vater, was that ich dir, daß du mein unbefangenes Herz durch die unwiderstehlichen Reitze deiner Tochter zu locken suchtest? Mir tägliche Gelegenheit gabst, es immer tiefer und gewisser zu fühlen, daß sie die einzige sey, die mich glücklich machen könne? Deine Nachsicht hat mich in den reissenden Strom geführt, jetzt, da ich unaufhaltsam von seiner Gewalt fortgerissen werde, gerne widerstehen möchte, und doch nicht widerstehen kann, jetzt erst zeigst du mir die Gefahr, und rufst mir zu, daß ich verloren bin! Rette mich, es ist

dein Werk! Gib mir Kraft, meine Leidenschaft zu bekämpfen, und wenn du's nicht kannst, so überhäufe mich nicht mit Vorwürfen, die ich nicht verdiene.

Vater. Wahr, aber auch schrecklich, daß es wahr ist! Ich steckte durch Unvorsichtigkeit das Haus in Brand, und fordere nun von den Bewohnern, die seine Flamme fühlen, und sich nicht retten können, daß sie diese verzehrende Flamme löschen sollen. Weh mir! Weh mir! Ich bin der eigne Stifter meines Unglücks, mein Loos ist Jammer und Elend! — — Edler Jüngling, noch ist Rettung möglich! Ich beschwöre, ich bitte sie, stehen sie mir bey, und wir siegen gewiß.

Friedrich. Ich will thun, was ich vermag, dazu verpflichtet mich Vernunft und Ehre.

Vater. Sie stehen hier auf Werbung, es wird ihnen ein Leichtes seyn, ihren Rückruf zu bewirken. Zeit und Abwesenheit werden sie überzeugen, daß ihre Liebe zu meiner Tochter die größte Thorheit war. Sie werden bald eine schönere und bessere Gattinn finden, und jene in ihren Armen vergessen.

Friedrich. Ah des weisen Salomo! Wäre Vergessenheit möglich, dann bedürfte ich ihres Raths nicht, er ward mir schon selbst, und früher, ehe sie's wohl dachten. (Er öffnet seine Brieftasche, und zeigt ihm zwey versiegelte Briefe.) Sehen sie, diese zwey Briefe, einer an meine Mutter, der andere an meinen Onkel, enthalten beyde die Bitte zur Rückberufung ins Vaterland. Da ich darin vorstelle, daß ich bey längerem Aufenthalte Schulden machen müßte, so bin ich überzeugt,

daß meine Bitte ſchnelle Erhörung findet. Ich habe dieſe Briefe wohl ſchon zwanzig Mahl auf die Poſt geſchickt; aber wenn ich überlegte, daß ich bald weit von ihr entfernt ſchmachten, ſie nicht mehr ſprechen, nicht mehr ſehen würde, da zog mich's mit Gewalt zum Poſthauſe, und ich nahm die Briefe zurück.

Vater. Ihr edler Vorſatz beweiſt, daß ſie noch edler denken! Wie gerne wollte ich ſie als meinen Sohn umarmen, wenn Gott nicht ſelbſt eine Kluft zwiſchen uns geſetzt hätte, die ich und ſie nicht überſchreiten können. Geben ſie mir dieſe zwey Briefe.

Friedrich. Was wollen ſie damit beginnen?

Vater. Ich will ſie fortſchicken, und ihren Kampf erleichtern.

Friedrich. Nein! Ich vermag's jetzt nicht mehr! Ich weiß, daß ich hoffnungslos liebe, aber ich kann ſie doch ſehen, vielleicht auch ſprechen, und dieß iſt doch etwas.

Vater. Ihre Umſtände ſind nicht die beſten, zürnen ſie daher nicht; wenn ich ihnen einen Antrag mache, der in dieſer Lage ſie nicht beleidigen ſoll, nicht beleidigen kann: wenn ſie dieſe Briefe durch mich abſchicken, wenn ſie wirklich von hier nach Hauſe reiſen, ſo zahle ich ihnen beym Abſchiede zwanzig tauſend Gulden aus.

Friedrich. Herr, ſie verkennen mich! Doch ſie ſind ihr Vater, und dieß vernichtet die Beleidigung, welche ich ſonſt ahnden müßte. Vater eines unſchätzbaren Kindes, das Bewußtſeyn, von ihm geliebt zu werden, iſt mir nicht um Millionen feil!

Vater. Ich habe gethan, was mein Herz verlangte, ich muß nun thun, was Vernunft und Pflicht fordert. Sie werden's daher nicht mißdeuten, wenn der besorgte Vater sie bittet, sein Haus nicht mehr zu besuchen.

Friedrich. Sie sind Herr ihres Hauses, ich werde gehorchen.

Vater. Da sie übrigens das einzige Mittel der Rettung nicht ergreifen wollen, so muß es meine Tochter ergreifen. Ich werde sie noch diese Woche von hier entfernen, es wird mich Mühe kosten, meinen Augapfel zu missen, aber wenn ein's unter uns unglücklich seyn muß, so will ich's seyn.

Friedrich. Sie sind Vater ihres Kindes, und auch dieß wird gehorchen müssen, aber bedenken sie fein, daß der echten Liebe nichts unmöglich ist, daß Zwang sie wohl drückt, aber noch mehr aufflammt, daß es keinen Winkel der Erde geben wird, wo ich sie nicht finden werde, und dann stehe ich für nichts.

Er ging, und der kluge Vater fand nach reifer Ueberlegung, daß Friedrich nicht Unrecht habe, daß es besser sey, wenn er daheim wache, und zu verhindern suche, was er in der Ferne nicht verhindern könne. Er sprach nachher im ernsten, väterlichen Tone mit seiner Tochter, und sie gelobte ihm feyerlich, daß sie jede Gelegenheit meiden wolle, ihren Friedrich zu sprechen.

Traurig und trübe verflossen nun die Tage der vorgeschützten Trauer, der Vater fand seine Esther oft weinend; wenn er dann nach der Ursache ihrer Thrä-

nen forschte, so seufzte sie tief, und gestand ihm offen, daß sie ihren Friedrich wohl meiden, aber nie vergessen könne. Er geht, fügte sie hinzu, alle Morgen und Abende vor meinem Fenster vorüber, ich sehe sein Leiden, und leide mit ihm. Der gute Vater schwieg, weil er sie nicht zu trösten vermochte. Da er für ihre Gesundheit bangte, so entschloß er sich, seiner so theuern Ruhe zu entsagen, und mit ihr nach W — zu reisen, welches Esther schon längst zu sehen wünschte. Sie hörte aber jetzt seinen Vorsatz mit Wehmuth an, doch widersprach sie nicht, und hoffte selbst in dieser Reise Linderung ihrer Leiden zu finden.

Wie der Vater eben an einem schönen Sommerabende auf's neue mit ihr von dieser Reise sprach, und verkündigte, daß sie den folgenden Morgen schon beginnen sollte, so öffnete sich die Thür schnell, und Friedrich trat rasch herein. Esther flog ihm entgegen, und umarmte ihn mit Inbrunst. Wenn du Abschied zu nehmen kommst, sagte sie schmachtend, so nimm das Bekenntniß von mir zum Danke, daß ich ungerne scheide, dich ewig — ewig lieben werde.

Friedrich (bitter.) So ist's also gewiß, was ich nur muthmaßte! (Zum Vater.) So haben sie wirklich das Bubenstück vollendet, welches ich ihnen ihres Kindes wegen so gerne nicht zutrauen wollte?

Vater. Ich stehe rein vor ihnen, und darf mich keines Verbrechens anklagen. Ob auch sie's vermögen? Ob's billig ist, daß sie ihr gegebenes Wort brechen? überlasse ich ihrem eigenen Urtheile.

Friedrich. O ich Thor, daß ich's so lange redlich erfüllte, indeß ich nahmlose Qualen duldete, arbeiteten sie an meinem Unglücke.

Vater. Davor wird mich Gott bewahren.

Friedrich. Können sie's wohl noch läugnen? Wer anders konnte es wohl meinen Verwandten schreiben, daß ich heftig in die Tochter eines Juden verliebt sey, ihr, wenn nicht Aenderung folge, wohl gar meinen Dienst, mein Seelenheil zum Opfer bringen würde. Sie haben ihren Endzweck erreicht, ich habe heute die strengste königliche Ordre erhalten, und muß morgen schon abreisen. Aber, heimtückischer Alter, hast du wohl die Folgen erwogen? Ich will sie dir erzählen: Ich reise nach D—, entsage Trotz dir, Trotz meinen Anverwandten, meinem Dienste, und kehre zurück. Heische und fordere Liebe von Esthern, und gibt sie mir nicht Hoffnung, stößt sie mich trostlos von sich, so ende ich mein Leben vor ihrer Thür und fluche dir noch sterbend.

Esther. Gott, das wäre schrecklich! dann ich mit dir, Gott hört's, dann ich mit dir!

Der Vater bemühte sich nun lange vergebens, ihm begreiflich zu machen, daß er an seiner Zurückberufung schuldlos sey; als er aber seine Hand auf sein graues Haupt legte, und Gottes Rache über solches erflehte, wenn er der Thäter sey, so glaubte ihm Friedrich, und versprach sogar noch länger zu kämpfen, und seinen Dienst nicht zu verlassen, wenn er erlauben wolle, daß er seiner geliebten Esther jeden Monath ein Mahl schreiben, und sie ihm wieder

antworten dürfe. Der Vater gewährte die Bitte, weil seine Tochter sie mit heißen Thränen unterstützte, und Friedrich verließ erst nach Mitternacht das Haus des redlichen Alten.

Dieser hatte ihn beym Abschiede auf's dringendste gebethen, ein Mann zu seyn, und wacker zu kämpfen, die liebende Esther hatte ihm aber mehr als ein Mahl zugeflüstert, daß sie ihn nie vergessen werde, und man urtheile nun: Ob Friedrichs Kampf mit Muth beginnen konnte?

Am frühen Morgen stand sie schon am offenen Fenster, als Friedrichs Wagen langsam vorüber fuhr, ihre Blicke versprachen Friedrichen ewige Liebe und Treue. Esther stieg bald hernach ebenfalls mit ihrem Vater in den Wagen. Die Reise war um so nothwendiger geworden, denn wäre sie daheim geblieben, so hätte sicher tiefe und unheilbare Schwermuth die schönste Rose vernichtet. Selbst die große Zerstreuung der Reise, die noch größere der schönen Stadt wirkte nur schwach auf ihr krankes Herz, aber sie verhinderte doch gänzliches Hinwelken, und erquickte dann und wann die schmachtende Blume mit labendem Thaue. Ihr Vater blieb sechs Monathe lang seiner Tochter wegen in der Stadt, es fanden sich dort angesehene Glaubensgenossen, die bey ihm um ihre Hand warben, da er aber ihr Leiden kannte und ehrte, so versagte er selbst, was sie ohnehin nicht gegeben hätte. Er brachte ihr jeden Monath selbst den Brief ihres Friedrichs, und sah mit Thränen, daß dieß der einzige Trost sey, den

er

er ihr gewähren konnte. Friedrich schrieb alle Mahl, daß seine Liebe sich nicht mindern könne, und Esther antwortete wieder, daß die ihrige sich vergrößern würde, wenn Vergrößerung möglich wäre. Als der Vater mit ihr nach Hause kehrte, erhielt Esther noch zwey Briefe, im letzten derselben schrieb er, daß er bald der Unmöglichkeit weichen, nicht mehr kämpfen, und kommen werde, um zu ihren Füßen zu sterben. Esther durchharrte nun in banger Erwartung ein langes, qualvolles halbes Jahr; als aber weder der Unvergeßliche noch ein Brief von ihm kam, und sie mit vollem Rechte an seiner Treue zweifeln mußte, da bath sie ihren Vater um Gewißheit ihres Unglücks. Er mußte, um sie zu beruhigen, an einen seiner ehemahligen Correspondenten in D— schreiben, und sich genau erkundigen; ob Friedrich noch lebe, und wie es ihm gehe? Esther trug den Brief, dessen Antwort ihr Schicksal auf immer entscheiden sollte, selbst nach der Post, und harrte nun von neuem.

Nach einem langen Monathe, dessen Tage sie meistens im Stillen durchweint hatte, ward ihr endlich Entscheidung. Sie war schrecklich, sie nagte lange an ihrem Leben, und würde es vernichtet haben, wenn nicht jugendliche Kräfte dagegen gekämpft hätten. Der Freund ihres Vaters berichtete ihm, daß er lange vergebens nach Friedrichen geforscht, endlich aber genau und sicher erfahren habe, daß er sein Regiment verlassen, und in der Provinz ein sehr reiches und schönes Fräulein geheirathet habe, mit welchem er, nach Aus-

ſage der Augenzeugen, ſchon ſeit ſechs Monathen in einer ſehr vergnügten Ehe lebe. — — Dieß war alſo ſeine ewige Liebe! rief Eſther aus, als ſie den Brief mehr als ein Mahl geleſen hatte. Ihr theilnehmender Vater ſuchte ſie zwar zu tröſten, ihr begreiflich zu machen, daß Friedrich den beſten Weg ergriffen habe, und Nachahmung verdiene; aber Eſther ſchauderte hoch empor, wenn ſie ſich in den Armen eines andern dachte, und ſchwur in dieſem Augenblicke einen fürchterlichen Eid, daß ſie nun ihn und jeden Mann haſſen werde.

Von dieſer unglücklichen Stunde an war alle geſellige Freude des Lebens für ſie verlohren; ſie verließ oft Wochen lang ihr Zimmer nicht, genoß wenig Speiſe, und ſprach noch weniger. Der Vater ſah ihr Leiden, und da er nicht helfen konnte, ſo vollendete der Kummer bald die völlige Zerſtörung ſeiner Geſundheit, an welcher das Alter ſchon lange vorher gearbeitet hatte. Er konnte ſein Lager nicht mehr verlaſſen, er ſtarb in den Armen ſeines einzigen Kindes, das bloß deßwegen Thränen vergoß, weil es nicht mit ihm ſterben, nicht mit ihm eine Welt verlaſſen konnte, in welcher nichts als Trug und Elend herrſchte. Ehe der Vater ſchied, bath er ſeine Tochter, ihren Kummer mit in ſein Grab zu ſenken, und ſo zu enden, daß er ſie einſt dort wieder umarmen könne. Sein Tod machte ſie zur Erbinn einer halben Million, welche ihr Vater bey den angeſehenſten Kaufleuten, und ſelbſt in der Holländiſchen Bank zinsbar angelegt hatte. Da die Geſetze ihres Landes ihr ſchon

im zwanzigsten Jahre die freye Verwaltung ihres Vermögens zusicherten, so kündigte sie alle ihre Capitale nach und nach auf, verkaufte alles, was sie zu F— besaß, machte zehn arme Familien durch reiche Geschenke glücklich, und reiste endlich so geheim und schnell ab, daß in ihrer Vaterstadt niemand erfuhr, wohin sie zog, und wann sie wiederkehren würde.

Kein Mann durfte unter dieser Zeit sich ihrer Schwelle nahen, keiner unter den vielen Männern der Stadt konnte sich rühmen, daß er mit ihr nach ihres Vaters Tode ein Wort gesprochen habe; ihr Mädchen nahm jede Geschäftsbothschaft an, und brachte Antwort. Als sie ihren Geburtsort verlassen hatte, ging unter den andächtigen Matronen die Sage umher, daß man spät am Abend einige Mahl den katholischen Geistlichen des Orts in ihr Haus hätte schleichen sehen, und daß die schöne Esther wahrscheinlich eine Christinn geworden sey. So wenig man sonst Sagen dieser Art sein Zutrauen schenken kann, so bewies doch die Folge, daß die alten Weiber dießmahl hell genug gesehen hatten. Esther suchte wirklich Trost für ihr unnennbares Leiden in der christlichen Religion, die so mächtig im Elende stärkt und labt, weil sie uns die irdische Prüfung als nothwendig zur ewigen Seligkeit schildert, und ihren göttlichen Stifter als den unschuldigsten Büßer und größten Dulder zur Nachahmung aufstellt. Möglich, daß auch Schwärmerey, die emsige Begleiterinn der hoffnungslosen Liebe, ihre Absicht förderte,

möglich, daß sie eben deßwegen die katholische Religion wählte, weil nur diese sie fähig machte, abgeschieden von der Welt, getrennt vom männlichen Geschlechte, ihre Tage in stiller Schwermuth enden zu können.

Kurz nach ihrem Verschwinden erschien sie zu P—, nahm emsigen Unterricht in der katholischen Religion, und wurde auf ihr Verlangen in der Taufe Caroline Friederike genannt. Sie wohnte diese ganze Zeit über in einem Nonnenkloster, ging nie aus, und nur selten im Garten desselben spatzieren. Erst am Tage ihrer öffentlichen Taufe versicherten die Jünglinge der ganzen Stadt, daß sie nie ein schöneres Mädchen, nie solche glühende, wahre Andacht gesehen hätten. Ihr schwarzes Rabenhaar, ihr noch schwärzeres Auge, war der Stoff ihres Gesprächs, und manches Mädchen vergaß sich in der Folge zu pudern, weil die Erfahrung sie belehrt hatte, daß ein natürliches Haar so große Wirkung mache. Ehe man noch über die Fragen: Woher die schöne Unbekannte komme? Wer sie eigentlich sey? Ob sie wirklich so großes Vermögen besitze? einig werden konnte, war die schöne Caroline schon wieder aus P— abgereiset. Sie verlangte schon dort, Nonne zu werden, und wollte dagegen dem Kloster ihr ganzes großes Vermögen vermachen, da aber die Landesgesetze nicht gestatten, daß eine Nonne dem Kloster großes Vermögen zur Mitgift bringen darf, so konnten die Nonnen dieß nicht annehmen, und Caroline ging wahrscheinlich auf ihren

Rath nach D— in B—, wo sie von den Nonnen mit größtem Vergnügen aufgenommen wurde, und sogleich ihr Probejahr antrat. Der seltene Fall, durch welchen das Kloster auf so ansehnliche Art bereichert wurde, erlaubte hier wahrscheinlich Ausnahmen, die in der gewöhnlichen Regel nicht Statt finden. Caroline vergabte zwar dem Kloster ihr ganzes Vermögen, aber sie bedung sich die Nutznießung bis an ihren Tod, und obgleich jede Nonne das Gelübde der Armuth schwören muß, so ward sie doch dispensirt, und die Aebtissinn gestand ihr den Genuß der Interessen, jedoch mit dem Bedingniß zu, daß sie alles zu gottesdienstlichen Handlungen, und vorzüglich zum Besten des Klosters verwenden solle. Nie konnte sich das Kloster rühmen, eine eifrigere, folgsamere Novizinn in seinen Mauern gehabt zu haben, sie unterzog sich ohne Mukren jedem Geschäfte, das diesen aufgetragen wurde; sie murrte nur dann, wenn sie merkte, daß man ihres Vermögens wegen ihr nicht hart genug begegnete, sie bethete immer, und sprach äußerst wenig.

Noch im nähmlichen Jahre baute sie mit Erlaubniß der Aebtissinn zwey prächtige Altäre in der Kirche des Klosters, einer wurde dem heiligen Carl, der zweyte dem heiligen Friedrich geweiht, zum letztern zeichnete sie dem Künstler die Idee selbst vor, und gab ihm ein kleines Porträt, nach welchem er das Gesicht des Heiligen genau bilden mußte. Sie lächelte zum ersten Mahle wieder, als dieser Altar

in der Kirche aufgestellt wurde, und weilte oft halbe Tage und Nächte bethend am Fuße desselben.

Wie ihr Probejahr verflossen war, forderte sie mit edlem Ungestüme und mit sichtbarer Begierde die Aufnahme, sie war nie so zufrieden und vergnügt, als am Tage der Gewährung, und schwor mit gesetztem und standhaftem Muthe den fürchterlichen Eid der Keuschheit in die Hände des Priesters. Das versammelte Volk nannte sie eine lebendige Heilige, und die Nonnen dankten der Vorsehung, welche nicht allein ein so reiches Mädchen, sondern auch in diesem ein echtes Beyspiel der wahren Gottesfurcht in ihr Kloster geführt hatte. Sie theilte nun ihre Zeit in Gebeth und Arbeit, mehr als die Hälfte war jenem, die übrige ganz der letztern gewidmet; nur am Abend eilte sie gemeiniglich nach dem großen Garten des Klosters, wo jede Nonne ein abgetheiltes Stück zur eigenen Pflege und Bearbeitung erhalten hatte. Sie wählte sich eines im abgelegensten und ödesten Theile des Gartens, sie umfaßte es mit Raute und Wermuth, pflanzte in die Mitte desselben einen verdorrten Rosenstrauch und umgab diesen mit dem Blümlein, die brennende Liebe genannt. Die übrigen Theile wurden von ihr mit den schönsten Blumen besetzt, und da sie kein Geld sparte, so blühte ihr Gärtchen bald herrlich, sie ging dann gedankenvoll darin umher, pflegte die Blumen, und weinte oft im Stillen, wenn alles, nur die dürre Rosenstaude nicht, grünte. Der Garten war mit einer hohen Mauer umgeben, rechts

konnte man zwar einige Dächer der benachbarten Häuser sehen, doch waren dieß nur die Spitzen derselben, und dort kein Fenster angebracht, durch welches die Neugierde die einsamen Nonnen hätte beunruhigen können; links sah man aber hohe waldichte Gebirge, welche mächtig über die Mauern empor ragten, doch Stunden weit davon entfernt lagen. Wenn dann über diese erhabenen Gebirge am heitern Abend die Sonne nach und nach hinab sank, und nun öde Stille im Garten herrschte, da weilte oft Caroline noch Stunden lang darin, und fragte oft im jammernden Tone den Schöpfer: Warum nicht auch der Abend ihres Leidens nahe? Warum sie nicht gleich der Sonne in die Nacht des Grabes sinken, und dort verklärt wieder erwachen könne?

Einst stand sie mit diesem Gedanken beschäftiget noch immer im Garten, den alle Nonnen schon verlassen hatten; ihr Herz fühlte heute besonders die Schmerzen der eiternden Wunde, sie erinnerte sich eben eines Abends, den sie in Gesellschaft ihres Friedrichs wonnevoll genossen hatte, sie weinte, rang die Hände, und fuhr endlich bebend zurück, als neben ihr etwas Weißes vorüber in einen nahen Strauch flog; sie faßte Muth, trat näher, und fand einen Stein, der mit Papier umwickelt war, sie entfaltete solches, und las folgende Worte, die in Englischer Sprache darauf geschrieben waren: „Unglück„liche Esther! wenn du noch Mitleid mit dem un„glücklichsten aller Menschen, mit deinem treuen „Friedrich hast, so blicke auf das nächste Dach, und

„schließe aus seinem angstvollen Händeringen auf „seine schreckliche Qual. Wenn dich aber hartherzige „Menschen wie mich betrogen, wenn du ihn auch „im Kloster noch nicht vergessen hast, so komme in „der Nacht, welche dem morgenden Tag folgt, hin„ab in die Kirche, du wirst mich in der Todtenca„pelle rechts im ersten Bethstuhle versteckt finden. „An einem leisen, drey Mahl wiederhohlten Hu„sten werde ich dich erkennen, und in deine Arme „eilen. Ich wählte absichtlich diese unbekannte Spra„che, damit, wenn der kühne Wurf mißlänge, das „Blatt nicht mein und dein Verräther würde.“ Caroline ward durch diesen Brief in einen schrecklichen Zustand versetzt, ihr erster Blick war zu Gott um Hülfe, ihr zweyter nach dem Dache, auf welchem sie ihren Friedrich wieder sehen sollte. Er war's wirklich, er hatte die höchsten Sparren des Daches erklettert, die Ziegel desselben abgelöst, und blickte mit halb hervor gebogenem Körper in den Garten hinab. Die Abendröthe färbte sein Gesicht, die letzten, einzelnen Strahlen der schon untergegangenen Sonne beleuchteten es dann und wann noch hell. Caroline sah, wie er fürchterlich die Hände rang, und sie wieder flehend zu ihr hinab streckte, sie winkte ihm mit ihrem weißen Tuche, zeigte einige Mahl mit der Hand auf den Thurm der Kirche, und eilte von dannen, um in ihrer Zelle Kräfte und Fassung zu sammeln; mehr als ein Mahl sank sie athemlos nieder, erhob sich aber schnell, weil sie Entdeckung fürchtete. In ihrem Herzen stürmte es mächtig, sie

lebte bisher fromm und heilig, kein Gedanke an die Welt und ihre Freuden störte sie in ihrer Einsamkeit, sie suchte Ruhe im Kloster, Trost im eifrigen Gebethe, und glaubte beydes wirklich gefunden zu haben. Nun sah sie aber Friedrichen wieder, ihr Herz wurde durch seinen Brief, durch seine ängstlichen Geberden von seiner Treue überzeugt, es hatte ihn noch nie vergessen können, es liebte ihn von neuem, und heftiger als jemahls. Der Eid, den sie geleistet hatte, schien sie nicht zu binden, seine Untreue zwang ihr solchen ab, seine Treue vernichtete ihn. Aus Liebe zu Friedrichen war sie Christinn geworden; um sein Andenken ewig zu feyern, war sie ins Kloster gegangen; um ihn wieder sehen und lieben zu können, war sie fest entschlossen, es in seinen Armen sogleich zu verlassen. Die Grundsätze der Religion, die diesen Vorsatz hindern sollten, hatten noch nicht tiefe Wurzel in ihrem Gewissen gefaßt, mächtiger und kräftiger keimte im Herzen die Liebe wieder, welche ohnehin jede, auch die stärksten Fesseln zerreißt, und alles überwindet.

Der folgende Tag war ein Sonnabend, sie bethete und arbeitete nicht, sie eilte zehn Mahl nach dem Garten, sah immer nach dem Dache, und sah ganz natürlich nichts. Als endlich der Tag endigte, gedachte sie erst der großen Hinderniße, welche sie noch von ihrem Friedrich trennten. Die Kirche war des Nachts vor jeder Nonne verschlossen, sie konnte zwar darin bethen, aber auf einem Chor, dessen Fenster nur in die Kirche gingen. Wie sie dort am

Abend mit den andern Nonnen das Nachtgebeth verrichtete, und ihren Friedrich schon in der Kirche ahndete, bath sie die Sacristanerinn um den Schlüssel, welcher die Thür zur Kirche öffnete, weil sie, ihrem Vorgeben nach, die Lampe an ihren erbauten Altären anzünden, und dort noch einige Zeit bethen wolle. Ich gebe ihnen solchen, sprach sie angstvoll, in der Metten zurück, und hatte schon ein Geschenk für sie in Bereitschaft, wenn sich solche etwa weigern würde, aber die Arglose ahndete nichts, und gewährte ihre Bitte ohne Anstand.

Wie alle Nonnen im Kloster ruhten, stieg Caroline zitternd in die Sacristey hinab, öffnete solche, und trat wirklich mit einer brennenden Lampe in die Kirche, sie stellte solche auf den Altar des heiligen Friedrichs, eilte nach der Todtencapelle, hustete dort drey Mahl, und Friedrich sank in ihre Arme. Pferde und Wagen stehen bereit, flüsterte dieser leise. Wenn du mich noch liebst, wenn du wenigstens Mitleid mit mir hast, und nicht willst, daß ich vor deinen Augen mein Leben enden soll, so folge mir.

Caroline. Ich folge dir, Unvergeßlicher, ich folge dir; wenn du mir vorher zwey Fragen beantwortet hast: Warst, oder bist du noch verheirathet?

Friedrich. Ich bin's, ich war's nicht. O dieser schändliche Betrug hätte dich und mich bald gränzenlos elend gemacht.

Caroline. Weißt du, daß ich arm, nicht mehr reich bin, daß mein ganzes, großes Vermögen in den Händen des Klosters ist?

Friedrich. Ich weiß es, und verachte dieß alles, bin höchst vergnügt, wenn man's zum Lösegeld für dich behalten will. Gott gab mir dafür Reichthum in Menge, und nun das volle Vergnügen, dich ganz damit glücklich zu machen.

Caroline (an seinem Halse.) Allgeliebter, ich folge dir. Gott sah mein Leiden! Gott kannte meine Absicht! Er wird den Meineid nicht rächen!

Friedrich. Ich habe Kleider für dich mitgebracht, du mußt dich umkleiden. Eile, aber fürchte nichts, meine Diener halten Wache an der offenen Kirchthür, sie würden dir und mir zu Hülfe eilen, wenn Entdeckung folgen sollte.

Caroline kleidete sich in größter Eile um, sie warf ihren Nonnen-Habit in ein Winkel, und entfloh in einen Mantel gehüllt, an Friedrichs Arme aus der Kirche. Drey seiner Bedienten gesellten sich zu ihnen und folgten in einer kleinen Entfernung. Wie sie die wenigen Häuser, welche das Kloster umgaben, im Rücken hatten, fanden sie auf der Heerstraße einen Wagen, in welchen sie stiegen, und in schnellster Eile davon jagten. Als der Morgen anbrach, hatten sie schon die Gränze des Landes erreicht, und langten glücklich in einem protestantischen Städtchen an, wo sie in jedem Falle Schutz erwarten konnten.

Jetzt erst fing Caroline an, zu sprechen, und ihr Gefühl durch Worte auszudrücken, bisher war sie nur still und angstvoll in Friedrichs Armen gelegen, hatte immer schüchtern umher geblickt, immer zu frühe Entdeckung geahndet und gefürchtet. Friedrich fragte:

Wie's geschehen konnte, daß sie F— verlassen, die christliche Religion angenommen habe, und endlich gar Nonne geworden sey? Caroline erzählte, und wie er deutlich vernahm, daß alles ein Werk ihrer innigen Liebe war, daß sie um seinetwillen sich unglücklich gemacht habe, so umarmte er sie mit noch stärkerer Inbrunst, und versprach feyerlich, ihr Leiden durch ewige Liebe zu lohnen. Er erzählte ihr nun ebenfalls, was sich in der langen Zeit mit ihm zugetragen hatte.

Als er in D— ankam, überhäuften ihn seine Freunde mit neuen Vorwürfen über seine Liebe zu Esthern, er erfuhr deutlich, daß nicht ihr guter Vater, sondern einer seiner besten Freunde zu F— der Verräther derselben geworden sey, und seine so schnelle Zurückberufung bewirkt habe. Man machte, ihm kurz nach seiner Ankunft einige vortheilhafte Heirathsvorschläge, er widerstand, und gab dadurch seinen Freunden Gelegenheit zu neuem Argwohne, sie muthmaßten mit Grunde, daß er noch immer liebe, sie entdeckten wahrscheinlich durch neue Verrätherey, daß er noch mit seiner Geliebten correspondire. Sein Onkel war sehr reich, und General der königlichen Truppen, er ließ ihn einst rufen, und übergab ihm eine Depesche, welche er in schnellster Eile nach dem Hafen überbringen, und dem Befehlshaber einiger Kriegsschiffe übergeben mußte. Er traf diesen auf einem Schiffe, welches eben nach einer Insel absegeln sollte. Sie kommen wie gerufen, sprach er zu Friedrichen, ich erwartete sie schon lange; sie sind als Ca-

vitän bey den Landtruppen angestellt, welche ich nach der Insel — überführe. Wären sie nur eine Viertelstunde später eingetroffen, so hätte ich die Anker schon gelichtet, denn der Wind ist vortheilhaft, ich muß ihn benutzen. Der erstaunte Friedrich versuchte es zwar, wider dieß grausame Verfahren zu protestiren, und forderte schlechterdings, daß man ihm wenigstens so lange Zeit gönnen müsse, bis er sein Gepäcke aus der Hauptstadt kommen ließe, aber der Befehlshaber überzeugte ihn von der Unmöglichkeit, und versicherte ihn zugleich, daß seine Freunde schon für jedes Bedürfniß gesorgt hätten.

Wirklich fand er auch alle seine Sachen im Schiffsraume, und bey diesen seinen Bedienten, welcher ihm einen Brief von seiner Mutter überreichte. Sie machte ihm darin die heftigsten Vorwürfe über seine thörichte Liebe, welche er ungeachtet ihrer Ermahnung durch die unsinnigsten Briefe fortzusetzen suche. Er habe es sich, schrieb sie ferner, daher ganz allein zuzuschreiben, daß man zu strengen Mitteln schreite, und ihn so lange nach den Inseln verbanne, bis er von dieser strafbaren Liebe geheilt sey. Ehe er noch diesen Brief ganz gelesen hatte, eilten die Schiffe schon aus dem Hafen: er war untröstlich, daß er wenigstens nicht in einigen Zeilen seiner Geliebten von dieser gewaltsamen Entführung Nachricht geben konnte. Die Ueberfahrt war gefahrvoll, in der sechsmonäthlichen Dauer derselben schwebte Friedrich oft in der größten Lebensgefahr, endlich landeten sie, und Friedrich sandte zwar mit den zurück gehenden Schiffen Briefe an

Esthern, die aber wahrscheinlich verloren gingen, weil sie nicht mehr zu F— wohnte, und niemand ihren Aufenthalt kannte.

Friedrich vergaß auch in der weiten Entfernung seine Geliebte nicht, er weihte sich ganz ihrem Andenken, er beschloß, sie ewig zu lieben, und eher zu sterben, als seine Hand einer andern zu reichen. Er harrte achtzehn Monathe lang vergebens auf Nachrichten von ihr, es landeten unter dieser Zeit verschiedene Kauffahrteyschiffe, aber kein's kam aus dem Hafen, wohin er Esthers Antwort bestimmt hatte. Endlich kamen auch von daher Schiffe, sie brachten ihm viele Briefe, er durchwühlte sie geschäftig, aber er fand keinen aus Deutschland darunter. Wahrscheinlich hätte er alle ungelesen in einen Winkel geworfen, wenn nicht ein Paket, das schwarz gesiegelt war, seine Aufmerksamkeit erregt hätte. Er öffnete es, und fand sogleich, daß seine Mutter und sein Onkel, an der epidemischen Krankheit, die damahls zu K— herrschte, gestorben sey. Sparsam flossen seine Thränen, weil sie seine Liebe so streng gehindert hatten, aber freudig und doch tief gerührt schauderte er bald empor, als er fand, daß eben dieser Onkel, dessen drey Söhne kurz vor ihm gestorben waren, ihn zum Erben seines großen Vermögens und all seiner Güter eingesetzt hatte. Ein Brief, den der Onkel auf seinem Sterbebette geschrieben hatte, versöhnte Friedrichen überdieß ganz mit ihm, er bath um Verzeihung, daß er ihn mit so strenger Härte behandelt habe, sandte ihm den

königlichen Befehl, mit dem ersten Schiffe ins Vaterland zurück zu kehren, und ermahnte ihn nur am Ende in den sanftesten Ausdrücken, daß er seine thörichte und hoffnungslose Liebe ganz vergessen, bald eine edle Tochter des Landes mit seiner Hand beglücken möge.

Friedrich hätte der Bitte des Sterbenden gern nicht verweigert, was er den Drohungen des Lebenden so standhaft versagte, wenn das Andenken der schönen Esther nicht unauslöschbar in seinem Herzen geruht hätte. Sie war seine erste, einzige Liebe, die so willig im Sturme und Wetter empor keimt, und um so größere und stärkere Zweige treibt, je mehr und öfter man diese abzubrechen sucht. Der selige Gedanke, daß Esthers alter Vater schon schlummere, sie nun frey seyn, und sich nicht weigern werde, die christliche Religion anzunehmen, beschäftigte ihn einzig und allein auf der langen Reise, er beschloß im Voraus, dann sein ganzes Erbe zu veräußern, und in einem unbekannten Winkel der Erde mit seiner Allgeliebten nicht allein vergnügt, sondern auch gemächlich zu leben.

Das Glück schien sein Vorhaben zu begünstigen, seine Reise war die angenehmste und schnellste, ehe noch drey volle Monathe verflossen, landete er schon an D — s Küsten. Da die Uebernahme der großen Erbschaft seine Gegenwart äußerst nothwendig machte, und er wenigstens durch einige Monathe sein Vaterland nicht wieder verlassen konnte, so machte er sogleich der schönen Esther sein Glück

und seinen Vorsatz in einem Briefe bekannt, flehte um schnelle Antwort, und sandte damit seinen treuen Diener nach F—, welcher, wenn der Vater ellenfalls noch lebe, ihr den Brief heimlich übergeben, aber nicht ohne Antwort zurück kehren sollte. Ehe diese Rückkunft erfolgte, hatte Friedrich schon seinem Dienste, welcher ihn ans Vaterland fesselte, entsagt, seine Güter verpachtet, und harrte nur noch mit Ungeduld des Kommenden. Trauer erfüllte sein Herz, als dieser endlich anlangte, und ihm die unerwartete Nachricht brachte, daß Esther nicht mehr in F— wohne, in P— Christinn geworden sey, und sehr wahrscheinlich in einem Nonnenkloster lebe. Der Diener hatte, nach langem vergeblichen Forschen, dieß alles aus dem Munde ihres ehemahligen Mädchens erfahren, das jetzt zu F— sehr glücklich verheirathet war. Dieses verhehlte es ihm auch nicht, daß Friedrichs Untreue und Heirath, welche man aus D— als gewiß berichtete, diesen seltsamen Entschluß im Herzen der stets getreuen Esther geweckt habe.

Friedrich floh auf die schreckenvolle Nachricht selbst nach F—, und wie ihm alle Bestätigung ward, in eben so großer Eile von da nach P—. Auch hier erfuhr er bald, daß Esther wirklich Christinn geworden sey, aber niemand wollte und konnte ihm von ihrem jetzigen Aufenthalte Nachricht geben; nur durch anhaltendes Forschen, nur durch wichtige Geschenke öffnete er den Mund der Nonnen, ihm ward durch dahin gesandte Vertraute die gewisse Nachricht, daß sie zu D— in B— wirklich

schon

ſchon Nonne geworden, wirklich ſchon das ewige Gelübde geleiſtet, all ihr Vermögen dem Kloſter vergabet habe, und dort im Rufe der Heiligkeit lebe. Dieſe Schreckenspoſt vernichtete mit ein Mahl all die romantiſchen Plane, welche ſeine Liebe geträumt und entworfen hatte, er machte im erſten Augenblicke das edelſte Gelübde, alles zu verſuchen, um ſie zur Flucht aus dem Kloſter zu bewegen, und wollte ſie ſeine Bitte nicht hören, mißlänge dieſe vielleicht, ſeine Tage ebenfalls in einem Kloſter vertrauern. Mit dieſem Vorſatze beſchäftigt, durch die Hoffnung, daß er ſie vielleicht doch retten werde, geſtärkt, reiſte er jetzt nach B—, und nahm ſeinen Weg abſichtlich über D—.

Das Kloſter lag in einem einſamen Thale, nur wenige Häuſer umgaben es. Ein anſehnliches Gaſthaus, das ehemahls Nahrung durch einen nahen Geſundheitsbrunnen erhalten hatte, nun aber durch die häufigen Wallfahrter nach der Kloſterkirche ernährt wurde, lag zwar nahe an den Mauern des Kloſtergartens, aber kein Fenſter gewährte dahin Ausſicht, und Friedrich konnte nur die hohen Mauern, die ſeine Allgeliebte umſchloſſen, thatenlos anſtaunen.

Um nicht Verdacht zu erregen, ſeinen treuen Dienern aber doch Zeit zum Nachforſchen zu gönnen, ſtellte er ſich drey Tage ſehr krank, und verweilte zu ſeiner größten Pein die meiſte Zeit im Bett und Zimmer. Die raſtloſen Späher brachten ihm bald die gewiſſe Nachricht, daß die ſchöne

Esther unter dem Nahmen Angelica wirklich im Kloster lebe, und wegen ihrer großen Frömmigkeit und noch größeren Reichthumes dort allgemein geschätzt sey, aber nähere, bestimmtere Nachrichten folgten nun äußerst sparsam.

Am Abende des dritten Tages wußte Friedrich nicht viel mehr, nur war seinen Dienern erzählt worden, daß sie den Armen viel Gutes thue, und in der Kirche zwey prächtige Altäre erbauet habe, welche die Diener selbst betrachtet hatten, und vereint behaupteten, daß der heilige Friedrich, welcher auf einem derselben zur Verehrung aufgestellt war, ihrem Herrn äußerst ähnlich sähe. Diese letzte Nachricht weckte Hoffnung im Herzen des Liebenden, er ging am andern Morgen selbst nach der Kirche, fand, daß die Diener recht geurtheilt hatten, und schloß nun ganz natürlich, daß sein Andenken noch im Herzen der Unvergeßlichen leben müsse. Da er ohne Verdacht nicht länger bleiben konnte, bald ohne diesen wieder zurück kehren wollte, so eilte er nach der Hauptstadt des Landes, um dort ungehindert sichere Plane zur Rettung seiner Geliebten zu entwerfen.

Der Klosterwirth, welcher ihn einige Mahl besucht, und die Schmerzen seiner Kolik bemitleidet hatte, versicherte ihn, daß der nahe Gesundheitsbrunnen ein bewährtes Mittel gegen dieses Uebel sey, nur müsse man ihn wenigstens einen Monath lang trinken, dann aber mit einem Atteste des Arztes, und mit der besondern Erlaubniß des

Ordens-Visitators versehen seyn, weil vor langen Jahren die vielen Gäste die klösterliche Einsamkeit gestört hätten, und die jetzige allzu fromme Aebtissinn unter keinem andern Bedingniß einem Fremden den Aufenthalt gestatte. Auf diese Nachricht baute Friedrich die Grundfeste seines Plans, er erhielt in der Hauptstadt bald das erforderliche Attest und die noch nothwendigere Erlaubniß des Ordens-Visitators, er kaufte sich Pferde, und ließ weibliche Kleidung und Wäsche verfertigen. Seine zwey Bedienten, welche den Plan ihres Herrn kannten, wurden indeß mit einem Schlossergesellen bekannt, welcher behauptete, daß er ihren Herrn recht wohl kenne, und ihm Lebenslang dankbar seyn werde, weil er ihm auf seine dringende Bitte, wie er sich einst zu F — im Trunke anwerben ließ, die Freyheit geschenkt habe. Wie Friedrich dieß Abends durch die Bedienten erfuhr, so befahl er ihnen sogleich, diesen Menschen morgen mit dem Frühesten aufzusuchen und zu ihm zu führen. Sie erfüllten seinen Auftrag, und als Friedrich sich auch seiner erinnerte, von ihm nun im Gespräche vernahm, daß er kein Katholik, sondern ein Ausländer sey, und jetzt ohne Brot umher wandere, so trug er ihm seine Dienste an, die dieser mit Freuden annahm. Friedrich hoffte seine Kunst nöthig zu haben, und beschloß sogleich ihn Lebenslang zu versorgen, wenn er vielleicht durch seine Hülfe die Geliebte retten könne.

Als alles zur Ausführung bereit war, reiste

Friedrich nach D—. Er übergab seine erforderlichen Atteste dem erfreuten Wirthe, und dieser trug sie sogleich zur Aebtissinn, die gar keinen Anstand nahm, dem fremden kranken Herrn den Aufenthalt zu gestatten, doch ward dabey ausdrücklich bedungen, daß dieser sich nicht dem Sprachzimmer der Nonnen nahen sollte, weil dahin nur den Freunden und Anverwandten, aber keinem Fremden der Zutritt erlaubt sey.

Friedrichen kümmerte dieses Verboth wenig, weil er ohnehin überzeugt war, daß er dort ohne Entdeckung seine Geliebte nicht sprechen könne. Sein einziger Wunsch war jetzt nur dahin eingeschränkt, dieser in geheim und durch einige Zeilen seine Gegenwart kund zu machen, aber der kleine Wunsch war nicht so leicht ausgeführt. So sehr sich auch alle seine Diener bemühten, eine Bothinn zu finden, so entdeckten sie doch keine, welche dazu nur fähig schiene; weil alles, was im Orte wohnte, vom Kloster lebte, und es allen streng untersagt war, einen Brief, ohne solchen der Aebtissinn vorzuzeigen, im Kloster abzugeben.

Schon waren vierzehn Tage der Cur-Zeit verflossen, und Friedrich seinem Ziele noch nicht näher gerückt, schon verzweifelte er ganz an der Erreichung desselben, als er einst auf einem einsamen Spatziergange entdeckte, daß das Dach des Gasthauses über die hohe Mauer des Gartens empor rage, und freye Uebersicht desselben gewähren müsse. Er eilte dahin erstieg mittelst einer Leiter die höch-

sten Sparren, hob einige Ziegel in die Höhe, und überblickte nun den ganzen Garten. Von diesem Augenblicke an lauerte er jeden Morgen, jeden Abend auf dem einsamen Boden des Hauses, wohin niemand kam, und keiner ihn störte. Schon am andern Abende erkannte er unter den lustwandelnden Nonnen seine Esther, sie hatte ihr Gärtchen nahe an demjenigen Theile der Mauer, welcher mit dem Gasthause gränzte, sie schlug ihren Schleyer zurück, er sah ihr schwarzes Haar, ihr leidendes Gesicht, und bewunderte die seltene romantische Anlage ihres Gärtchens.

Wie ihn die Erfahrung belehrte, daß sie oft noch im Garten weile, wenn schon alle andere ihn verlassen hatten, so gründete er auf diesen Umstand seinen Plan, den er endlich auch glücklich ausführte. Da von aussen keine Thür nach dem Garten führte, so wählte er die Kirche zum Platze der Rettung, weil er glaubte, daß die Nonnen Tag und Nacht solche ungehindert besuchen könnten. Er weihte seinen neuen Bedienten in das Geheimniß ein, dieser bedung sich vier Tage zur nöthigen Arbeit, und versicherte ihn am Morgen des fünften, daß er jetzt das Schloß der kleinen Kirchthür ohne Mühe zu allen Zeiten öffnen könne. Nun erfolgte, was ich meinen Lesern schon erzählt habe, und Caroline ward glücklich gerettet.

Der erste und einzige Wunsch der Liebenden war Vereinigung auf immer, die fromme, andächtige Caroline — so groß ist die Macht der Liebe —

machte nicht den geringsten Anstand, sich von nun an zur protestantischen Religion zu bekennen, weil dieß Bekenntniß nur ihr Gelübde lösen konnte, ihr Friedrich überdieß in derselben geboren und erzogen war. Da dieser nicht mit ihr nach D —, wo seine wachsame Familie bald ihre Herkunft entdeckt hätte, zurück kehren wollte, so beschlossen sie vereint, in den Europäischen Ländern umher zu reisen, und sich in diesen den angenehmsten Ort zu ihrem künftigen Wohnort zu erwählen. Ihr Weg führte sie durch ein kleines Herzogthum, welches damahls von einer sehr menschenfreundlichen und philosophischen Fürstinn regiert wurde, sie weilten hier einige Zeit, und suchten einen Priester, welcher sie in geheim trauen sollte. Schwerlich würden sie einen gefunden haben, weil es ihnen an allen erforderlichen Zeugnissen mangelte, wenn nicht ein Zufall ihren sehnlichsten Wunsch auf die angenehmste Art erfüllt hätte.

Carolinens Schönheit, die jetzt wieder aufs neue zu blühen begann, war eine von den wenigen, welche man allgemeine Schönheiten nennt. Jeder, welcher sie sah, mußte ihren Reitzen huldigen, und man sprach bald am Hofe der Fürstinn mit Entzücken von der schönen unbekannten Dame. Die Fürstinn ward dadurch zur Neugierde gereitzt, und ließ, nach ihrer so gefälligen und reitzenden Weise, Carolinen bitten, sie mit einem Besuche zu beehren. Friedrich unterrichtete Carolinen in allem, was sie sagen, wie sie sich benehmen sollte; aber die äu-

ßerst herab lassende und freundschaftliche Art, mit welcher die Fürstinn ihr begegnete, bezauberte bald Carolinen, riß sie sogar zum offenen Bekenntnisse ihrer ganzen merkwürdigen Geschichte hin. Die Fürstinn, welche die Macht der Liebe nur allzu gut kannte, selbst gegen große Hindernisse kämpfen mußte, ehe sie ihrem innig geliebten, nun verewigten Gatten die Hand reichen konnte, beehrte dieß Vertrauen mit Großmuth und Freundschaft.

Nach einigen Tagen ließ sie Friedrichen mit Carolinen nach ihrem Schlosse laden, und der Oberhofprediger verband sie auf ewig im geheimen Cabinette der Fürstinn, nachdem Caroline zuvor das Glaubensbekenntniß der protestantischen Religion abgelegt hatte. Die großmüthige Fürstinn war die einzige Zeuginn dieser Handlung, und schenkte Carolinen einen schönen Ring, den ihr Friedrich am Finger steckte, und den sie mit unverletzter Treue mit in ihr Grab zu nehmen geloben mußte.

Hier ist der Zeitpunct, in welchem ich — wenn ich anders die Wahrheit nicht verletzen will — meinen Lesern aufrichtig gestehen muß, daß die schöne Esther und die unglückliche, merkwürdige Alte ein und die nähmliche Person sey, und daß diese Erzählung die wahre Geschichte der letztern enthalte. Ob ich recht that, daß ich so lange schwieg, und meine Leser absichtlich irre führte? Ob ich die einzige Absicht, ihre Erwartung mehr zu reitzen und zu spannen, wirklich erreichte? mögen sie nun selbst entscheiden. Heil mir, wenn sie gelang! Vergebung,

wenn ich fehlte! Der Reitz war zu groß, da bis zu diesem Umstande die Geschichte, welche ihr Wahnsinn erfand, beynahe nicht die geringste Aehnlichkeit mit ihrem wahren Lebenslaufe enthält, so konnte ich ihm nicht widerstehen, und glaubte klüger zu handeln, wenn ich wenigstens bis hierher die Erwartung meiner Leser zu täuschen suchte.

Von jetzt an hat ihr Wahnsinn viele Begebenheiten aus ihrer wahren Geschichte echt und deutlich heraus gehoben, ich werde diese also nur kurz erwähnen, und nur dann umständlicher erzählen, wenn er wieder ganz vom Wege der Wahrheit abweicht. Friedrich würde wahrscheinlich mit seiner Gattinn dieß Herzogthum, dessen Fürstinn ihm allen Schutz versprach, nicht verlassen haben, wenn nicht jetzt erst die Folgen des großen Leidens sich in der zerrütteten Gesundheit Carolinens geäußert hätten. Die Aerzte verordneten Spaa, Friedrich reiste im folgenden Frühjahre wirklich mit Carolinen dahin ab, und nun erfolgten alle jene Begebenheiten, welche die Alte mir selbst in ihrem Wahnsinne erzählt hatte. Friedrich verspielte wirklich den größten Theil seines Vermögens zu Spaa, Pisa, Paris und London, er ward in der letztern Stadt wirklich ins Gefängniß gesetzt, und durch Carolinen mit dem Verkaufe ihres ganzen Schmuckes aus diesem errettet. Friedrichs Freunde, welche seine Mesallianz wahrscheinlich erfahren hatten, vereinigten sich wirklich zu seinem Verderben, lösten seine Schuldscheine ein, und kauften seine ererbten Güter in sehr geringem

Preiſe an ſich; er ging wirklich mit ihr nach Hamburg, und wollte von da nach D — gehen, um wenigſtens noch einige Trümmer ſeines ſo anſehnlichen Erbes zu retten, als er im Duelle tödtlich verwundet wurde, und in Carolinens Armen ſtarb. Doch iſt es falſch, daß ſie zu London mit einer Tochter niederkam, ihr wahrer Zuſtand war weit ſchrecklicher; der unglückliche Friedrich hinterließ ſeine troſtloſe Gattinn zwar ohne alle Ausſicht, ohne alles Vermögen, aber noch überdieß ſchwanger. Nach D — wollte und konnte die Verlaſſene nicht reiſen, was hätte ſie gegen die angeſehenen Freunde ihres verſtorbenen Gatten auszurichten vermocht, wie konnte ſie — was kaum er ſelbſt hoffte — von ihnen Unterſtützung und Hülfe erwarten? Ihre einzige noch mögliche Hoffnung war auf die huldreiche Fürſtinn gerichtet, welche ſie bey der ehemahligen Abreiſe ihres vollen Schutzes verſichert, ſogar gebethen hatte, ſich in jeder Noth kühn an ſie zu verwenden, und dann thätige Hülfe zu erwarten. Caroline entließ zu Hamburg alle ihre Diener, gab, was ſie noch entbehren konnte, und behielt nur ſo viel, um ohne Kummer bis ins Gebieth der freundſchaftlichen Fürſtinn reiſen zu können.

Ehe ich den Erfolg dieſer Reiſe weiter erzähle, muß ich zurückkehren ins Nonnenkloſter, welches Caroline in den Armen ihres Friedrichs ſo ſchnell und unvorbereitet verlaſſen hatte. Das große Vertrauen, welches ſie ſich durch ihre große Frömmigkeit bey allen Nonnen erwarb, würde jeden Verdacht einer

abſichtlichen Flucht verhindert haben, wenn jene nicht kurz nachher ihr Nonnenkleid im Winkel der Capelle und in demſelben Friedrichs Brief gefunden hätten. Sie ſandten dieſen, weil ſie ihn nicht leſen konnten, durch ſchnelle Bothen an ihren Propſt, und erhielten bald eine getreue Ueberſetzung, welche ihre wirkliche Flucht ganz beſtätigte. Anfangs tröſteten ſich die Nonnen ſehr leicht über den Verluſt einer Meineidigen, die ihnen ihr ganzes und groſſes Vermögen zum Opfer und Erſatze hinterlaſſen hatte; als aber ein halbes Jahr nachher die Aebtiſſinn die Intereſſen dieſer Capitalien erheben wollte, und die Inhaber derſelben ſich weigerten, ſie gegen die Quittung des Kloſters auszuzahlen, da ſahen ſie erſt ein, daß ohne Carolinens Rückkehr auch dieſes ganze, anſehnliche Vermögen für ſie verloren ſey. Caroline hatte ſchon, als ſie zu P — Chriſtinn wurde, nach dem Rathe der dortigen Nonnen ihr ganzes Vermögen wieder in verſchiedenen Banken zinsbar angelegt, ſie übergab, als ſie zu D — wirklich Nonne wurde, zwar alle Obligationen und Verſicherungsſcheine der Aebtiſſinn, da dieſe aber ihr auf Lebenszeit den Genuß aller Intereſſen zugeſichert hatte, ſo ſtellte Caroline noch immer die Quittungen darüber aus, und die Aebtiſſinn hielt es bisher vielleicht aus geheimen Abſichten, vielleicht auch aus Mangel an gehöriger Einſicht für unnöthig, die Obligationen und Schulſcheine auf das Kloſter umſchreiben zu laſſen. Ga: natürlich wars nun, daß der Wunſch, von Carol

nens Aufenthalte Nachricht zu erhalten, sie wo möglich wieder zur Rückkehr ins Kloster zu bewegen, äußerst lebhaft in dem Herzen der Aebtissinn erwachte. Ueberall wurden Späher ausgesandt, jedem Kloster der deutschen Provinzen die genaue Beschreibung ihrer Person zugeschickt, und alle mögliche Anstalten getroffen, um ihren Aufenthalt zu entdecken. Die vornehmsten Geistlichen in der Nähe und Ferne kundschafteten selbst zu Gunsten des betrogenen Klosters überall umher, und konnten wohl ihren ehemahligen, aber nicht jetzigen Wohnort erfahren, weil Caroline damahls schon mit ihrem Friedrich in Pisa war, und nicht mehr mit ihm nach Deutschland zurück kehrte.

Hätte die arme, verlassene Caroline in der Folge diesen besondern Umstand nur muthmaßen können, hätte sie aus einem protestantischen Lande den Nonnen geschrieben, diesen nur die Hälfte ihres Vermögens gehörig cedirt, sie würden ihr willig die andere Hälfte der ihnen ganz unnützen Schuldscheine übersendet, und sehr wahrscheinlich auch Ruhe und Sicherheit gelobt haben. Aber die trost- und hoffnungslose Caroline ahndete dieß sonderbare Glück nicht, sie durchreiste auf einer elenden Landkutsche einige Handelsstädte, wo die angewachsenen Interessen ihres Capitals gegen ihre bloße Quittung und Nahmensunterschrift zum Empfange lagen. Da sie alle ihre Hoffnung auf die Hülfe der großmüthigen Fürstinn setzte, und bald erfuhr, daß zwar ihr Sohn regiere, sie aber doch noch lebe, so

eilte sie auf dem nächsten Wege nach dem Herzogthum, und durchreiste einen Theil des katholischen Bisthums B —. Die Sonne neigte sich eben zum Untergange, als sie in einem kleinen Städtchen desselben anlangte, ein Kloster lag dem Gasthause gegen über, die Thür der Kirche stand offen, ihr Unglück hatte sie wieder andächtig gemacht, und ihr Gewissen geweckt, sie ging hinein, bethete dort anhaltend und lange. Wie sie wieder heraus trat, ging ein Mönch hinter ihr her, welcher bald mit ihr zu sprechen suchte, sie mit vielen Fragen belästigte, bis ins Gasthaus begleitete, dort aber zu ihrer größten Freude gleichgültigen Abschied nahm. Sie hatte aus den besondern Reden und Fragen des Mönchs Verdacht geschöpft, und jetzt erst überlegt, daß Entdeckung ihres ehemahligen Standes, ihr in einem katholischen Lande höchst nachtheilig werden könne. Sie forderte zur Vermeidung ähnlicher Zufälle von dem Wirthe ein besonderes Zimmer, und überlegte eben, um wie viel sich ihr sehr großes Unglück noch vergrößern könnte, als einige Gerichtspersonen ins Zimmer traten, ihre Pässe und ihre rechte Hand zu sehen verlangten. Caroline zeigte die erstern standhaft vor, zitterte aber sehr, als die gegenwärtigen den kleinen Finger der letztern sehr aufmerksam betrachteten, und mit dem Ausrufe: es ist richtig! wieder stillschweigend fortgingen. Sie hatte diesen Finger im Kloster durch einen Zufall gebrochen, er war merkbar krumm geheilt worden, und die Unglückliche ahndete mit Recht

ſichere Entdeckung. Schon wollte ſie entfliehen, all ihr weniges Habe zurück laſſen, und zu Fuß forteilen, aber ſie erblickte bald an ihrer Thür Wächter, und mußte auch dieſem einzigen Rettungsmittel entſagen.

Nach einer angſtvoll durchharrten halben Stunde nahten ſich die Gerichtsperſonen wieder, mit ihnen kamen einige Mönche, welche ſie forſchend anblickten und ſtillſchweigend Platz nahmen. Das Verhör begann, man behandelte ſie ſehr hart, drohte mit noch härtern Zwangsmitteln, und die hülfloſe Caroline geſtand bald, daß ſie wirklich Nonne zu D— in B— war, und in den Armen eines bereits verſtorbenen Officiers aus dem Kloſter entflohen ſey. Sie ſchauderte zurück, als man ihr trocken ankündigte, daß ſie in dieſes wieder zurück kehren müſſe, ſie geſtand nun auch, daß ſie ſchwanger ſey, aber man verlachte dieſe ſchreckliche Wahrheit, als eine kahle Ausflucht, und führte ſie um Mitternacht nach dem Rathhauſe, wo ſie in einem engvergitterten Zimmer verwahrt wurde. Gedanken des Selbſtmordes beſchäftigten den folgenden Tag ihre Seele, würden wahrſcheinlich geſiegt haben, wenn nicht die Erinnerung an das Kind, welches ſie unter ihrem Herzen trug, dieſen ſchrecklichen Entſchluß vernichtet, ſie wenigſtens bis zu ſeiner Geburt zur Ausdauer ermahnt hätte.

Am Abende, der dieſem qualvollen Tage folgte, ward ſie nach einem verſchloſſenen Wagen geführt, ein altes Weib und zwey Mönche nahmen neben

ihr Platz. Das Weib war zu ihrer Bedienung bestimmt, die Mönche wahrscheinlich zu ihren Wächtern, denn sie folgten ihr überall, und übernachteten auf der Reise, die sechs Tage dauerte, meistens nur in Klöstern, wo Caroline mit ihrer Wächterinn in ein besonderes Zimmer versperrt wurde. Sie hatte wenig Geld und keine Kostbarkeiten bey sich, nur den Ring, welchen ihr die gütige Fürstinn schenkte, hatte sie stets heilig aufbewahrt, wollte ihn, als den Beweis ihrer unverletzten Treue derselben vorzeigen, und verbarg ihn jetzt zur Nachtszeit sorgfältig in die Falten ihres Unterrocks, weil überdieß Friedrichs Nahme darein gegraben war, und er außer dem Kinde, das sie unter ihrem Herzen trug, das einzige Andenken war, welches ihr Noth und Zufall nicht geraubt hatte.

Sie sank in eine anhaltende Ohnmacht, als die hartherzigen Mönche ihr am Ende der Reise von Ferne die Thürme des Klosters zeigten, wo sie nun ewig eingekerkert schmachten sollte; sie sank abermahls zu Boden, als die fürchterliche Pforte sich wahrscheinlich auf ewig hinter ihrem Rücken schloß. Die Nonnen überhäuften sie zwar mit den bittersten Vorwürfen, äußerten aber doch auch über ihre unerwartete, und so unverhoffte Ankunft des nun geretteten Vermögens wegen die größte Freude. Caroline ward zwar in einer hohen, engen, fest vergitterten Zelle verwahrt, aber sanfter und menschlicher behandelt, als sie vermuthet hatte. Die vorige Aebtissinn war gestorben, eine jüngere, einst

mit ihr sehr vertraute Schwester, war seit kurzem erst an ihre Stelle gewählt worden, die Unglückliche wähnte daher mit Recht, daß diese Erbarmen an ihr üben, und Mitleid mit ihrem elenden Zustande haben würde. Aber sie betrog sich; die neue Aebtissinn mußte die Klostergesetze und die Forderung der ältern Schwester erfüllen, konnte nur sehr wenig zur Linderung ihres schrecklichen Schicksals beytragen, das nur dann erst begann, als sie die erforderliche Cession ihres ganzen Vermögens ausgestellt hatte, und die Nonnen durch Erhebung der Interessen, und durch Erfahrung überzeugt waren, daß sie der Unglücklichen Hülfe nicht mehr bedurften.

Caroline mußte dann vor der vollen Versammlung der Nonnen in einem härenen, schwarzen Sacke mit einer gelben Kerze in der Hand erscheinen, und ihr Urtheil anhören. Es war grauenvoll und schrecklich. Schon längst hatten die Päpste alle Mönche und Nonnen, welche ihr Gelübde brachen, und das Kloster treulos verließen, mit dem Bannfluche belegt, den niemand als sie selbst lösen konnten. Dieser Bann ward jetzt mit allen seinen schrecklichen Wirkungen der unglücklichen Caroline kund gemacht. Du bist, lauteten die Donnerworte, ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Kirche, verstoßen aus unserer Mitte, verbannt in nie sich öffnenden Kerker. Du darfst nicht betreten die heilige Schwelle des Gotteshauses, hast keinen Theil an unserm Gebethe, du kannst bethen, kannst bereuen, aber dein Gebeth wird der Sturmwind fruchtlos verwehen, und dei-

ne Reue Gottes Barmherzigkeit nicht erweichen, denn er hat auf die Bitte ſeiner Diener, ſeine Augen von dir abgewandt, und ſein Ohr vor deinem Flehen verſchloſſen. Verflucht ſind deine Hände und Füße, verflucht alle deine Gliedmaßen, verflucht dein ganzer Körper, verflucht und ewig verdammt deine Seele, wenn derjenige nicht löſt, der den Löſe- und Bindeſchlüſſel in Händen hat. Verflucht ſind alle, welche mit dir in fernerer Gemeinſchaft leben! Verflucht ſey diejenige, welche mit dir ein Wort des Troſtes ſpricht! Verflucht ſey jede, welche dir Labung gewährt, wenn du krank biſt, oder dir in deinem Todeskampfe beyſteht! Verflucht ſey endlich die Hand, welche dir mehr als Brot und Waſſer reicht! Dieß iſt das ſchreckliche Urtheil, fuhr die Aebtiſſinn fort, welches ich im Nahmen des heiligen Oberhauptes unſerer Kirche über dich auszuſprechen verordnet worden bin, damit aber nicht Verzweiflung deine Seele ergreift, ſo wiſſe, daß wir uns, ob du es gleich nicht verdienſt, zum Throne des heiligen Vaters nahen, und um deine Löſung flehen werden. Bis dahin harre im Kerker, bis dahin rufe aus der Tiefe zum Ewigen empor, damit er das Herz ſeines Statthalters auf Erden erweiche, und dich fähig mache, durch echte Reue und Buße den Himmel wieder zu gewinnen, den du ſo muthwillig verſcherzet haſt.

Caroline (im ſtandhaften Tone.) Muthig und entſchloſſen würde ich in meinen Kerker wandern, ruhig büßen, was ich verbrochen habe,

denn

denn derjenige, welcher jedes Haar auf dem Haupte des Menschen gezählt hat, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fallen kann, würde Trotz eures schrecklichen Fluchs, mein Schutz und Schirm seyn, mit mir enden nach seiner unermeßlichen Barmherzigkeit; aber — — (sie ringt weinend ihre Hände) aber ich bin schwanger! Fühlts, denn ihr seyd Menschen! Ich trage ein Kind unter meinem Herzen, das schuldlos am Verbrechen der Mutter ist, und nicht büßen kann ihre Sünden! Erbarmt euch des Ungebornen, übt wenigstens Barmherzigkeit an diesem!

Einige Nonnen. Verflucht sey's mit ihr, der unauslöschliche Beweis ihres Meineides! Sie hat unser Kloster mit Schande überhäuft, Fluch und Tod verdient!

Caroline. Segnet die, welche euch fluchen! So sprach der göttliche Stifter unserer Religion, ich will ihn nachahmen, und die Wirkung erwarten! Gottes Segen sey mit euch! thut, was euch gefällt, ich habe nun geendet.

Aebtissinn. Wir müssen dem Gebothe der Kirche gehorchen, ich kann dein Schicksal nicht lindern, aber ich werde über diesen höchst traurigen Zustand Bericht erstatten, und dann der Verordnung gemäß handeln.

Caroline ward nun in Begleitung aller Nonnen nach dem bestimmten Kerker geführt. Wie sich die eiserne Thür desselben öffnete, schauderte sie zurück, aber sie ward hinein gestoßen, und die Thür

hinter ihr verschlossen. Drey Schlösser verwahrten solche, die Aebtissinn, die Priorinn und die Subpriorinn mußte immer eines derselben verschließen, und den Schlüssel, in Verwahrung nehmen. Jede drückte noch überdieß ihr Siegel daran, damit niemand die Thür öffnen könne. An der rechten Seite derselben war eine runde Maschine von Eisenblech angebracht, welche halb offen war, und sich auf ihrer Achse rund herum bewegte. Wenn nun die Nonnen der armen Gefangnen ihr tägliches Brot und Wasser brachten, so drehten sie die Oeffnung in den Kerker, der verschlossene Theil der Maschine trat dann heraus, und verhinderte die Ueberbringerinn die Gefangene zu sehen oder zu sprechen. Der Kerker selbst enthielt ein förmliches Quadrat, das vier Ehlen breit und lang war, ein kleines engvergittertes Fenster erleuchtete solchen nur sparsam, ein hölzerner Tisch und Stuhl, ein schwarzer Sarg, waren die einzigen Geräthe, welche sich darin befanden. Der Sarg war mit zwey härenen Decken gefüllt, und diente der Gefangenen zum Bette; kein Buch, kein Arbeitsgeräthe war ihr vergönnt, sie durfte sich mit nichts beschäftigen, sollte nur die Größe ihres Verbrechens erwägen, und ewig büßen. Daß übrigens die Gefangene durch eben diese Maschine die nöthige Wäsche erhielt, durch eine andere ähnliche Maschine sich jedes Unraths entledigen konnte, muß ich noch um deßwillen anführen, damit ich nicht schwärzeres Licht über die ehemahligen Klostergefängnisse verbreite.

Wahrscheinlich handelte die Aebtissinn edler, als sie sprach, denn nach drey Monathen langte durch ihre Vermittelung nicht allein die Lösung des Bannes im Kloster an, sondern der Gefangenen ward auch zugleich ein weit milderes Schicksal bestimmt. Sie hat, lautete die Verordnung, genug gebüßt, und muß nun, da die Kirche sie wieder in ihren Schooß aufnimmt, menschlicher behandelt werden. Sollte sie wirklich schwanger seyn, so ward der Aebtissinn die Sorge für ihre glückliche Niederkunft ans Herz gelegt, den Nonnen aber zugleich aufgetragen, zur Vermeidung des Aergernisses das neugeborne Kind, auf eine schickliche und geheime Art sogleich aus dem Kloster zu entfernen, jedoch in Ansehung des großen Vermögens der Mutter für die Erziehung desselben Sorge zu tragen, und die Mutter bis an ihren Tod so zu verpflegen, daß sie einst ihren Tod nicht zu verantworten hätten.

Viele der Nonnen freuten sich über diese Nachricht, nur wenige fanden die Strafe für solch ein schreckliches Verbrechen zu gering, und meinten, daß das große Vermögen der Verbrecherinn keine Rücksicht verdiene. Als man den Kerker öffnete, fand man Carolinen so gesund als möglich, sie empfing die freudige Nachricht, ohne ein Gefühl der Freude zu äußern, und hörte gleichgültig zu, wie der Beichtvater des Klosters sie von ihrem Banne lossprach. Ihre Schwangerschaft hatte den höchsten Grad erreicht, spätere Hülfe würde sie und ihr Kind vielleicht todt gefunden haben. Man führte sie nach

dem Krankenhause, wo sie in einer abgesonderten Zelle zwar immer noch als eine Gefangene verwahrt, aber doch von einer besondern Wärterinn bedient, und vom Tische der Nonnen gespeiset wurde. Sie sprach äußerst wenig, oft viele Tage hinter einander gar nicht, saß nur immer gedankenvoll auf ihrem Bette, und starrte Stunden lang einen und den nähmlichen Gegenstand an. Ehe noch volle vierzehn Tage verflossen, nahte sich die Stunde ihrer Geburt. Die Hülfe war gering, ihr Leiden groß, aber sie duldete gelassen, und gebar endlich in der folgenden Nacht eine gesunde Tochter. Wie die Wärterinn solche in ihre Arme legte, und Caroline ihres Gatten Ebenbild in ihr erblickte, da siegte Natur und Liebe, das Gefühl einer Mutter erwachte, Freude und Wonne kehrte in ihr ödes Herz zurück, sie äußerte solche durch Worte, und sprach in dieser Stunde mehr, als sie die ganze Zeit vorher gesprochen hatte.

Am Morgen meldete die Wärterinn der Aebtissinn die Geburt des Kindes, da schon im Voraus geheime Anstalt getroffen war, so befahl diese sogleich, die bestellte Amme zu rufen, und ihr das Kind zu übergeben. Caroline war eben in ersten ruhigen Schlaf versunken, als man ihr das Schmerzenkind sanft aus ihren mütterlichen Armen nahm, und es aus dem Kloster sandte. Wie sie erwachte, blickte sie ängstlich umher, und forschte nach ihrem Kinde. Sie habens ermordet, sie habens getödtet! schrie sie verzweifelnd, als die Wärterinn ihr berich-

tete, daß man es einer Amme zur Pflege übergeben habe. Sie forderte es mit Ingrimm zurück; wie man ihr aber solches standhaft verweigerte, ihr sogar die Bitte, es noch ein Mahl zu sehen, hartnäckig abschlug, da begann sie fürchterlich zu rasen. Nur mit größter Mühe konnte mans verhindern, daß sie die Wärterinn nicht erdrosselte; man mußte ihr eine andere ordnen, weil schon der Anblick derselben sie in die größte Wuth versetzte. Ein hitziges Fieber, welches sie Tages darauf ergriff, schien ihr Leben enden zu wollen, aber die Natur siegte, sie genas, und ihre Raserey verwandelte sich in einen glücklichen Wahnsinn, welcher ihre Einbildungskraft irre führte, und ihr gewährte, was ihr die Gesetze nicht erlauben konnten. Sie bildete sich bald aus Wäsche und andern Flecken ein Kind, daß sie mit der größten Sorgfalt pflegte und wartete, sie that niemand etwas zu leide, aber weh derjenigen, welche es nur versuchen wollte, ihr die elende Puppe zu rauben, sie war dann Tage lang nicht zu besänftigen, und wachte nachher immer einige Nächte am Bette des kleinen Abgotts. Auf den Rath des Klosterarztes ward ihr mehr Freyheit verstattet, sie konnte im Garten und Kreuzgange umher wandeln, aber sie thats sehr selten, weil man ihr nicht erlaubte, die Puppe mitzunehmen.

Als sie einst in der Zelle einer Nonne einen Haubenstock erblickte, stürzte sie wild hinein, umarmte den Klotz mit innigstem Gefühle, und rief freudetrunken aus: Nun habe ich mein geraubtes Kind

wieder! Sie warf die ſonſt ſo ſchätzbare Puppe in einen Winkel, und der Haubenſtock vertrat von nun an die Stelle derſelben. Ihre einzige Beſchäftigung war die Pflege und Wartung des Kindes, oft ſchlich ſie traurig und weinend in den Kloſtergängen umher, wenn man dann nach der Urſache ihrer Trauer forſchte, ſo erzählte ſie mit dem ſchmerzhafteſten Gefühle und der innigſten Rührung, daß ihr Kind krank ſey, und mit dem Tode kämpfe. Sie flehte oft die Vorübergehenden um Arzeney an, und dankte aufs innigſte, wenn es ſich ihrer Einbildung nach mit dem Kleinen beſſerte. Sie verrieth übrigens in allen ihren Geſprächen nicht die geringſte Spur eines weitern Wahnſinnes, ſie erzählte oft den Nonnen Stunden lang von den Städten und Ländern, welche ſie an der Seite ihres Friedrichs durchreiſet hatte, ſie war vorſichtig genug, die zweyte Veränderung ihrer Religion und die wirkliche Heirath mit ihm nie zu erwähnen, beydes blieb den Nonnen ein Geheimniß. Nur in der ſpätern Folge ward ihr auch das Gedächtniß ungetreu, ſie verwechſelte Friedrichs Geſchichte mit der ihrigen, ſprach viel von einer barbariſchen Mutter, von einem harten Onkel, der ſie noch immer verfolge, ihr alle ihre Landgüter geraubt habe, und ſolche nicht wieder zurück geben wolle. Sie vergaß es endlich ganz, daß ſie Nonne ſey, verlangte, daß man ihr als einer vornehmen Dame begegnen ſoll, und duldete kein Nonnenkleid mehr an ihrem Körper.

Da sich der Haß ihrer Mitschwestern durch ihren unglücklichen Zustand sehr gemindert hatte, da jene überdieß dem großen Vermögen der armen Caroline ihren größern Wohlstand zu danken hatten, so duldete man jetzt ihre Launen mit vieler Nachsicht; die Aebtissinn ließ ihr weltliche Kleider machen, und würde ihr längst schon ihr Kind zurück gegeben haben, wenn es nicht im zweyten Monathe seines Alters gestorben wäre. Lange Zeit nachher kam zur Nachtszeit Feuer im Kloster aus, es wüthete eben ein gewaltiger Sturmwind, und ehe die schlafenden Nonnen erwachten, standen schon alle Gebäude in hellen Flammen. Alles rettete sich in der größten Eile und Verwirrung. Wie sich die Nonnen am Morgen wieder sammelten, vermißten sie vier ihrer Mitschwestern, und unter diesen auch die unglückliche Caroline. Alle glaubten, daß auch sie ein Raub der Flamme geworden sey, und — Ehre dem Ehre gebühret — viele weihten ihrer Asche eine dankbare Thräne, den nur ihr großes Vermögen setzte die Nonnen in Stand, das Kloster schnell, weit schöner, und ohne Schulden wieder aufbauen zu können.

Daß Caroline nicht in den Flammen umkam, daß sie sogar auch das Kind ihres Wahnsinns rettete, beweist die Folge, wie sie aber entkam, und ungehindert den weiten Weg nach Böhmen machte, wie sie sich endlich auf dieser Reise ernährte, bin ich nicht im Stande zu erzählen. Eben so wenig vermag ich die Ursache anzugeben: Wie es gesche-

hen konnte, daß eine Wahnsinnige ihre eigne, wahre Lebensgeschichte so ganz vergaß, und dagegen eine erdichtete, aber doch sehr wahrscheinliche Geschichte erfand? Die Wirkungen des Wahnsinnes sind oft sehr merkwürdig; nur Schade, daß ich sie hier nicht enthüllen kann. Wenn man die Zeit, in welcher das Kloster abbrannte, mit ihrer Ankunft in Böhmen vergleicht, so ists erwiesen, daß sie länger als ein Jahr hülflos in der Welt umher irrte. Ob sie vielleicht in dieser Zeit Ideen zu dieser Geschichte sammelte, läßt sich nur vermuthen, aber nicht behaupten.

Wahrscheinlich würde die unglückliche Caroline ihr Leben in dem einsamen Dorfe geendet haben, wenn nicht ein neuer Zufall, oder vielmehr der Vorsehung Wille ihr Schicksal verbessert hätte. Die großmüthige Fürstinn, welche Carolinen den kostbaren Trauring schenkte, gedachte ihrer noch sehr oft, und verwunderte sich immer, daß sie, ihrem Versprechen gemäß, nicht wieder in ihr Land zurück gekehrt sey. Gott weiß, fügte sie dann stets hinzu, wie es jetzt der Armen geht, ich gäbe viel darum, wenn ich von ihrem Schicksale näher unterrichtet wäre. Als sie nachher die Regierung ihrem Sohne übergab, und viele Jahre schon auf ihrem Lustschlosse ruhte, sprach man einst an ihrer Tafel von einigen besondern Schönheiten. Dieß Gespräch erinnerte die Fürstinn aufs neue an die noch nie ganz vergessene, schöne Caroline, sie äußerte die nähmlichen Gesinnungen, und ein fremder Graf, welcher

eben an der Tafel speiste, erzählte nun der Fürstinn, daß er einen alten Diener habe, welcher viele Jahre bey Friedrichen diente, und sehr viel von ihm und Carolinen zu erzählen wisse. Die Fürstinn verlangte diesen zu sprechen, und er erschien am andern Morgen in ihrem Cabinette.

Da es eben derjenige war, welcher Friedrichen schon zu F— diente, mit ihm nach den Inseln schiffte, und erst nach seinem Tode von der trostlosen Caroline entlassen wurde, so konnte er die Neugierde der Fürstinn in vollem Maße befriedigen. Sie schenkte der Unglücklichen ihr ganzes Mitleid, sie weinte, als sie durch eben diesen Bedienten erfuhr, daß sie auf der Reise zu ihr in einem kleinen Städtchen sey angehalten, und gefangen nach dem Kloster geführt worden. Der alte Diener war ihr aus echter, aufrichtiger Treue nachgereiset, er wollte ihr aufs neue seine Dienste ohne Absicht auf Vergeltung anbiethen, und hatte die schreckliche Nachricht aus dem Munde des Wirthes, in dessen Hause sie arretirt wurde, vernommen. Auch mir, sagte der treue Diener, als er die Fürstinn weinen sah, hat ihr Andenken manche Thräne gekostet! Wenn ich aber nicht ganz irre, so muß sie wieder aus dem Gefängnisse des Klosters entflohen seyn, denn vor sechs Jahren las ich in den Zeitungen eine Beschreibung von einer Wahnsinnigen, die ihr ganz ähnlich war, ich habe das Blatt ausdrücklich deßwegen aufgehoben, und will jetzt Euer Durchlaucht urtheilen lassen: Ob ich mich irre? Er überreichte

nun dieß Blatt der Fürstinn, sie erkannte in der Beschreibung sogleich Carolinen, weil überdieß die Kennzeichen des Ringes so deutlich darin enthalten waren. Sie ward aufs äußerste gerührt, als sie las, daß die arme, elende Wahnsinnige diesen Ring nie von sich geben, und mit in ihr Grab nehmen wolle.

Sie sandte schon am andern Tage einen alten Haushofmeister, welcher Carolinen ehemahls gesehen hatte, nach Böhmen ab, trug ihm auf, nachzuforschen: Ob die Unglückliche noch lebe, und bey dem Abte anzufragen: Ob man solche freywillig ihrer Versorgung überlassen wolle? Der Haushofmeister vollzog den Befehl seiner Gebietherinn aufs genauste, er war derjenige, welcher nach der Aussage des Pfarrers mit der Alten in einer fremden Sprache redete. Er fragte sie: Ob sie sich der Fürstinn nicht mehr erinnere? Ob sie nicht mit ihm dahin reisen wolle? Aber ihr Wahnsinn gab ihm sehr verwirrte Antworten, er mußte ohne ihren Entschluß zu erfahren, abreisen, doch brachte er der Fürstinn die Versicherung des Abtes, daß man sie ohne die geringste Hinderniß ihrer Fürsorge überlassen werde. Diese sandte dann in der Folge einen eignen Wagen dahin ab, und Caroline wurde sogleich ausgeliefert. Damahls machte man im Kloster verschiedene Glossen: wer die Alte wohl seyn müsse, da eine Fürstinn sich ihrer annähme, sie in einem Wagen mit vier Pferden abhohlen lasse? Aber bald erfuhr man durch einen fremden Geistlichen, dem

man dieß alles erzählte, Carolinens wahre und echte Geschichte. Briefe, welche nachher mit dem entfernten Nonnenkloster gewechselt wurden, setzten solche außer Zweifel, und man unterdrückte absichtlich die ganze Begebenheit, weil man sich Vorwürfe machte, daß man eine Nonne an eine protestantische Fürstinn ausgeliefert habe.

Diese erhabene Edle genoß die Früchte ihrer Wohlthaten nicht, die unglückliche Wahnsinnige nahm sie für ihre Mutter, welche sich ihre Einbildungskraft zwar einst todt, aber jetzt wieder lebend dachte. Sie machte der Großmüthigen die heftigsten Vorwürfe, forderte im Nahmen ihres Kindes die Güter zurück, welche sie ihr einst entrissen hätte, und behauptete kühn, daß der Fürstinn Schloß diesem gehöre. Die Fürstinn beweinte die Unglückliche noch oft, sie räumte ihr ein schönes Haus zu ihrer Wohnung ein, ließ sie anständig bedienen, und sorgfältig verpflegen. Sie verweigerte sie schlechterdings den Nonnen, welche durch die Mönche von ihrem Leben und Aufenthalte unterrichtet, um ihre Auslieferung ansuchten.

Die Unglückliche ward nach einem halben Jahre krank, und eine heftige Lungenentzündung endete ihr Leben. Zwey Tage vor ihrem Tode kehrte ihr Verstand vollkommen zurück; man meldete es der Fürstinn, sie eilte herbey, und die Kranke dankte ihr jetzt mit einer Innigkeit, die allen Anwesenden Thränen entlockte. Auf ausdrücklichem Befehl der Fürstinn ward der Ring und der Haubenstock, wel-

chen sie im Todeskampfe wieder forderte und an ihr Herz drückte, mit ihr begraben. Ihr Körper ruht in dem großen Garten des Schlosses; man muß sich durch Dornenhecken hindurch winden, wenn man das schöne Grabmahl der unglücklichen Liebe näher betrachten will. Es stellt die Ruinen eines Tempels vor, der wahrscheinlich einst der Liebe geheiligt war. Die Statuen des Amors, des Hymen, und der Venus liegen am Eingange verstümmelt, die Fackel des Hymen, die Pfeile des Amors, die schnäbelnden Tauben der Venus, sind zerbrochen. Epheu und Wintergrün kriechen auf den Ruinen umher, und werden bald alles bedecken. Viele Turteltauben hecken in den Höhlen und Löchern. Das freche Gelächter des bühlenden Taubers contrastirt mit der tiefen Stille, welche in diesen Ruinen herrscht; aber der klagende schmachtende Ruf der verlassenen Täubinn erinnert lebhaft an die Unglückliche, welche hier ruht.

Franz L—r.

Baron M— besaß großen Reichthum und viele Güter. Er war von früher Jugend an ein Liebling des sonst so veränderlichen und launischen Schicksals, jede seiner Unternehmungen ward mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt, jeder seiner oft kühnen Wünsche erreichte glücklich das ausgesteckte Ziel, nur in einem einzigen Falle konnte das Kind des Glücks den sehnlichsten seiner Wünsche nie erfüllt sehen. Er heirathete drey der schönsten Mädchen, sie liebten ihn innig und zärtlich, aber sie starben alle, ehe sie ihm einen Erben schenkten; er nahm die vierte Frau, in dem ersten Jahre der Ehe erschien schon die Hoffnung eines nahenden Erben, sie gebar ihm wirklich eine Tochter, aber ihr Leben war der Mutter Tod, und M— ward auf's neue Witwer. Nur der Gedanke, daß er jetzt einen Erben besitze, tröstete ihn über den frühen Verlust seiner Gattinn, aber bald schien auch dieser Trost wieder weichen zu wollen. Man nahm in der schweren Geburt mehr Rücksicht auf die Erhaltung der Mutter, als auf das Leben des Kindes, und dieß mußte jetzt die Folgen büßen. Durch sechs lange Monathe schwebte die

kleine Wilhelmine immer zwiſchen Leben und Tod, jeden Morgen forſchte der Vater ängſtlich: ob ſeine Hoffnung ſchon geendet habe? Ob ſein einziges Kind ſchon im Sarge ruhe? Nach dieſer Zeit wurden im endlich tröſtlichere Nachrichten, die geliebte Tochter fing an zu gedeihen, war nicht mehr ſo krank, und lächelte oft, wenn der gute Vater ſie in ſeinen Armen wiegte. Aber bald ward dieſe angenehme Hoffnung durch neuen Kummer verbittert, Wilhelmine bekam die Blattern, das ganze Gift derſelben zog ſich in die Augen des Kindes, die Hülfe der geſchickteſten Aerzte war vergebens, Wilhelmine genas, aber ihre Augen waren ein Raub der Blattern geworden, ſie blieb ganz blind.

Von dieſem Augenblicke an war dauerhafte Geſundheit das Loos der armen Kleinen, ſie blühte gleich einer Roſe, und ſah ganz einem Amor ähnlich, wenn man ihre geſchloſſenen Augenlieder mit einem ſchwarzen Bande bedeckte. Das unverſchuldete Unglück raubte ihr nicht die Liebe des Vaters, ſie ward ihm dadurch werther und theuerer, er war noch nicht fünfzig Jahr alt, aber er heirathete nicht mehr, damit er ſein blindes Kind, wenigſtens mit all ſeinem Reichthume beglücken könne.

Wilhelmine ward in der Folge eines der ſchönſten Mädchen ihres Zeitalters, die ſchwarze Binde, welche ſtets ihre Augen deckte, hinderte ihre Reitze nicht, erhöhte ſie vielmehr. Man konnte, wenn man in ihr holdes Angeſicht blickte, ſie ausdrucksvoll ſprechen hörte, ihr Liebe und Bewunderung ſelten ver-

ſagen, man war froh, daß ſich ihr Auge nicht enthülle, weil man allzu ſtark beſiegt zu werden fürchtete; man dankte ihr, daß ſie nur ſanft regieren wolle, wo ſie doch unumſchränkte Siegerinn ſeyn konnte. Sie verrieth in ihrer frühen Jugend ſchon die herrlichſten Talente, und beſaß ſie in der Folge wirklich. Ihr wahrhaft großes Genie, ihre unermüdete, ausharrende Geduld überwand die größten Schwierigkeiten, und erregte Staunen. Sie war in allen weiblichen Künſten erfahren, ſie konnte ſtricken, nähen und Spitzen klöppeln, ſie ſchrieb nicht allein ſchöne Buchſtaben, ſondern auch ſehr ſchöne Briefe. Das feine unglaublich zarte Gefühl ihrer Finger vertrat beynahe die Stelle ihrer Augen, ſie konnte durch bloßes Berühren die Farben der leinenen und wollenen Zeuge beſtimmen, wer ihr einmahl ſeine Hand reichte, der ward zum zweyten Mahle ſicher an dieſer von ihr erkannt.

Ihr Geruch war eben ſo fein, durch ſeine Hülfe unterſchied ſie jede Gattung des Holzes, der Blumen, Kräuter, Thiere, Vögel und Fiſche, wenn ſie ſolche auch nicht berührt hatte. Sie war Meiſterinn all ihrer Geberden, und ſprach mit einem reitzenden, bezaubernden Ausdrucke, die Idee einer weiblichen oder männlichen Schönheit, war ihr freylich unbekannt, aber ſie erſchuf ſich eine eigene. Schön war bey ihr der Mann, welcher vernünftig und melodiſch ſprach, er mußte überdieß groß von Perſon ſeyn, denn nach ihrer Idee konnte ein kleiner Mann nicht Anſpruch auf Schönheit machen.

Ihr reicher Vater ſparte keine Koſten, um ſeine Wilhelmine immer mehr zu vervollkommnen, und ihr Gelegenheit zu verſchaffen, neue Kenntniſſe zu ſammeln. Er wohnte zwar mit ihr auf einem ſeiner Landgüter, aber er beſoldete mehrere Lehrmeiſter und Lehrererinnen, welche ſeine Tochter unterrichten, und ihr alle neue Bücher vorleſen mußten. Sie ſprach franzöſiſch, engliſch, und italiäniſch, und verdankte dieſe Sprachkenntniß mehr ihrem vortrefflichen Gedächtniſſe, als der Geſchicklichkeit ihrer Lehrer.

Wie ſie ſechzehn Jahr alt war, äußerte ſie ein heftiges Verlangen, den Flügel ſpielen zu lernen. Der Sohn des Schulmeiſters, welcher im nahen Dorfe wohnte, war eben von der Univerſität zurück gekommen, er ſpielte an einem Sonntage mit großer Geſchwindigkeit und mit noch größerer Anmuth die Orgel, ſein Spiel entzückte Wilhelminen, ſie wünſchte eben ſo ſchön zu ſpielen, und Franz, ſo hieß des Schulmeiſters Sohn, ward bald hernach ihr Lehrer.

Franz war ein ſchöner, ſanfter Jüngling, er hatte nach des Vaters Willen die Theologie ſtudiert, und ſollte, wenn der Himmel ſeinen Segen und der Baron ſeinen Willen dazu gäbe, einſt auf den Gütern des letztern eine Pfarre erhalten. Vater und Sohn waren gleich ſtark erfreut, als ihnen der Baron das Verlangen ſeiner Tochter vortrug, und in den gnädigſten Ausdrücken hinzu fügte, daß, wenn ſeine Mühe mit gutem Erfolge gekrönt würde, er zum Lohn die erſte ledige Pfarre erhalten ſollte.

Wie der Flügel, ſammt einem prächtigen Fortepiano

tepiano aus der Stadt anlangte, zog Franz aufs Schloß, und begann seinen Unterricht. Anfangs schränkte sich dieser nur auf zwey Stunden des Tages ein, bald fand aber Wilhelmine größern, und nach kurzer Zeit so innigen Geschmack an der Musik, daß sie oft den ganzen Tag dazu verwendete, und bald auch in dieser Kunst die Bewunderung aller erregte. Franzens Eifer ermüdete nie, er war wirklich sehr geschickt, und erfand verschiedene Methoden, wodurch er seiner blinden Schülerinn den Unterricht sehr erleichterte. Sie war dankbar, und lohnte seine Mühe mit ansehnlichen Geschenken. Er sang einen äußerst angenehmen Tenor, mußte Wilhelminen oft Stunden lang vorsingen, und erntete ihren Beyfall im vollen Maße.

Ehe noch ein Jahr verging, fühlte Wilhelmine, daß nicht allein Dankbarkeit, sondern auch wahre, echte Liebe ihr Franzens Umgang so angenehm und nothwendig machten. Der seltene Eifer des Jünglings, seine unermüdete Geduld im Unterrichte, seine edle Seele, sein gutes redliches Herz, das sich bey jeder Gelegenheit so vortheilhaft auszeichnete, seine sanfte, melodische Stimme, das allgemeine Lob seiner Schönheit, hatte unbemerkt ihr Herz gefesselt, und fing nun mächtig an, Gegenliebe zu heischen. Oft sprach sie mit ihm von seiner künftigen Bestimmung, und forschte dann ängstlich: Ob er sich schon eine Gattinn auserkohren habe? Freudig klopfte ihr Herz, wenn der gute Jüngling diese Frage im aufrichtigsten Tone verneinte, aber weh that es auch diesem,

wenn er den sanften Händedruck, den er zum Lohne für diese Nachricht erhielt, nicht erwiederte, wohl gar die Hand zitternd zurück zog.

Eben hatte die schmachtende Wilhelmine mit ihrem Herzen Rath gehalten, und war belehrt worden, daß es nicht länger hoffnungslos schmachten wolle, als Franz in ihr Zimmer trat. Sie kannte seine Schritte schon von Ferne, und freute sich seiner Ankunft. Er machte ihr sein gewöhnliches ehrfurchtsvolles Compliment, und trat stillschweigend ans Fenster. Die tiefen Seufzer, welche dann und wann unwillkührlich seine Brust hoben, überzeugten Wilhelminen, daß ihr Liebling leide, sie forschte theilnehmend nach der Ursache seines Kummers.

Franz. Der Pfarrer zu L— ist heute Nacht gestorben.

Wilhelmine. Tröste Gott seine arme Witwe, seine unerzogenen Kinder.

Franz (stotternd.) Der Herr Baron hatten die Gnade mir zu versprechen —— Wenn sie keine Mühe, keinen Fleiß im Unterrichte meiner Tochter sparen, sagte er, so sollen sie die erste ledige Pfarrstelle erhalten. —— Ich weiß nun nicht, ob ich von dieser Seite einiges Lob verdiene, ob ich ——

Wilhelmine (feurig.) Und sollte ich mir auch für die Zukunft alles Vergnügen, alle Freude rauben, so werde ich doch ihren Verdiensten das beste Zeugniß nicht versagen.

Franz (traurig.) Mein Vater will, daß ich um den Dienst anhalten soll.

Wilhelmine (freudig.) Ihr Vater, nur ihr Vater will es?

Franz. Er fordert's mit vollem Rechte. Meine Erziehung, meine Studien haben ihn viel gekoſtet, alles, was er einſt zu einem Nothpfennig brauchen konnte, hat er mir willig geopfert, es iſt billig, daß ich ihm ruhige Ausſicht auf ſeine alten Tage gewähre, und ihn, wenn ich den Dienſt erhalte, zu mir nehme.

Wilhelmine. Es iſt höchſt billig! (Traurig.) Ich will meinen Vater ſelbſt bitten, er verſagt mir ſelten eine Bitte, und wird dieſe gewiß gewähren.

Franz (mit Thränen.) Ich danke Euer Gnaden auf's innigſte.

Wilhelmine. Sie weinen? Sind's Thränen der Freude? Der Ton ihrer Stimme widerſprach.

Franz. Verzeihen ſie, gnädiges Fräulein, ich dachte nur daran, daß es mir äußerſt ſchwer fallen würde, mich von ihrem — — von ihnen — — von ihrem Unterrichte zu trennen.

Wilhelmine. Und dieſe Erinnerung koſtete ihnen Thränen.

Franz. O Gott, ſollte ſie es nicht!

Wilhelmine (ſeine Hand ergreifend.) Franz, ſprachſt du dieß im Ernſte?

Franz. Könnten ſie in meinem Herzen leſen!

Wilhelmine. Könnteſt du in dem meinigen leſen! (In ſeine Arme ſinkend.) Nein, Theurer, ich bitte nicht für dich! du bleibſt bey mir! bey mir!

Ich will diese Scene, welche sich endlich mit voller Erklärung und Versicherung einer ewigen Liebe endigte, nicht weiter fortsetzen, sie würde, sie müßte langweilig werden, weil nur selten einzelne, abgebrochene Worte die überströmenden Empfindungen ausdrücken konnten. Auch Franz hatte schon längst den Reitzen der schönen Blinden gehuldigt, auch er hatte innige Liebe in seinem Herzen zu ihr gefühlt, Ehrfurcht und Unmöglichkeit der Erfüllung fesselten aber seine Empfindung mächtig; jetzt da die Unvergeßliche selbst in seinen Armen ruhte, ihm leise das Geständniß ihrer Liebe zuflüsterte, wichen beyde schnell, und machten der balsamreichen Hoffnung Platz. Ehe Franz wieder schied, ward verabredet, daß er nicht um die erledigte Pfarrstelle anhalten, und seinem Vater berichten soll, daß Wilhelmine in der Hälfte des Unterrichtes unmöglich stehen bleiben könne, ihm aber um der betrogenen Hoffnung willen, jährlich hundert Thaler, so lange er lebe, auszahlen wolle. Der arme Schulmeister war über diese Nachricht hoch erfreut, er meinte nun selbst, daß es ein Beweis der größten Undankbarkeit seyn würde, wenn sein Sohn jetzt schon Lohn für seinen Unterricht fordern wolle. Der redliche Baron erinnerte sich aber selbst seines Versprechens, er würde es gewissenhaft erfüllt haben, wenn nicht Franz selbst versichert hätte, daß er noch nicht fordern könne, was er nicht verdient habe.

Die Liebenden genossen jetzt die ruhigsten und glücklichsten Tage, welche nur ungestörter, reiner

Genuß und ungehinderter Umgang gewähren können. Ungeachtet Franz Wilhelminens unzertrennlicher Gefährte, ihr getreuer Führer auf allen ihren Spaziergängen war, so ahndete doch niemand ihre Liebe, sie konnten ungestört die Einsamkeit und ihre Früchte genießen, man hielt's für unmöglich, daß die reiche, einzige Erbinn eines Barons sich bis zu dem Sohne eines armen Schulmeisters herab lassen, und dieser seine Augen bis zu ihr erheben könne. Manche achteten Wilhelminen gar der Liebe unfähig, weil sie nicht sehen, nicht Schönheit beurtheilen könne. Er steht sehr bey ihr in Gnaden! er wird einst die beste Pfarre erhalten! das war die allgemeine Meinung, wenn man ihn täglich an ihrer Seite erblickte.

Wahrscheinlich würden die Augen des Vaters heller gesehen haben, wenn er sein Kind, wie ehemahls, hätte beobachten können; aber ein hartnäckiges Podagra nagte schon seit zwey Jahren an seinem Körper, er mußte die meiste Zeit das Bett hüthen, konnte äußerst selten das Zimmer verlassen, er fand's überdieß sehr natürlich, daß Wilhelmine immer in Gesellschaft ihres Lehrmeisters erschien, weil sie ihn stets durch ihr reitzendes Spiel auf dem Flügel zu erheitern suchte, und dann allemahl des erstern Hülfe nöthig hatte.

Schon lange vorher hatte der gute Vater seiner geliebten Tochter auf's heiligste versprochen, daß er sie zu keiner Heirath bereden, viel weniger zwingen wolle. Er billigte sogar Wilhelminens Mißtrauen

gegen alle ihre Freyer, welche sich oft in großer Anzahl meldeten, er verdachte es ihr nicht, wenn sie behauptete, daß man nur Herr ihres reichen Erbes zu werden suche, und ihr solches durch Untreue und Gleichgültigkeit verbittern werde. Er liebte sein Kind zärtlich, und überließ es ganz ihrem Willen: Ob sie einsam ihre Tage beschließen, oder einst doch noch den Seltenen finden werde, mit dem sie glücklich zu leben hoffe. Daß Wilhelmine jetzt mehr als je in Gegenwart des Vaters an der Möglichkeit zweifelte, ist leicht zu vermuthen, weil sie allzu gut wußte, daß er ihre Liebe zu dem armen Franz nicht billigen könne, und ihr Herz doch keiner andern fähig war.

Zeit und Gelegenheit ist die größte Kupplerinn aller Verbrechen, aller Laster. Durch ihre Hülfe wird der Wunsch zum Vorsatze, der Vorsatz zur That. Sie erzieht Diebe und Mörder in ihrem erwärmenden Schooße, sie weckt Liebe im Herzen des schuldlosen Jünglings, sie lockt und reitzt seine Sinne, und macht ihn endlich zum Verführer und Räuber der Unschuld. So ergings auch dem edlen, tugendliebenden Franz. Anfangs heischte sein Herz nur Gegenliebe, Anfangs war ein geraubter Kuß seine größte Kühnheit, ein freywilliger der höchste Wunsch seiner Seele, als aber Zeit und Gelegenheit ihn des Tages hundert Mahl zu dieser Kühnheit berechtigten, ihm noch öfter den höchsten Wunsch gewährten, da ward er bald kühner, da wünschte er bald mehr.

Lange kämpften die Liebenden, ein Jahr verfloß, sie wären oft nahe dem Falle, aber ihr warnendes

Gewiſſen, ihr edles Gefühl der Tugend durchzitterte ihre glühende Nerven, und ſtärkte ſie zum neuen Kampfe, aber Zeit und Gelegenheit mehrte ſich auch täglich, ſie ſaßen Stunden lang in einer einſamen, dunklen Grotte des Gartens, der nahe Waſſerfall betäubte. Wilhelminens lauſchendes Ohr, die ſanfte Dunkelheit umhüllte das furchtſame Auge des Jünglings, ſie vergaßen der Zukunft, genoſſen die Gegenwart. So fällt endlich die Sturm und Wetter trotzende Eiche, wenn man ihren Standpunct untergräbt, ihre Wurzeln abhaut, und ſie in die Tiefe hinab ſtürzt, ſo verdorrt die blühende Roſenſtaude, wenn Monathe lang ſie kein Regen, kein Thau erquickt, immer nur brennende Hitze an ihren Wurzeln nagt.

Reue folgte der kühnen That, Schauder und Entſetzen geſellte ſich bald zu dieſer, als Wilhelmine die Folgen zu ahnden begann, und Franzens forſchendes Auge ihre Vermuthung beſtätigen mußte. Längſt hatte ſie im Uebermaße der Liebe ihrem Franz geſchworen, daß ſie nach dem Tode des Vaters all ihr Erbe verkaufen, dann mit ihm nach einem fremden Lande ziehen, und dort ewig in ſeinen Armen als Gattinn leben wolle, jetzt vernichtete die nahende Schande dieſe glückliche Ausſicht, drohte ihr mit des Vaters Fluche, mit gerechter Enterbung und wahrſcheinlicher Trennung von ihrem Allgeliebten. Sie liebte ihren Vater zärtlich und innig, ſie flehte früh und Abends zu Gott für ſein Wohl, aber jetzt miſchte ſich oft der ſchreckliche Wunſch in ihr Gebeth, das Gott ſein Leiden bald und früher enden möge, ehe es ihm bekannt würde, daß ſein

einziges Kind sein Andenken mit Schande beflecken werde. O es ist wahr, aber auch schrecklich, daß ein einziger Fehltritt das beste Herz vergiften, es zu Wünschen, oft auch zu Thaten fähig machen kann, welche die Menschheit entehren und Schauder erregen. Nichts fürchtet das Herz eines Mädchens mehr als Schande, als Verletzung seines Rufs und Spott seiner Freunde, daher kommts, daß dieß holde, sanfte Geschöpf so oft zu größern Verbrechen seine Zuflucht nimmt, so oft das Kind seines Herzens mordet, daher kam's, daß die gute Wilhelmine den Tod ihres Vaters zu wünschen fähig war.

Aber der Gerechte hörte diesen schrecklichen Wunsch nicht, es besserte sich vielmehr täglich mit ihrem Vater, er konnte öfter als sonst sein Zimmer verlassen, und an der Hand seiner Tochter im Garten umher schleichen. Die einzige Hoffnung, welche bisher die beyden Liebenden getröstet hatte, verschwand mit dieser Besserung gänzlich, sie standen oft am Rande der Verzweiflung, erblickten nirgends Rettung, nirgends Hülfe.

Wilhelminens Zustand ward täglich sichtbarer, die arme Blinde war nicht fähig, ihn vor den Augen ihrer Dienerinnen länger zu verbergen. Die auffallenden, oft deutlichen Fragen der letztern, überzeugten die Unglückliche, daß nun die letzte Stunde des unbescholtenen Rufes nahe, bald alle Zungen von ihr mit Verachtung sprechen würden. Sie suchte Trost im Arme des Geliebten, aber er duldete gleiche Qual, gleiche Angst, konnte sie nicht

trösten, nur mit ihr weinen. Als endlich der Vater sie auch mit aufmerksamem Auge zu betrachten begann, als er mehr als ein Mahl sich über die Veränderung ihrer Taille verwunderte, und sie durch besorgende Fragen ängstigte, da erreichte ihr Kummer den höchsten Grad, da nahte er sich ganz der Verzweiflung. Rette mich! Rette mich, sprach sie zu Franzen, oder ich ende noch heute, und morde mich und den Beweis meiner Schande. Franz rang vergebens nach unmöglichen Mitteln, endlich fanden sie doch eins, welches ihnen Trost und künftige Ruhe zu gewähren schien. Sie beschlossen, so bald, so schnell als möglich die Flucht zu ergreifen, und in irgend einem verborgenen Winkel der Erde zufrieden und glücklich zu leben. O ich will gern, sprach die arme Blinde, meinem Erbe, den Vorrechten meiner Geburt entsagen, wenn ich nur der Schande entfliehen, und in deinen Armen meine Tage enden kann.

Der freygebige Vater hatte seine Tochter mit vielem Schmucke und Kleinodien beschenkt, ihre Schatulle war überdieß mit einigen tausend Thalern gefüllt, die sie nach Willkühr verwenden konnte. Er wird mir nicht fluchen, sagte sie, wenn ich unter allen seinen Gütern nur dieß zu meinem Erbe wähle, und unsere künftigen Tage dadurch vor Mangel sichere. Das Landgut des Barons lag nur drey Meilen von der Gränze entfernt, Franz unternahm's ort für Wagen und Pferde zu sorgen, den Weg is dahin wollte Wilhelmine an seinem Arme zu

Fuße enden, damit keine Spur ihre Flucht zu früh verrathe.

Wie Franz aus dieser Absicht am andern Tage sich unter einem erdichteten Vorwande aus dem Schlosse entfernte, und nach der Gränze reiste, traf er im nahen Städtchen einen alten Universitäts-Freund, der mit ihm die Theologie studiert, ihr aber entsagt hatte, unter der Kriegsfahne sein Glück versuchte, und jetzt wirklich als Officier auf Werbung stand. Er vertraute diesem sein Unglück, und einen Theil seines Plans, er fand ihn willig zum Beystande, und verabredete mit ihm, daß sein Wagen ihn in der zweyten Nacht eine Stunde vom Schlosse entfernt, in einem Walde erwarten, und dann über die Gränze führen sollte. Dort wollte der gutherzige Freund die Post für sie bereit halten, damit sie ohne den geringsten Aufenthalt ihre Flucht fortsetzen, und jeder möglichen Entdeckung entfliehen konnten, er versprach überdieß Franzen mit einigen Briefen zu versehen, damit sie in dem Lande, dessen Monarchen er diente, sogleich Freunde und Hülfe fänden.

Franz erfreute am andern Morgen schon das Herz seiner Geliebten mit dieser trostvollen Nachricht. Wilhelmine sammelte mit Eifer ihre Schätze, und verließ, als alles ruhte, das väterliche Schloß. Angst und Furcht vor der nahen Schande trieb sie vorwärts, sie fühlte nur diese, ihr Herz hatte nicht Raum für die grauenvolle Empfindung, daß sie den besten der Väter so schändlich verlasse, seine Tage

durch Kummer und Jammer verbittere. Sie liebte ihren Franz mit einer Innigkeit, die sich kaum denken, viel weniger beschreiben läßt, sie wandelte an seinem Arme dem immerwährenden Besitze desselben entgegen, und dieser Gedanke versüßte die Bitterkeit der Flucht um ein Großes. Die Eile beflügelte ihre Schritte, sie langten bald im Walde an, fanden den Wagen des Freundes, und erreichten sehr geschwind die Gränze, denn Franzens Freund war selbst der Kutscher, und seine Freundschaft schonte die Pferde nicht.

Wie sie noch immer bey Nachtszeit vor dem Quartier des letztern anlangten, stand schon dort die Post bereit; der seltene Freund gab Franzen die versprochenen Briefe, hüllte Wilhelminen in seinen Mantel, und vertraute dem Postillon, daß er zwey Officiere seines Landes auf's schnellste weiter fördern müsse. Durch diese Vorsicht ward es dem unglücklichen Vater unmöglich gemacht, sein Kind je wieder zu finden, und solches aus den Armen seines Entführers zu entreissen. Wilhelmine blieb den folgenden Tag immer im Wagen sitzen, welchen ihnen Franzens Freund verkauft hatte, ihr Mantel und ein großer Hut, der ihr Haupt deckte, verbarg sie vor dem Auge des Neugierigen, alle, welche sie führten, versicherten nachher den Nachforschern, daß sie zwey Officiere geführt hätten, und verhinderten dadurch die Suchenden, der möglichen Spur weiter zu folgen.

Die Fliehenden langten daher glücklich und oh-

ne Hinderniß in P—s großer Reſidenzſtadt an, die Briefe des Freundes waren ihnen von großem und mannigfaltigem Nutzen. Wilhelmine verkaufte ihren Schmuck und ihre Kleinodien ſehr vortheilhaft, die Liebenden konnten fünf und zwanzig tauſend Thaler auf ſichere Zinſen ausleihen, und behielten doch noch genug, um ſich Kleider und allen nöthigen Hausrath zu kaufen. Ehe ſich Wilhelminens Entbindung nahte, wohnten ſie ſchon in einem ſtillen und einſamen Hauſe, genoſſen die Freuden der Liebe und das Glück des häuslichen Lebens im vollen Maße. Sie ſegneten jetzt oft den Gedanken zur ſchnellen Flucht, und zitterten nicht mehr vor Entdeckung, weil Franzens Freund berichtete, daß der Vater zwar einem wüthenden Löwen gleich ſein Kind in der Nähe und Ferne geſucht, aber nicht das Geringſte entdeckt habe.

Wilhelmine gebar ihrem Franz bald nachher einen holden Knaben, der die Freuden ihres Lebens um ein Großes vergrößerte, und der Liebling ſeiner Mutter ward. Nichts ſtörte von nun an ihr Glück; nur die Nachricht, daß Wilhelminens Vater ſie öffentlich enterbt, und einen Sohn ſeiner verſtorbenen Schweſter an Kindesſtatt angenommen habe, trübte es einige Tage, doch neideten ſie dem Glücklichen ſein Loos nicht, ſie wurden täglich mehr überzeugt, daß ſie, getrennt von einander, nicht leben könnten, und begnügten ſich mit der Ueberzeugung, daß nicht Reichthum, nur Liebe die Ehe glücklich mache; denn verheirathet waren ſie ſchon lange; ein

Pfarrer, dem sie ihr Leiden schilderten, ihre Noth vertrauten, traute sie kurz nach ihrer Ankunft.

Um besser und bequemer leben zu können, hatten sie ihr ganzes Vermögen einem der reichsten Bankiers übergeben, er zahlte ihnen sechs vom Hundert, und setzte sie in Stand, mit einem jährlichen Einkommen von funfzehn hundert Thalern ihre Tage in sorgenloser Ruhe zu genießen. Sie gaben nie mehr aus, als sie einnehmen konnten, aber sie ersparten auch nichts von ihrer Einnahme, verwandten oft den Ueberfluß zu guten Werken, sie beschäftigten sich bloß mit ihrer Liebe und fühlten sich dann nur ganz glücklich, wenn sie von dieser ungehindert sprechen, einander ewig Dauer und auch jenseitige Treue versichern konnten. Selten wird ein Paar sich so innig lieben, selten im stärksten Grade der Zärtlichkeit so lange ausgeharrt haben.

Wilhelmine hatte ihrem Gatten schon vier Kinder geboren, und erzog sie mit der größten Sorgfalt, als Franz einst verzweiflungsvoll nach Hause kam, und durch seine tiefen Seufzer, durch den gebrochenen Ton seiner Stimme der Gattinn Argwohn weckte. Er war beym Bankier gewesen, wollte, wie gewöhnlich, die halbjährigen Interessen heben, und erfuhr zu seinem größten Erstaunen, daß dieser schon vor Monathsfrist Bankerott gemacht, und der Ahndung seiner Gläubiger entflohen sey. Wilhelmine hörte diese Schreckenspost mit standhaftem Muthe. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Nahme des Ewigen sey ge-

lobt! sprach sie zwar wehmüthig, aber doch nicht verzweifelnd, und sank in die Arme ihres Gatten. Dieser ermannte sich wieder, eilte zu einem Advocaten, und übergab ihm die Vollmacht zur Führung des Prozesses, welchen die zahlreichen Gläubiger schon gegen den Entflohenen ergriffen hatten.

Zwey angstvolle Jahre verflossen nun, ehe dieser sich endigte; bald war nach der Versicherung des Advocaten große, bald sehr wenige Hoffnung zum Ersatze vorhanden, bald trug der Entflohene aus der Ferne einen vortheilhaften Vergleich an, bald vernichtete diesen die Hartherzigkeit der übrigen Gläubiger. Immer lebten die Armen zwischen Furcht und Hoffnung, mußten Schulden machen, das Entbehrliche und endlich das Nothwendige verpfänden.

Schon herrschte oft Mangel an ihrem Tische, schon mehrten Nahrungssorgen ihr Unglück, als endlich das Gericht die Final-Sentenz fällte. Franz bekam, weil er sich zuletzt gemeldet hatte, anstatt fünf und zwanzig nur drey tausend Thaler. Auch dieß Wenige würde die unglückliche Familie mit Dank angenommen, und sich bis zum nöthigsten Bedürfnisse eingeschränkt haben, wenn sie solches nur früher erhalten hätte. Als alle Prozeß-Unkosten, die übrigen Schulden bezahlt, nur die nothwendigsten Pfänder eingelöst waren, hatten sie noch fünf hundert Thaler, und von diesen sollten sie nun sich und ihre vier Kinder ernähren. Sie brüteten in stummer Verzweiflung über Plane, welche in der

ſchreckbaren Zukunft ihre Retter werden ſollten. Franz ſuchte in der ganzen Stadt Schreiberdienſte bey irgend einem Advocaten, aber alles war beſetzt, er kehrte immer hoffnungslos wieder heim. Wilhelmine ſuchte ſich durch Nähen, Stricken und Spitzenklöppeln zu ernähren, da aber die arme Blinde immer eines Gehülfen bedurfte, der ihr in zweifelhaften Fällen beyſtand, da ihre Arbeit äußerſt mühſam von Statten ging, nie den erforderlichen Grad der Vollkommenheit erreichte, ſo konnte ſie nichts gewinnen, hatte oft offenbaren Schaden. Auf dieſe Art neigte ſich ihr kleines Capital immer mehr zu Ende, der Augenſchein überzeugte Franzen, daß ſie nur zu bald den Bettelſtab würden ergreifen müſſen.

Als nur noch hundert Thaler ihr ganzes Vermögen war, machte Franz ſeinem Weibe den Vorſchlag, daß er mit ihr auf's Land ziehen, dort eine Herberge ſuchen, und durch ſeiner Hände Arbeit wenigſtens das tägliche Brod verdienen wolle. Die arme Dulderinn nahm den Vorſchlag an, und reichte ihm ihre Hand zur Leitung. Ich habe ja, ſprach ſie, geſchworen, mit dir Noth und Elend willig zu tragen. Deine Liebe hat mir der ſeligen Tage viele geſchenkt, ſie wird mir auch die übrigen verſüßen; angenehm wird mir das trockne Brod ſchmecken, wenn ich mir denke, daß deine liebende Hand es erwarb. Gott gebe, daß nur du ausdauerſt, daß nur du mir nicht entriſſen wirſt, dann werde ich gewiß ſtandhaft dulden, und am Abende an meiner

Kinder Hand dem Ernährer derſelben froh entgegen eilen.

Sie verkauften nun alles, was ſie noch beſaßen, vermehrten dadurch ihr Vermögen auf vier hundert Thaler, und zogen mit der Hoffnung fort, daß Gottes Strafe ſich wieder endigen, und ſeine Barmherzigkeit ſie nicht ganz verlaſſen werde. Es war ein äußerſt rührender Anblick für Franzen, als er, mit ſeinem kleinen Habe beladet, am frühen Morgen zum Thore hinaus ſchluch, und hinter ihm ſein blindes Weib folgte, welches der älteſte ſeiner Söhne leitete, indeß die zwey jüngern ſorglos nebenher ſchlenderten, und ſich des kommenden Tages freueten. Das kleinſte ſeiner Kinder trug die gute Mutter auf ihrem Arme, Franz bath vergebens, daß ſie dieſe Bürde auch ihm anvertrauen ſollte, ſie weigerte ſich ſtandhaft, und verſicherte ihm, daß ſolch eine ſüße Bürde ihr nicht ſchwer falle.

Wenn ſie ruhten, und dieß geſchah der Kleinen wegen ſehr oft, ſo ſprachen die Unglücklichen ſtets von ihrer künftigen Lebensart. Sie beſchloſſen, den kleinen Ueberreſt ihres Vermögens ſorgfältig aufzubewahren, nicht einen Thaler davon zu nehmen, und bloß von ihrer Hände Arbeit zu leben, damit, wenn Krankheit oder irgend ein anderer Unglücksfall Franzen am täglichen Verdienſte hindere, ſie ihre Zuflucht zu dieſem Nothpfennige nehmen könnten. Leben ſo viele Tauſende, ſprach Wilhelmine, von dem Wenigen, was ſie durch Handarbeit gewinnen, warum ſollten wir's nicht auch vermögen? Der ſtreng-

ſte

ste Vorsatz wird zur Gewohnheit, und Gewohnheit fällt nicht mehr hart. Franz beschloß dann nebenbey seine drey Knaben auch zu tüchtigen Feldarbeitern zu erziehen, und wenn diese durch ihren Fleiß das Verdienst mehrten, einst ein kleines Bauerngut zu kaufen. Wir werden dann, setzte er hinzu, am Ende unserer Tage froh und zufrieden im Stübchen sitzen, und müßig zusehen, wie unsere Kinder sich und uns wohl ernähren. Dieß waren die Plane, mit welchen die Unglücklichen sich zu trösten, und die Schwere des harten Schicksals durch heitere Aussichten zu vermindern suchten.

Am dritten Tag ihrer Wanderschaft langten sie in einem großen Dorfe an, die Hälfte desselben war im vorigen Winter durch eine unglückliche Feuersbrunst in die Asche gelegt worden, die Bauern baueten jetzt ihre Wohnungen wieder auf, und da einige in der Schenke, wo Franz übernachtete, über den großen Mangel an Arbeitern klagten, so both er ihnen seinen redlichen Beystand an, wenn sie ihn auch künftig in ihrer Mitte dulden, und ihm vergönnen wollten, sich und seine unglückliche Familie durch Fleiß und Arbeit zu ernähren. Sie gingen diese billige Forderung ohne Weigern ein, Franz fand Herberge in einem kleinen Stübchen, und ward am folgenden Tag schon Handlanger der Maurer, welche in großer Anzahl dort arbeiteten. Er verdiente sich täglich vier Groschen, sie reichten kaum auf Brod für sich und seine Familie, er mußte immer noch vom Nothpfennige einige Groschen zule-

gen, damit die Armen wenigstens des Tages ein Mahl ein Gemüse, und des Sonntags ein Stückchen Fleisch essen konnten. Die ungewohnte Arbeit schwächte seinen Körper, er konnte bald nicht mehr so fleißig, so anhaltend arbeiten; wie der Herbst nahte, und die meisten Gebäude schon fertig standen, so war er einer der ersten, welcher keine Arbeit mehr fand, er mußte den ganzen Winter hindurch von seinem wenigen Vermögen zehren, und sah zu spät ein, daß jede frohe Aussicht für ihn verloren sey, und noch schrecklichere Noth seiner in der Zukunft harre. Im Frühjahre und Sommer gab's zwar wieder Arbeit, aber der Lohn derselben reichte abermahls nicht zur Nahrung hin, täglich schmolz nebenbey sein kleines Capital, täglich rückte der künftige Mangel näher. Wilhelmine duldete im Stillen, aber der innere Gram nagte an ihrem Körper, er begann zu welken, um diesen zu stärken, achtete Franz keiner Kosten, er betrog oft die Aermste mit erdichteten Geschenken, damit sie nur ohne Sorge die bessern Speisen genoß, welche seine Liebe ihr zur Stärkung bereiten ließ.

Sechs kummervolle Jahre waren auf ähnliche Art verflossen, und in dieser Zeit das ganze Capital, auf welches einst die Unglücklichen alle ihre Hoffnung gründeten, ungeachtet Franz fleißig arbeitete, verzehrt worden, aber mit dem Untergange dieser sonst einzigen Hoffnung ging eine neue auf, welche mehr Licht und Wärme versprach. Die zwey ältesten Söhne des unglücklichen Paares konnten jetzt

auch schon mit ihrem Vater in die Arbeit gehen, sie verdienten eben so viel als er, und die immer trauernde Mutter fing nun fest zu glauben an, daß ihre Kinder sie bis an ihren Tod ernähren würden. Der feste und innigste Vorsatz dieser guten Kinder war's auch wirklich, sie sprachen oft davon, und freuten sich auf die bessere Zukunft, aber neues Unglück nahte, und endete schrecklich.

Schon im vorigen Jahre waren die Feldfrüchte mißrathen, neuer noch stärkerer Mißwachs drohte im folgenden. Bis zum Winter fanden Vater und Söhne noch immer Arbeit, aber von dieser Zeit an nicht mehr; die meisten Bauern hatten kaum den künftigen Samen erbaut, sie mußten selbst kaufen, was sie sonst verkauften, und schränkten sich daher auf's äußerste ein. Mit jedem Tage ward das Getreide theuerer, das Brod kleiner. Krankheit folgte dem Mangel und Elende, kehrte zuerst bey denjenigen ein, welche von ihrer täglichen Arbeit lebten, und nun nichts zu leben hatten. Franz kämpfte gegen das unerbittliche Schicksal, so lange er's vermochte, er verkaufte, was er irgend noch besaß, um sein Weib und seine Kinder nur mit trockenem Brode laben zu können; als aber auch diese schwache Hülfe versiegte, als selbst der Bettelstab ihnen noch schwächere Hülfe gewährte, da ergriff der Rabe des Hungers, eine tödtliche Krankheit, ihre ausgemergelten Körper. Wilhelmine ward mit allen ihren Kindern ein Raub derselben, nur Franz genas, weil endlich doch das allzu gräßliche Elend einige

Herzen der Dorfbewohner rührte, welche ihn, als er auch schon mit dem Tode rang, labten und zum Leben erweckten.

Kummer und Elend hatten seine Liebe zu Wilhelminen nicht gemindert, er liebte sie noch mit gleicher Zärtlichkeit; ihr bitterer, schrecklicher Tod, ihr Aechzen nach Hülfe raubte ihm den Verstand, er ward mit ihrer Leiche zu Grabe getragen, und kehrte nie mehr zurück.

Als das angenehme, fruchtbare Frühjahr die Hoffnung zur reichsten Ernte stärkte, und aller Herzen auf's neue Freude zu fühlen begannen, war Er der Einzige, welcher noch innig trauerte; er sprach Anfangs selten ein Wort, ging gedankenlos umher, arbeitete, bettelte nicht, und schien es ganz der Vorsehung zu überlassen, ob sie mitleidige Herzen wecken werde, welche ihm ungebethen einige Nahrung reichen würden? Er genoß dann nie alles, was man ihm gab, und hob den Ueberrest sorgfältig auf. Die schreckliche Wirkung der Hungersnoth hatte seinen Verstand zerrüttet; die Ueberzeugung, daß nur äußerste Sparsamkeit ihn dafür in der Zukunft schützen könne, hatte die Idee in ihm erregt, daß er alles Brauchbare sammeln müsse, sein Wahnsinn beschäftigte ihn die übrige Lebenszeit bloß mit diesem einzigen, anhaltenden Gedanken.

Wenn in der Folge der Schnee wegging, so verlor er sich aus seiner Wohnung, und kehrte erst zu Anfang des Winters mit einer schweren Bürde wieder heim. Er bettelte die ganze Zeit seiner Ab-

wesenheit in den nahe gelegenen Dörfern und Städten, er nahm alles, was man ihm gab, mit größtem Dank an, er sammelte mit nie ermüdetem Eifer alle zerbrochene Scherben und alte Geräthe, welche die Hauswirthe als unbrauchbar wegwarfen, und schleppte diese Last den ganzen Sommer auf seinem Rücken herum. Bey heran nahendem Winter trug er erst alles in seine Wohnung heim, und dünkte sich glücklich, wenn er diese unnützen Schätze mustern, und als Vorrath für den künftigen Mangel aufbewahren konnte. Ein Freund von mir, welcher vor einigen Jahren über Land reiste, begegnete ihm in der Nähe seines Dorfes, und sah stillschweigend zu, wie er die Scherben eines zerbrochenen Glases begierig sammelte. Da ihm die Art der Beschäftigung, noch mehr aber die besondere Freude, welche der Sammler in allen seinen Mienen äußerte, besonders auffiel, so sprach er mit ihm.

Mein Freund. Was sammelt ihr denn da so emsig?

Franz. Ich suche Vorrath! Ich sammle Brot auf den Winter!

M. Freund. Das sind ja Glasscherben.

Franz. Möglich! Möglich! Aber alles ist brauchbar, alles! Ach es ist so gut, wenn man etwas hat, man kann Weib und Kinder ernähren, darf sie nicht Hungers sterben sehen! Bester Herr! folgen sie meinem Rath, es ist noch nicht aller Tage Abend, sammeln sie bey Zeiten, sonst werden sie einst schreckliche Dinge erleben!

M. Freund. Was tragt ihr denn so schwer auf euerm Rücken?

Franz. Vorrath! Vorrath! Es wird bald wieder eine Hungersnoth kommen, und dann werde ich redlich mit den Armen theilen, damit sie ihre Weiber und Kinder ernähren können. (Mit Thränen.) O Herr, es ist schrecklich, wenn man diese muß verhungern sehen, und nicht helfen kann! Schrecklich! schrecklich ist's! Ach ich muß eilen, muß die gute Zeit nützen, ehe die böse erscheint.

Der Unglückliche eilte nun unter der schweren Last keuchend weiter; da mein Freund ihm in's nahe Dorf folgte, und dort den Pfarrer des Orts traf, so erkundigte er sich bey diesem nach dem merkwürdigen Manne. Er erfuhr durch ihn seine ganze Lebensgeschichte, welche er ihm, als Wilhelmine noch lebte, einst erzählt und vertraut hatte. Das Elend der unglücklichen Familie, fügte der Pfarrer hinzu, wäre nicht zu einem so schrecklichen Grade gestiegen, wenn ich damahls nicht selbst dem Tode nahe gewesen wäre, ich konnte nicht mehr für sie sorgen, und erfuhr erst nach meiner langsamen Genesung ihren Tod.

Wie mein Freund von seiner Reise zurück kehrte, und bey dem Pfarrer übernachtete, berichtete ihm dieser, daß der arme Franz schon geendet habe. Muthwillige Buben hatten ihr Spiel mit seinem Wahnsinne getrieben, ihm absichtlich unnütze und schwere Sachen geschenkt, und seine Bürde damit so gefüllt, daß er, ehe er seinen Wohnort erreichte, un-

ter der Last derselben zu Boden sank. Man fand ihn todt an der Straße, er ruht nun neben seiner Wilhelmine, und wird dort ein Glück genießen, was er hier so emsig, aber stets vergebens suchte.

Konrad G—.

Vor mehr als funfzig Jahren lebte in einem kleinen, Böhmischen Dörfchen ein Bauer mit seinem Weibe schon lange Zeit in der unzufriedensten Ehe, die geringste Kleinigkeit gab alle Mahl zu dem größten Zank und Hader Anlaß. Oft glückte es wohl dem Pfarrer, die Erzürnten zu versöhnen, aber diese Versöhnung dauerte nie lange, endigte sich alle Mahl mit neuem und stärkerem Zanke, der am Ende in einen bittern Haß ausartete, welcher alle Versöhnung unmöglich machte. Da drey noch unerzogene Kinder nothwendig eine Mutter, und das Bauerngut eine Wirthinn forderte, so trennten die Unversöhnlichen sich zwar nicht völlig, aber sie lebten auch nicht als Eheleute, sprachen oft Wochen lang kein Wort mit einander, schliefen sogar in abgesonderten Kammern. Zwey Jahr nach dieser freywilligen Trennung kam einst der Bauer zu seinem Richter, er erzählte ihm, daß seine Frau wahrscheinlich schwanger sey, und daß er sie mit einem Knechte im Verdacht habe. Auf seine weitere Bitte ließ der Richter die Beschuldigte rufen, aber diese läugnete nicht nur die Vermuthung, sondern über-

häufte auch ihren Mann mit vielen Schmähungen, weil er durch diesen falschen Verdacht ihre Ehre sehr gekränkt, ihren unbescholtenen Ruf offenbar verletzt habe. Der Mann ließ sich endlich durch den Richter zur Abbitte bewegen, und dieser hatte die Sache schon lang vergessen, als jener wieder bey ihm erschien, ihm aufs neue erzählte, daß sein Weib diese Nacht sehr wahrscheinlich ein Kind geboren, aber eben so wahrscheinlich auch umgebracht habe. Ungeachtet der Richter dieser neuen Vermuthung keinen Glauben beymaß, so ließ er sich doch überreden, mit dem Bauer nach seiner Wohnung zu gehen, weil dieser ihm dort nähere Beweise zu geben versprach.

Es war eben Sonntag und einer der kältesten Tage eines sehr strengen Winters; der Richter widersprach daher der Vermuthung laut, als er, wie sie in der Stube anlangten, nach der Frau fragte, und nun erfuhr, daß sie nach einer Stunden weit entfernten Kirche in die Frühmesse gegangen sey. Dieser Umstand widersprach der Möglichkeit des angeschuldeten Verdachts, aber die Beweise, welche der Bauer zu liefern versprach, auch wirklich lieferte, waren auf der andern Seite wieder sehr stark, und nur allzu wichtig, um den Verdacht zu bestätigen. Die Wahrheit so bald als möglich zu ergründen, sandte der Richter sein Weib der Beschuldeten nach, und trug ihr auf, sie unter irgend einem Vorwande zur schleunigen Rückkunft zu bewegen. Die Abgesandte langte mit ihr wirklich nach

einigen Stunden im Dorfe an, sie versicherte aber ihrem Manne, daß ungeachtet aller Beweise der Verdacht ungegründet seyn müsse, weil sie an ihrer Gefährtinn nicht die geringste Schwäche entdeckt, vielmehr Mühe gehabt habe, ihrem starken Schritt zu folgen.

Das Verhör begann, die Beweise wurden vorgelegt, und die sich sicher Dünkende dadurch so überrascht, daß sie sogleich die unnatürliche That bekannte. Ich habe, sprach sie, in der Nacht wirklich ein Kind geboren, es zwar nicht ermordet; da ich aber durch sein anhaltendes Geschrey Entdeckung befürchtete, ihm in der Angst den Mund mit Stroh verstopft, und wie ich, um allen Argwohn zu vermeiden, nach der Kirche ging, das unglückliche Geschöpf mit mir genommen, und es unter Weges in einem hohlen Baume verborgen.

Da nur die Furcht vor Entdeckung ihr so seltene Kräfte verliehen hatte, so sank sie nach dieser kurzen Erzählung kraftlos nieder, war erst Nachmittags um zwey Uhr im Stande, den Ort, wo sie das Kind verborgen hatte, genau zu beschreiben. Es dämmerte daher schon mächtig, als der Richter mit dem todten Kinde vor dem herrschaftlichen Gerichte erschien, und die That anzeigte. Noch stak im Munde des Kleinen das Stroh, mit welchem die angstvolle Mutter es zu ersticken versucht hatte, wie der Oberamtmann nebst dem eben anwesenden Forstmeister in die Gerichtsstube trat, um die Aussage des Richters zu protokolliren. Der Richter

legte das Kind auf einen Tisch, sein Gesicht war dunkelbraun, und der Körper wegen der starken Kälte ganz steif. Der mitleidige Forstmeister trat hinzu, und zog dem Armen das Stroh aus dem Munde, ihm schiens, als ob das Kind einige Mahl zu athmen versuche, er wandte sogleich alle Rettungsmittel an, und in einer halben Stunde gab das Kind unverkennbare Lebenszeichen.

Da mich Gott, sprach der Edle, zu deinem Retter bestimmte, da er mir nicht das Glück gewährte, eigene Kinder zu erziehen, so will ich Vaterspflicht an dir erfüllen, und dich, wenn ich dich ganz rette, als mein eigenes Kind annehmen. Der Ewige hörte das fromme Gelübde, segnete es kräftig, und die wunderbare Rettung gelang vollkommen. Ungeachtet die Mutter, gemäß ihrer Aussage, schon um Mitternacht des neugebornen Knabens Mund mit Stroh verstopft hatte, ungeachtet dieser von früh sieben Uhr bis Nachmittags um drey Uhr nur in einer leinenen Schürze eingewickelt, bey der stärksten Kälte in einem hohlen Baume verborgen lag, so ruhte er doch schon am andern Tage froh und munter an der Brust seiner Amme, welche sein neuer Vater und Wohlthäter für ihn besorgt hatte.

Er erhielt in der Taufe den Nahmen Konrad, und durchlebte die ersten Jahre der Kindheit in vollkommener Gesundheit. Ein noch lebender Augenzeuge versichert mich, daß er ein schöner und munterer Knabe, die einzige Freude seiner Pflegeältern

war, die ihn zärtlich liebten, und alles anwandten, um sein Herz gut und edel zu bilden. Schon im sechsten Jahre seines Alters konnte er lesen und schreiben, und verrieth in allen seinen Handlungen die deutlichen Spuren eines großen Genies.

Er war bis in sein neuntes Jahr anhaltend, oft ausgelassen munter und fröhlich, aber eine tiefe, nie mehr ganz weichende Melancholie bemächtigte sich seines Herzens, als er um diese Zeit durch Zufall erfuhr, daß der edle Forstmeister nicht sein wahrer Vater sey, daß seine Mutter im Zuchthause schmachte, sein wirklicher Vater über die Gränze entflohen sey. Man fand ihn oft in einem Winkel versteckt, wo er das traurige Schicksal seiner unbekannten Mutter beweinte; nur die Versicherung, daß ihre Gefangenschaft sich bald endigen werde, konnte ihn trösten, aber er versank in neue Trauer, als er durch andere erfuhr, daß diese Versicherung nur zu seinem Troste erdichtet worden sey. Diese deutlichen Beweise eines guten und empfindungsvollen Herzens mehrten die Liebe seiner Pflegeältern um ein Großes; sie beschlossen den hoffnungsvollen Knaben studieren zu lassen, und ihn einst zum Erben ihres ansehnlichen Vermögens einzusetzen.

Ehe der erstere Entschluß ausgeführt werden konnte, starb seine Pflegemutter an den Folgen einer übelgeheilten Lungenentzündung, die unaufhörlich an ihrem Körper nagten, sie nach und nach zum Grabe führten, und endlich dem Tode sanft in die Arme lieferten. Ihr Gatte hatte sie sehr geliebt,

seine Trauer war daher groß, aber des guten Konrads Jammer noch größer, er beweinte die gute Mutter noch immer, als des Vaters Auge schon trocknete, er netzte ihr Grab noch mit Thränen, als ihn dieser auf die Schule einer benachbarten Stadt schickte, wo er den Anfang zum Studieren machen sollte.

Viele Freude empfand dann alle Mahl der großmüthige Forstmeister, wenn sein Konrad ihn in den Schulferien besuchte, die herrlichsten Zeugnisse seines großen Fleißes mit sich brachte, und dadurch die Kosten seiner Erziehung so reichlich belohnte, aber der gute Alte genoß diese Freude nicht volle drey Jahr; als er um diese Zeit im Forste eine hohe Buche fällen ließ, zerschmetterte ein Ast derselben sein Haupt, man trug ihn todt nach Hause.

Oft hätte er in vieler Zeugen Gegenwart erklärt, daß Konrad einst all sein Habe und Vermögen erben sollte, da ihn aber der Tod in der größten Sicherheit überraschte, und er seinen Willen nicht schriftlich hinterlassen hatte, so erklärten sich bald seine nächsten Freunde als die Erben seines Vermögens, und nahmen es unter dem Schutze der Gesetze in Empfang. Keiner gedachte des armen Konrads, keiner war edel genug, des Verstorbenen Gelübde an ihm zu erfüllen, alle überließen ihn dem zufälligen Schicksale, das bald mit voller Macht seine launichte Tücke an ihm übte. Er mußte sogleich den Studien entsagen, weil niemand mehr Kost und Wohnung für ihn zahlte, alle Stiftun-

gen für arme Studenten, die sein Professor dem fleißigen Knaben so gerne verschafft hätte, waren vergeben, er konnte den Klagenden nur mit der Zukunft trösten, und war als Mönch zu arm, um ihn selbst zu unterstützen.

Der von allen verlassene Knabe war damahls funfzehn Jahr alt, sein Kostherr, ein wohlhabender Schuster, versprach ihm sein Handwerk zu lernen, auch mit nothdürftiger Kleidung zu versehen, wenn er Lust und Beruf zu ersterm fühle, der arme Konrad ergriff die einzige Aussicht, welche sich ihm öffnete, mit großem Danke, und arbeitete bald eben so fleißig und emsig auf dem Schusterschemmel, als er zuvor an seinem Studiertische gelesen und geschrieben hatte.

Seine Lehrjahre verflossen still und ruhig, er erwarb sich durch sein sittsames, fleißiges Betragen die Liebe seines Meisters, die Neigung der Gesellen; oft träufelte freylich eine Thräne, die er dem Andenken seines edlen Pflegvaters weihte, auf seine Arbeit, aber die rohen, unempfindlichen Mitarbeiter achteten seiner Empfindung nicht, und er genoß ungestört das traurige Vergnügen, sein Herz der tiefen Melancholie zu öffnen. Als er zum Gesellen ernannt wurde, gab ihm sein Meister das schönste Zeugniß seiner Geschicklichkeit, die er nun nach Handwerksbrauch durch einige Jahr in fremden Ländern zu vermehren suchen sollte.

Diese Wanderschaft hatte für ihn großen und mancherley Reitz, seine Wißbegierde, welche er bey

solch einer einfachen, mechanischen Arbeit sehr wenig befriedigen konnte, wurde dadurch mächtig aufgeregt, der Hang zur Melancholie wich, sein Geist erheiterte sich, wenn er durch schöne, angenehme Gefilde wanderte, oder in der Ferne die vielen Thurmspitzen einer großen Stadt hervor ragen sah. Sein unglückliches Schicksal war in dem Städtchen, in welchem er das Schusterhandwerk erlernte, allgemein bekannt, manche milde Hand öffnete sich in der Folge zum Besten des verlassenen Knaben, sein Meister verwahrte ihm jedes Geschenk mit strenger Redlichkeit, daher kams, daß er anständig gekleidet, und mit einigen funfzig Gulden im Sacke seine Wanderschaft antreten konnte.

So lange dieß Geld zum nöthigen Lebensunterhalte zureichte, mühte er sich nicht sehr nach anhaltender Arbeit, er durchzog alle kleinern Städte, ohne dort auf den Herbergen einzukehren, arbeitete in den größern nur so lange, bis er alles Merkwürdige gesehen, und in sein kleines Tagebuch zur künftigen Erinnerung eingetragen hatte.

Eben war er zwanzig Jahr alt, und sein Beutel schon mächtig geleert, als er in Straßburg anlangte. Kinder der uneheligen Liebe besitzen meistens besondere Talente, sind selten häßlich, oft sehr schön. Die gute Mutter Natur scheint deßwegen so reichlich all ihre Gaben an sie zu verschwenden, weil diese Unschuldigen so manche Vorzüge entbehren müssen, welche nach Sitte und Gebrauch nur die legitimi nati genießen können. Daß Konrad viele

Talente besaß, habe ich meinen Lesern schon mehr als ein Mahl erzählt, daß er aber auch vorzüglich schön war, habe ich um deßwillen nicht erwähnt, weil dieß der gute Jüngling selbst noch nicht wußte, es vielleicht lange noch nicht bemerkt hätte, wenn die weniger spröden Französischen Mädchen ihn nicht auf diesen Vorzug aufmerksam gemacht hätten.

Oft hatte im großen Deutschland, das er der Länge nach durchzog, manch schmachtendes Auge mit Wohlgefallen auf ihm geruht, da er aber die Sprache desselben nicht verstand, so war er ungerührt vorüber gezogen, aber zu Straßburg hörte er aus dem Munde der schönsten Mädchen sich laut den schönen Schuster nennen, seine geweckte Eitelkeit führte ihn oft vor seinen kleinen Taschenspiegel, und überzeugte ihn eben so geschwind, daß die Mädchen keine Unwahrheit gesagt hätten. Er wandte von dieser Zeit an mehrere Sorgfalt auf seinen Körper, er bürstete seinen Sonntagsrock emsiger, lockte sein dichtes Haar schöner. Diese kleine Mühe blieb nicht unbelohnt, die Mädchen nannten ihn jetzt nicht nur den schönen, sondern auch den galanten Schuster.

Unter allen, welche ihn freundlich grüßten, willig beym Trinken die Gesundheit erwiederten, noch williger ihm die Hand zum Tanze reichten, behagte seinem Herzen am besten die Tochter eines sehr reichen Tuch-Fabrikanten. Sie konnte zwar nicht neben ihm im Garten Platz nehmen, oder auf dem Tanzsaale mit ihm die bunten Reihen durchhüpfen, denn ihr stolzer Vater erlaubte ihr beydes nicht

aber sie suchte und fand doch immer Gelegenheit, ihn deutlich zu überzeugen, daß seine schöne Gestalt auf ihre Sinne, sein eines, stilles Betragen auf ihr Herz mit Macht gewirkt habe. Konrad wohnte mit ihr in einem Hause, sein Meister, bey welchem er in Arbeit stand, hatte ein kleines Hintergebäude in der Miethe, welches mit dem größern durch einen Gang verbunden war; über diesen mußte man gehen, wenn man auf die Gasse gelangen wollte, über diesen ging Konrad selten, ohne die Tochter des Hauses sehen und grüßen zu müssen. Sie erwiederte seinen Gruß stets mit großer Freundlichkeit, als aber der schüchterne Jüngling nie mehr als diesen wagte, so versuchte sie's ernstlicher, ihm Rede abzugewinnen. Sie forschte nach seinem Nahmen und Vaterlande, fragte nach seinen Freunden und Bekannten, und ließ sich nach und nach seine ganze, obgleich kleine, aber doch immer merkwürdige Lebensgeschichte erzählen.

Der angenehme, empfindungsvolle Ton, mit welchem er diese Geschichte erzählte, die Thränen, welche bey der Erinnerung an seine theuern Pflegeältern seinen Augen entstürzten, wirkten äußerst mächtig auf das unbefangene Herz des empfindsamen Mädchens. Er war so schön, und nebenbey so unverdient unglücklich! Beydes sind Eigenschaften, an welchen Stolz und Eitelkeit des Liebe fühlenden Mädchens sehr oft scheitert, und der keimenden Liebe willig weicht.

Caroline, so nannte sich das reiche, aber auch

schöne

schöne Mädchen, hinderte diese Wirkung nicht, sie war vielmehr vollkommen mit ihrem Herzen zufrieden, wenn es ihr in den Armen eines so guten Jünglings das schönste und größte Glück auf Erden weissagte. Es steht bey dir, sprach sie dann zu sich selbst, den unschuldig Gekränkten wieder mit dem Schicksal auszusöhnen, ihn zu überzeugen, daß dem unverdienten Leiden oft der schönste Lohn folgt. Sie konnte zwar nie hoffen, daß ihr Vater seine Einwilligung zur Heirath mit einem armen Schustergesellen geben würde, aber sie fand diese in den Stunden ihrer empfindsamen Schwärmerey ganz für überflüssig, weil ihre verstorbene Mutter ihr mehr als zwanzig tausend Thaler hinterlassen hatte, mit welchen sie kraft des Testaments schon im achtzehnten Jahre ihres Alters nach freyer Willkühr schalten konnte.

Vielleicht würde Vernunft und Zeit sie überzeugt haben, daß des Vaters Fluch dem ungehorsamen Kind nie Glück, nie Ruhe bringe, wenn dieser nicht alles dazu beygetragen hätte, um die schöne Träumerinn in ihrem Vorsatze zu bestärken. Ein noch reicherer, aber schon beynahe sechzig Jahr alter Kaufmann ward durch Carolinens blühende Jugend und Schönheit zu der Versuchung gereitzt, in ihren Armen neue Lebenskraft und Wärme zu suchen. Da er überzeugt zu seyn glaubte, daß das Herz eines Mädchens gleich jeder andern Waare kaufbar seyn müsse, so beschloß er, sich den Besitz desselben etwas Nahmhaftes kosten zu lassen, und

ſprach deßwegen mit ihrem Vater. Dieſer war von jeher gewohnt, nur auf Gewinn, nie auf unbedeutende Nebenumſtände Rückſicht zu nehmen, er fand, ohne calculiren zu dürfen, daß der Brautſchatz, welchen der verliebte Alte freywillig anboth, ſehr anſehnlich ſey, daß in der ganzen Stadt niemand ſeiner Tochter einen größern biethen könne, und ſchloß alſo auch ganz natürlich, daß dieß die ſchönſte und beſte Heirath für ſein Kind ſeyn müſſe. Er verſprach daher dem Alten ſeiner Tochter Hand, und beſtimmte zugleich den Tag zu ihrer Verlobung. Nicht um ihre Einwilligung zu erhalten, denn was bedurfte es bey ſolchem Glücke einer Einwilligung, ſondern um ſie von dem großen Glücke zu unterrichten, machte der erfreute Vater der Tochter den geſchehenen Kauf kund, und geboth ihr, ohne ihre Einwendung anzuhören, daß ſie den Alten als ihren Bräutigam empfangen, als ihren künftigen Gatten ehren ſolle.

Es war eben Sonntag, als ihr dieſe Hiobspoſt ward; Konrad war kurz vorher in ſeinem ſchönſten Kleide über den Gang gegangen, ſein wirklich hübſcher Anzug hatte ſeine Schönheit um vieles vermehrt, das Auge der Liebenden mehr als jemahls darauf aufmerkſam gemacht. Die Thür ihres Schlafzimmers ging nach dieſem Gange, ſie öffnete ſolche, wie ſie von der Abendmahlzeit zurück kehrte, erlaubte ihrem Mädchen nach dem Tanzſaale zu gehen, und lauerte hinter der Thür auf Konrads Rückkehr. Da dieſer ſchon längſt auch Carolinens Rei-

ten gehuldigt hatte, freylich ganz in geheim, ganz hoffnungslos, aber eben deßwegen sehr heftig liebte, so verzögerte er seine Rückkehr nie über zehn Uhr, weil er alsdann gewiß war, seine Schöne immer bey der angenehmen Abendkühle auf dem Gange zu finden, ihr dann im Vorübergehen wenigstens eine süße, angenehme Ruhe wünschen zu können.

Auch dießmahl entriß er sich um diese Zeit dem Zirkel seiner lustigen Freunde, umsonst bathen sie ihn, länger zu bleiben, umsonst reichten sie ihm das volle Glas zum weitern Bescheide, die allmächtige Liebe winkte, er folgte, und fühlte sich dann so selig, so glücklich, wenn er von der schönen Caroline freundlich gegrüßt, nach seinem Kämmerchen schleichen, auf seinem Bette sich ungestört der Leitung seiner Einbildungskraft überlassen konnte, die ihn oft zum reichsten Mann, und dann fähig machte, um die Hand der Auserwählten zu werben. Spottet seiner nicht, liebe Leser, wenn ich euch offenherzig erzähle, daß er in diesen glücklichen Stunden oft das große Loos in der Lotterie gewann, oder ein Mahl hundert tausend Gulden auf offener Heerstraße fand, sich dann behende Wagen, Pferde und Bediente anschaffte, um mit aller möglichen Pracht im Hause seiner Geliebten erscheinen zu können. Erinnert euch ähnlicher Träume, und verzeiht diese dem Aermsten willig, denn daß sie, meine Theuern, nie auf ähnliche Art geträumt hätten, will ich nicht einmahl vermuthen, weil sie alsdann

das schönste Glück des Lebens nie gefühlt, nie genossen hätten.

Er trauerte, als er dießmahl die Geliebte seines Herzens nicht mehr auf dem Gange erblickte, und verwünschte eben in Gedanken die zu große Zudringlichkeit seiner Kameraden, welche ihn am frühern Abschiede verhindert hatten, als ein leiser Ruf seines Nahmens, der sein Herz durchbebte, ihm Rückblick geboth. Es war Caroline, welche sich im leichten Nachtkleide hinter der Thür hervor bog, und ihm mit der Hand näher winkte, er folgte diesem Winke mit größten Freuden, aber es bedurfte ihrer noch viele, ehe er es wagte, in Carolinens Zimmer zu treten; hätte die Entschlossene nicht seine Hand ergriffen, ihn nicht selbst mit sanfter Gewalt hinein gezogen, er würde die edelste Zeit mit vielen unnützen Complimenten verschwendet haben.

Ungeachtet eben der längste Tag des Sommers sich näherte, so dämmerte es doch schon mächtig, Caroline hatte, um nicht Verdacht zu erregen, kein Licht angezündet, sie wollte aber doch gern beym Gespräch Conraden ins Auge blicken, und führte ihn daher ans Fenster. Seine Hand ruhte noch immer in der ihrigen, ward oft von dieser sanft gedrückt, aber Konrad konnte den Druck nicht erwiedern, alle Kraft des Lebens hatte ihn verlassen, Sinne und Gefühle beschäftigten sich nur mit dem großen, unerwarteten Glück, das sein Herz nur ahnden, nicht fassen konnte. Eine Thrä-

ne, ganz der Freude geweiht, entquoll seinem großen Auge, und schlich langsam über seine hochgeröthete Wangen. Sie weinen? rief Caroline erschrocken aus! Was ist ihnen widerfahren?

Konrad. Mir? Widerfahren? das Glück — — die große Freude — — Weine ich denn wirklich? — — (Fährt mit der Hand über seine Wangen.) Wirklich! Wie's kommt, weiß ich nicht — — Ich habe keine Ursache dazu, war nie so glücklich! Wenn das Gefühl der höchsten Freude Thränen erregen kann, so muß es solch eine Thräne seyn. Ich habe das Erstere noch nicht gefühlt, und kann nicht aus Erfahrung sprechen.

Caroline (unruhig.) Wo waren sie? Wer hat sie so glücklich gemacht?

Konrad. Wer? Sie fragen? Gott! Bin ichs denn würdig, in ihr Zimmer treten, mit ihnen sprechen zu dürfen? Ist dieß nicht das größte, unverdienteste Glück?

Caroline (freudig.) Wohl mir, daß meine Ahndung mich nicht betrog, als ich ähnliches Gefühl in ihrem Herzen muthmaßte! Heil mir, daß ich meinen Entschluß ausführte. Die Zeit ist edel, die Gefahr groß, will ich Rettung erwarten, so muß ich die erstere benutzen, und jede Bedenklichkeit unterdrücken. Haben Sie noch keine Geliebte? Haben Sie noch keinem Mädchen Treue verheißen?

Konrad. Noch nie! Noch nie!

Caroline. Wollen, können sie mir solche

geloben, wenn ich ihnen aufrichtig gestehe, daß ich sie schon lange innig und zärtlich liebte.

Konrad. Auch ich! Auch ich!

Caroline. Sie antworten nicht?

Konrad. Was soll ich antworten? Ich höre den süßen Ton ihrer Stimme, ich höre sie von Liebe zu mir sprechen. Ich kann dieß große Glück nicht fassen, ich muß es für einen Traum halten. O Gott! wie unglücklich werde ich seyn, wenn ich erwache, und mich betrogen fühle.

Caroline. Nein, lieber Konrad, nein! Was ich ihnen sagte, ist Wahrheit, kein Traum. Fassen sie sich, so sehr mir auch ihre Freude, ihre Verwirrung angenehm seyn muß, so habe ich doch ihres Raths und Beystandes noch nöthiger.

Sie erzählte ihm alles, was sich mit ihrem Vater zugetragen, wie er vor einigen Stunden sie durch seinen Ausspruch zum unglücklichsten Mädchen gemacht habe, und fragte Konraden am Ende: Ob er sich entschließen könne, sie zu retten, mit ihr nach Deutschland zu fliehen, und dort ihr Gatte zu werden? Konrad versprach das erstere, und gelobte das letztere mit tausend Freuden, mit der Versicherung seiner ewigen, innigsten Liebe und Treue. Gerührt durch seine kunstlosen, aber um so tiefer wirkenden Ausdrücke, sank das holde Mädchen in seine Arme, ihre Lippen berührten die seinigen, der Bund der Liebe ward durch den feurigsten, aber auch reinsten Kuß versiegelt.

Konrad. Kannst du von all deinem Habe

und Vermögen nur so viel retten, daß ich mir in meinem Vaterland das Meisterrecht erkaufen kann, so ist mirs nicht bange, dich mit meinen Händen zu ernähren. O es wird sich herrlich und trefflich arbeiten, wenn ich denke, daß du die Früchte meines Fleißes genießen sollst.

Caroline. Nicht so, Theurer! nicht so, ich habe einen andern Plan, der dich und mich glücklicher machen wird. Das Vermögen meiner Mutter, mit welchem ich nach Gefallen und selbst unter dem Schutze der Gesetze schalten kann, ist ganz in meiner Gewalt, es besteht in einigen zwanzig tausend Thalern, und wird gewiß hinreichen, um uns wohl und anständig zu ernähren.

Sie erklärte ihm nun, was Konrad freylich nur halb verstand, daß sie nach dem Willen und Rathe ihres Vaters mit diesem Gelde immer Französische Papiere oder Wechsel, welche auf einige Monathe Sicht gestellt wären, einhandle, und durch diese Speculation bisher mehr gewonnen habe, als das Capital, sicher angelegt, an gewöhnlichem Interesse tragen könne. Da nun von jeher diese Wechsel in ihrer Schatulle ruhten, und solche ihrer Versicherung nach selbst im Auslande in jeder Bank angenommen und bezahlt würden, so wäre es eben so leicht und möglich, solche bey der schnellsten Flucht mit sich zu nehmen, und in jeder großen Stadt in bares Geld zu verwandeln. So sehr durch diese Versicherung auch Konrads künftiges Schicksal verbessert, und reitzender gemacht wurde, so hatte diese

Aussicht doch keinen Reitz für das edle Herz des Jünglings, der das Geboth des Schöpfers: Du sollst dich und dein Weib im Schweiße deines Angesichts ernähren, so gerne erfüllt hätte, doch sah er eben so deutlich ein, daß er Carolinen nicht so ernähren könne, wie sie erzogen ward, und fügte sich ganz der Geliebten Vorschlage.

Erst um Mitternacht verließ er ihr Zimmer, sie hatte mit ihm verabredet, daß er sogleich die Arbeit seines Meisters verlassen, sich ein kleines Zimmer in einem abgelegenen Theile der Stadt miethen, Wagen und Pferde zur Flucht besorgen, und alles veranstalten soll, um diese glücklich und sicher auszuführen. Konrad befolgte den Rath seiner Geliebten aufrichtig und getreu, in zwey Wochen war alles besorgt, was sie verlangt und gefordert hatte. Unter dem Vorwande, seine ehemahligen Mitgesellen zu besuchen, erschien er unter dieser Zeit noch oft auf dem Gange. Da niemand etwas argwohnte, so konnte ihn Caroline auch oft in der Dämmerung einige Augenblicke sprechen, und ihm immer einen kleinen Pack übergeben, in welchem sie die nothwendigsten Kleider und Wäsche verborgen hatte.

Ihr Vater und Bräutigam ward indeß immer dringender, der Letztere eilte um so stärker, weil sich mit jedem Tage sein Tod sichtbar nahte, und er die wenigen Tage seines Lebens gerne noch in den Armen des schönsten Mädchens genießen wollte. Ungeachtet ihm Caroline nie gegründete Hoffnung machte, ihren Vater immer um Abänderung flehte, so ward

doch kurz nachher der Tag zur Verlobung angesetzt.

Diesen wollte und konnte Caroline nicht erwarten, sie entfloh in der Nacht, welche diesem voranging, an dem Arme ihres Geliebten aus dem väterlichen Hause. Ehe man sie dort vermißte, waren die Flüchtlinge schon glücklich über die Rheinbrücke gegangen, hatten die deutschen Gränzen erreicht, und setzten sich dort in den bereit stehenden Wagen, welchen Konrad schon lange vorher besorgt hatte. Sie kamen unerkannt bis Augsburg; da Caroline aus Erfahrung wußte, daß die dortigen Wechsler mit Frankreichs Banken in großer Verbindung standen, so beschloß sie hier, ihre Französische Papiere, sey es auch mit Verlust, in baares Geld zu verwandeln.

Conrad, welcher sich schon zu Straßburg, von Carolinen unterstützt, schönere Kleider gekauft hatte, in diesen einem Manne ähnlich sah, den der Besitz so vieler Wechsel nicht verdächtig machen konnte, übernahms, von Carolinen unterrichtet, die Umsetzung dieser Wechsel zu besorgen. Er besuchte einige Wechsler, als sich diese aber mit Mangel am Gelde entschuldigten, so ging er zu dem berühmtesten Bankier dieser Stadt. Er fand solchen zur Annahme bereit und willig, wie er aber die Wechsel vorzeigte, und jener sie genauer untersucht hatte, so verließ er das Comptoir, und trat bald nachher, von einigen Männern begleitet, zu dem erstaunten Konrad. Mein Herr, sprach er im ernsten Tone, alle diese

Wechsel, welche sie mir überreicht haben, sind dem Tuch-Fabrikanten L— zu Straßburg heimlich entwendet worden, ich habe den gemessenen Auftrag, den Ueberbringer derselben unter sicherer Verwahrung wieder nach Straßburg zu senden, können sie sich nun über den rechtmäßigen Besitz derselben nicht auf der Stelle ausweisen, so muß ich meinen Auftrag sogleich vollziehen. Konrad schwieg, denn diese Nachricht hatte ihm alle Kraft zur Antwort geraubt. Wahrscheinlich, fuhr der Wechsler fort, sind sie der Sohn meines Freundes. Ich bedaure den unglücklichen Vater, der seine Hoffnung auf so schändliche Art vereitelt sieht. Er verdient bessern Lohn für seine väterliche Liebe, die auch solch eine That noch nicht ganz tilgen konnte, weil er mich ausdrücklich bittet, sie mit Schonung zu behandeln, und nicht dem Gerichte zu überliefern. Sie schweigen? Haben gar keine Entschuldigung vorzubringen? Ich gehe also Anstalten zur Abreise zu treffen.

Der Wechsler verließ ihn auf's neue, nur die Wächter nahmen Platz an der Thür. Ehe eine Stunde verfloß, kehrte er zurück, und Konrad ward nach dem Hinterhofe geführt, wo er in Gesellschaft zweyer Unbekannten Platz in einem Wagen nehmen mußte, der sogleich rasch fortrollte.

Als Augsburgs Thürme schon weit hinter seinen Rücken lagen, erhielt Konrad erst seine Denkungskraft wieder; er gedachte seiner harrenden, verlassenen Caroline, und sein Herz brach, Thränen des bittersten Kummers rollten über seine Wangen.

Schon wollte er seinen Begleitern alles entdecken, sie zur Rückkehr bewegen, wie er aber überlegte, daß er Carolinen dadurch ganz unglücklich mache, sie auf ewig verlieren würde, so beschloß er den glücklichen Irrthum zu benutzen, und zu ihrem Vortheile zu schweigen. Sie wird, hoffte er, sich bey längerem Ausbleiben gewiß bey allen Wechslern nach mir erkundigen, meine Gefangenschaft erfahren, und sich durch eine glückliche Flucht retten können. Er sah nebenbey wohl ein, daß man zu Straßburg streng nach ihrem Aufenthalt forschen würde, er beschloß, im ersten Verhöre diesen auch redlich zu entdecken, weil er mit größter Gewißheit hoffen konnte, daß sie schon längst jeder weitern Nachstellung würde entflohen seyn. Um ihr einst wieder folgen zu können, beschloß er überdieß ihrer Liebe zu ihm nicht zu erwähnen, und vorzugeben, daß er sie unverhofft in einem Gasthofe getroffen, von ihr zur Mitreise sey eingeladen worden, auch endlich auf ihr Ersuchen die verrätherischen Wechsel zum Bankier getragen habe.

Mit diesem festen Vorsatze langte er zu Straßburg an. Carolinens Vater staunte hoch, als ihm Konrads Begleiter meldeten, daß sie vom Bankier F— zu Augsburg abgesandt wären, ihm seinen entflohenen Sohn nebst einem Briefe zu überbringen. Er eilte sogleich hinab, und staunte noch mehr, als er einen ganz unbekannten Jüngling vor sich stehen sah.

Um in der Folge nicht unverständlich zu wer-

den, muß ich hier zu dem Tage zurück kehren, an welchem Caroline ihre Flucht aus Straßburg begann. Sie wurde schon in den Morgenstunden vermißt, die Dienstbothen suchten sie auf des Vaters Geheiß vergebens bey allen Freundinnen und Anverwandten, er schöpfte bald Verdacht, untersuchte ihre Zimmer, vorzüglich ihre Schatulle. Wie er diese geleert fand, zweifelte er nicht mehr an ihrer Flucht, und both alle seine Freunde auf, um die Spur derselben entdecken zu helfen. So sehr sich diese auch mühten, so war doch alles Nachforschen vergebens, niemand hatte sie gesehen, niemand konnte ihren Weg anzeigen. Der um sein einziges Kind tief trauernde Vater, welcher nur allzu wohl wußte, und es jetzt mehr als je fühlte, daß die vorgeschlagene Heirath die Ursache dieser Flucht sey, würde Verzweiflung und Selbstmord geargwohnt haben, wenn ihn nicht die Mitnahme der Wechsel deutlich belehrt hätte, daß Caroline entfernt von ihrem Vater im Verborgenen leben wolle.

Da die Wechsel immer durch seine Hände gingen, er sich in seinen Geschäften ihrer willkührlich bediente, Carolinen eigentlich nur die Freude der Aufbewahrung und nebenbey den gewöhnlichen Gewinn gönnte, so war das genaue Verzeichniß derselben, nebst ihren Ausstellern und Giranten in seinen Handen. Er ließ dieß Verzeichniß einige hundert Mahl copiren, sandte es mit den ersten Posten in die Weite und Ferne an alle bekannte und unbekannte Wechsler. Er sah ganz wohl ein, daß

dieß das einzige Mittel seyn würde, früh oder spät Carolinens geheimen Aufenthalt zu entdecken, schrieb überdieß noch jedem Correspondenten, daß sie den Ueberbringer anhalten, und auf seine Unkosten nach Straßburg befördern sollten.

Da die schnellste Eile hier nur allein guten Erfolg leisten konnte, so wurden die mitgehenden Briefe von vielen Personen geschrieben, jede bediente sich der Ausdrücke, welche sich am geschwindesten darstellten, ohne zu untersuchen, ob sie auch bestimmt genug wären. Der Brief an den Augsburger Wechsler lautete also: „Mein Kind ist mir vorige Nacht entflohen, und hat alle die Französischen Papiere, welche in dem beyliegenden Verzeichnisse enthalten sind, mit sich genommen. Ich ersuche Ew. E., wenn es anders diese Wechsel bey ihnen produciren sollte, solches sogleich anzuhalten, und es mir mit sammt den Wechseln auf meine Unkosten nach Straßburg in größter Eile und unter der besten Aufsicht zurück zu schicken. Ich bin Vater, es ist mein einziges Kind, ich bitte daher Ew. E., es zwar mit Vorsicht, aber auch mit möglicher Schonung zu behandeln, und es nicht etwa dem Gerichte zu übergeben.“

Meine Leser werden es nun leicht begreifen können, wie es kam, daß der Augsburger Freund ohne weitere Untersuchung Konraden für den entflohenen Sohn seines Correspondenten ansah, ihn sogleich durch einige Vertraute nach Straßburg zurück sandte. Carolinens Vater, welcher diesen Irr-

thum aus seines Freundes Briefe erkannte, aber eben so wenig glaubte, daß er selbst die veranlassende Ursache dazu sey, wunderte sich daher über die Nachlässigkeit seines sonst so pünctlichen Freundes sehr, doch tröstete ihn die Versicherung, daß der gegenwärtige Fremde der Ueberbringer der Wechsel war, und folglich als ihr Abgesandte, ihren verborgenen Aufenthalt kennen müsse.

Ehe er ihn noch darüber befragte, betheuerte Carolinens Mädchen hoch und theuer, daß dieser so schön gekleidete Fremde ein armer Schustergesell sey, welcher noch vor einigen Wochen bey dem im Hause wohnenden Meister gearbeitet habe; da dieser Aussage mehrere Hausleute beytraten, und der darüber befragte Konrad es selbst nicht läugnete, so fing der alte Vater an, Verdacht zu schöpfen. Daß seine reiche, so vornehm erzogene Tochter sich in diesen armen Schuster wirklich verliebt habe, in seinen Armen aus dem väterlichen Hause entflohen sey, kam ihm zwar gar nicht in den Sinn, aber um so stärker quälte ihn der Gedanke, daß solcher vielleicht der Unglücklichen Räuber und Mörder seyn könne.

Die Antworten, welche Konrad, der Carolinens Ruf absichtlich schonen wollte, auf die vorgelegten Fragen ertheilte, waren allerdings von der Art, daß sie diesen Verdacht mit vollem Rechte zu bestärken vermochten. Er stotterte oft, er widersprach sich mehr als ein Mahl, kurz es schien allen unglaublich, daß die vernünftige Caroline einen unbekannten Schuster zu ihrem Reisegefährten erwählt,

mit schönen Kleidern beschenkt, und so unbesorgt ihren ganzen Reichthum, alle diese Wechsel zur Umsetzung anvertraut habe. Weil er aber offen bekannte, daß Caroline seiner im Gasthofe zu den drey Mohren in Augsburg harre, und dort noch bey seiner plötzlichen Verhaftnehmung gewohnt habe, so achtete man jede fernere Untersuchung des Möglichen und Wahrscheinlichen für überflüssig, und war nur bedacht, sich auf's schnellste zu überzeugen: Ob diese Aussage Wahrheit enthalte?

Der Buchhalter des Fabrikanten mußte deßwegen noch am nähmlichen Tage mit Extrapost nach Augsburg abreisen; er hatte den ernsten Auftrag: Carolinen in Güte oder mit Gewalt zur Rückreise zu bewegen, wenn er sie nicht mehr träfe, ihrer fernern Spur rastlos zu folgen, wenn aber, was alle fürchteten, die Aussage des Schusters falsch sey, mit eben so schneller Eile zurück zu kehren, um alsdann mit Schärfe gegen Konraden handeln zu können. Man übergab indeß den letztern in gerichtliche Verwahrung, und harrte mit Ungeduld des zurück kehrenden Buchhalters. Dieser erschien schon am sechsten Tage; sein Gesicht, welches sichtbar trauerte, verkündigte dem fragenden Vater im Voraus eine Schreckenspost. Er brachte die Nachricht mit sich, daß laut der Aussage, welche der Wirth des Gasthofes vor Gerichte geleistet hatte, es zwar vollkommen richtig sey, daß Caroline nebst dem Schuster Konrad, unter dem Nahmen Spangenberg, ein und einen halben Tag bey ihm gewohnt habe, seit dieser Zeit

aber verschwunden, und wahrscheinlich von ihrem Begleiter sey ermordet worden. Die Gründe, welche den Wirth zu dieser schrecklichen Vermuthung berechtigten, waren folgende: Um zwölf Uhr des nähmlichen Tages, an welchem Konrad durch den Wechsler war verhaftet worden, hatte Konrad mit Carolinen auf dem Zimmer gespeist, sie waren gegen ein Uhr Arm in Arm bey ihm vorüber gegangen, Konrad hatte, indem er den Wirth grüßte, deutlich gesagt, daß sie spatzieren gehen, und erst gegen Abend heim kommen würden. Um vier Uhr hatte eben dieser Wirth Konraden eiligst die Treppen hinauf, und bald wieder herab rennen gesehen. Weder er noch Caroline waren seit dieser Zeit mehr im Gasthofe erschienen, und ihr Zimmer blieb stets verschlossen. Auf die Bitte des Buchhalters wurde es durch's Gericht geöffnet, ein offener Koffer stand darin, viele Wäsche und selbst einige Kleider lagen heraus gerissen, und zerstreut umher. Sie bewiesen deutlich, daß man in größter Eile etwas darin gesucht, und deßwegen die große Unordnung verursacht habe. An des Koffers Seite lagen zwey weiße, noch nicht ganz entfaltete Tücher, welche stark mit Blut besudelt waren, und klar darthaten, daß man sich blutende Hände daran abgewischt hatte, weil man in einem derselben wirklich einige blutende Finger eingedrückt sah. Alle diese Thatsachen schienen nun zu beweisen, daß Konrad die arglose Caroline absichtlich im Spatzierengehen nach einem abgelegenen Orte gelockt, sie dort ermordet habe, dann in größter Eile heim

gekehrt sey, die Wechsel aus dem Koffer entfremdet, und seine Hände vom Blute gereinigt habe. Daß Caroline diese Wechsel überdieß nicht durch Konraden zum Verkaufe ausgebothen habe, beweiset, fügte der Buchhalter hinzu, der Mangel des Giro's, welches Caroline gewiß in diesem Falle beygefügt hätte.

Alle diese Vermuthungen wurden noch am nähmlichen Tage dem Richter hinterbracht, und dieser begann am folgenden das Verhör mit Conraden. Er gestand willig und frey, daß er mit Carolinen, ohne irgend wo einzutreten, von ein bis gegen vier Uhr spatzieren gegangen, dann aber in ihrer Gesellschaft in den Gasthof zurück gekehrt sey, dort von ihr die Wechsel erhalten, und sie, mit der Versicherung, daß sie seiner warten wolle, im Zimmer verlassen habe. Er erinnerte sich auch, daß er, um sie noch einmahl über den möglichen Nachlaß zu befragen, zurück gekehrt, und bald darauf wieder fortgegangen sey. Weiter konnte er nichts sagen, auch keine Zeugen bestimmen, welche Carolinen mit ihm in den Gasthof zurück kehren sahen, er hielt's ganz für wahrscheinlich, daß sie auf die Nachricht seines Verhaftes aus Augsburg entflohen sey, und bath den Richter, ihn wegen einer Sache, die er nicht wissen könne, auch nicht zur Verantwortung zu ziehen. Aber diesem genügte die Entschuldigung nicht, er forschte weiter, da aber Konrad sich's fest vorgenommen hatte, nichts von Carolinens Liebe zu entdecken, so beharrte er immer auf seiner ersten Er-

zählung, und behauptete, daß er erst in Ulm mit Carolinen zusammen traf, und da sie ihn schon zu Straßburg kennen lernte, von ihr zum Reisegefährten erwählt wurde.

Dieser Aussage widersprach aber bald laut und überzeugend der Fuhrmann, welchen Konrad selbst gedungen, und der ihn und Carolinen bis nach Basel geführt hatte. Er stellte sich, als er die ganze Geschichte durch Zufall erfuhr, freywillig vor Gerichte, Konrad war nicht fähig, ihm zu widersprechen, und vermehrte dadurch den großen Verdacht, den man gegen ihn geschöpft hatte. Da er auf diese Art einer falschen Aussage war überwiesen worden, den Verdacht des Mordes nicht entkräften, aber auch eben so wenig gestehen konnte, so verurtheilte ihn das Gericht zur Folter.

Er überstand den ersten Grad derselben, unter den heiligsten, kräftigsten Betheuerungen seiner Unschuld, als aber der zweyte begann, der Henker ihn überdieß versicherte, daß die Schmerzen der Marter immer höher steigen würden, da zog er den schnellen Tod der langsamen und doch tödtlichen Qual vor, bekannte alles, was man von ihm forderte. Ich habe, antwortete er auf die Frage des Richters, Carolinen bis an das Ufer des Lechs gelockt, sie mit einem Dolche ermordet, und ihren Körper in's Wasser gestürzt. Ich that's aus Habsucht, weil sie mir am Morgen vorher vertraute, daß sie eine große Summe an Wechseln bey sich habe, welche man bey jedem Wechsler gegen bares Geld umsetzen könne.

Dieſe Ausſage erfüllte das Herz des unglücklichen Vaters mit Schmerz und Trauer. Sein erwachtes Gewiſſen machte ihm bittere Vorwürfe, überzeugte ihn, daß er die gröſte Urſache von Carolinens ſchrecklichem Tode ſey, weil er ſie durch ſeine Drohungen zur Flucht gezwungen und verleitet habe. Bey ſolcher Empfindung war's daher natürlich und verzeihungswürdig, daß er die Richter dringend bath, ſein ermordetes Kind nach aller Strenge der Geſetze zu rächen.

Schon war Conrads Todesurtheil geſprochen, ſchon ſollte der Unſchuldige am folgenden Tag auf der Richtſtätte bluten, als Carolinens Vater auf's neue vor Gericht erſchien. Er hielt in ſeiner zitternden Hand einen Brief, den ihm eben eine Staffette überbracht hatte, er konnte vor Uebermaß der Empfindung nicht ſprechen. Meine Tochter lebt! Mein Kind iſt nicht ermordet! rief er endlich aus, und überreichte den Richtern den Brief.

Ich habe, ſchrieb Caroline mit eigener Hand, eben durch einen Zufall erfahren, daß der redliche, unſchuldige Conrad als mein Mörder vor Gericht ſey angeklagt worden, dieſe ſchreckliche Nachricht hat mich auf's Krankenlager geworfen, heftige Fieberhitze wüthet in meinem Innern, ich zittere und bebe, ich bin kaum fähig, zu ſeiner höchſt nöthigen Rettung dieſe wenigen Zeilen zu ſchreiben. Ihr unerſchütterlicher Vorſatz, theurer Vater, mich einem alten, mir äußerſt verhaßten Mann in die Arme zu liefern, war die Urſache meiner Flucht, ich mußte

ſie wagen, weil ich in den Armen eines ſolchen Mannes verzweifelt ſeyn würde. Der redliche Konrad, welcher meine Abſicht nicht einmahl kannte, und daher nichts Strafbares wähnen konnte, ward mein Begleiter, er gewann durch ſeine Treue und Aufrichtigkeit mein ganzes Vertrauen, ich ſandte ihn in Augsburg mit meinen eigenthümlichen Wechſeln zum Bankier, ich war ſchwach genug, ſchändlich zu entfliehen, als ich mich dadurch verrathen ſah. Wie ich aber überlegte, daß der Unſchuldige in ihren Händen ſey, und unverdientes Ungemach werde erdulden müſſen, da beſchloß ich ſtandhaft, nach Straßburg zurück zu kehren, und ſeine Unſchuld bey ihnen zu vertheidigen. Erſt vor kurzem erfuhr ich hier ſein trauriges Loos; ſtärkt Gott meine Kräfte, ſo folge ich morgen mit dem Früheſten, und werde durch meine Gegenwart und Ausſage des Unglücklichen Unſchuld beweiſen. Geſchehe dann mit mir, was da will, ich werde nicht murren, aber dieß ſchwöre ich im voraus, daß ich mich eher ſelbſt morden, als die Gattinn des verhaßten M— werden will. Können heiße Thränen, inniges Flehen eines einzigen Kindes ihr Vaterherz erweichen, ſo hoffe ich ganz gewiß, daß ich meine Rückkehr nie bereuen, noch oft die Vaterhand, welche vergab und nicht ſtrafte, mit Thränen der Freude netzen werde.

Der Brief war von Philippsburg datirt; der äußerſt gerührte, aber auch höchſt erfreute Vater war bloß zur Rettung des Unſchuldigen zum Gerichte geeilt, er beſtieg dort den Wagen, der ihn

noch am nähmlichen Tag in die Arme ſeiner Tochter liefern ſollte, deren Herz er mit dieſer Nachricht erfreuen wollte. Die Richter erſtaunten über dieſe Nachricht, ohne welche ſie die Mörder eines Unſchuldigen geworden wären. Da Carolinens Vater auf ſein Ehrenwort verſichert hatte, daß dieß ſeiner Tochter Schrift ſey, ſo eilten ſie, wieder gut zu machen, was ihre allzu große Härte verbrochen hatte.

Sie trafen Konraden im Gebethe mit ſeinem Beichtvater, deſſen Herz er eben durch die aufrichtige Erzählung ſeiner Unſchuld zur innigſten Theilnahme gerührt hatte. Sie waren vorſichtig genug, ihm die Freudenpoſt nur nach und nach zu entdecken, ihn Anfangs nur durch entfernte Hoffnung aus der Todesangſt zu erlöſen. Ihre Abſicht gelang vollkommen, Konrad äußerte über ſeine nahe Rettung zwar große Freude, aber ſie war nicht überſpannt, nicht unmäßig, ließ keine Gefahr, keine üble Folgen für ſeine Geſundheit muthmaßen.

Konrad hatte durch ſein eigenes Bekenntniß ſich als Carolinens Mörder angeklagt, es war alſo ganz natürlich, daß das Gericht noch immer vorſichtig handelte, ihm zwar Hoffnung, Befreyung aus Ketten und Kerker, aber doch nicht eher vollkommene Freyheit gewährte, bis die lebende Caroline es durch ihre Gegenwart ganz überzeugen würde, daß nur Qual und Schmerz der Folter dieß ungerechte Bekenntniß erzwungen habe. Der Gerettete durchwachte in einem Zimmer des Rathhauſes die kommende Nacht,

seine Wächter waren mehr zur Pflege als zur Sicherheit geordnet.

Um zehn Uhr des andern Tages öffnete sich schnell die Thür, Caroline stürzte hinein, ihr Vater folgte langsam nach. Ohne sprechen zu können, sank sie laut weinend in ihres Geliebten Arme, und verkündigte es allen Gegenwärtigen laut, daß er ihrem liebenden Herzen schon lange theuer nun aber unschätzbar sey. Konrad stand sprachlos da, er suchte vergebens sein Glück nach Würde zu fühlen, in seinem ganzen Umfange zu fassen.

Heil mir, rief endlich Caroline aus, Heil mir, daß ich dich wieder, daß ich dich gerettet erblicke, Verzweiflung würde mein schreckliches Loos gewesen seyn! Ich bin dir, fuhr sie fort, Ersatz für dein gräßliches Leiden schuldig, ich will ihn nach Kräften leisten. Mein Herz, Edler, war schon längst dein, aber diese Hand war's noch nicht. Nimm sie, vorher hätte ich sie dir mit des Vaters Fluche belastet reichen müssen, jetzt ruht sein Segen darauf. Komm, laß uns vereint ihm danken, er hat mein Flehen erhört, er gibt mich dir zum Weibe. Sie führte den mit Recht Erstaunten zu des Vaters Füßen, welcher ihn auch wirklich laut weinend in seine Arme schloß, und in Gegenwart vieler Zeugen seinen Sohn nannte.

Die Freude, sein schon todt geglaubtes Kind wieder lebend zu finden, hatte mächtig auf sein Herz gewirkt, Caroline hatte diese Wirkung trefflich benutzt, ihm ihre heiße, unendliche Liebe zu Konraden

offen gestanden, und sein Gewissen, das ihn schon lange schrecklich quälte, vollendete den Sieg.

Kannst du, sprach er schon am Abend vorher, nicht ohne ihn glücklich seyn, so sey's mit ihm! Ich will, ich werde deine Neigung nicht hindern, denn ich hab's zu stark gefühlt, daß ich ohne dich nicht frohe Tage genießen, nicht ruhig sterben kann. Der Himmel gab mir Vermögen genug, den ärmsten Schwiegersohn anständig ernähren zu können, ich will daher nicht murren, wenn er dir auch nichts mehr als ein redliches Herz zum Brautschatze bringt.

Diese Gesinnungen, welche er jetzt wiederhohlte, erwarben ihm das Lob und den Beyfall aller Anwesenden, ihre Herzen waren durch die rührende Scene zum Mitleide hingerissen worden, sie gönnten dem edlen Jünglinge diesen großen Lohn willig, sie versicherten sogar, daß nur dieser einiger Maßen Ersatz für so schreckliches Leiden seyn könne. Konrad ward im vollen Triumphe, den nur anerkannte Unschuld gewähren kann, in Carolinens Hause eingeführt.

Die Geschichte ihres Mordes war in der Stadt schon lange allgemein bekannt, schneller noch als diese verbreitete sich ihre glückliche Ankunft, ihre edle That, mit welcher sie dem Unschuldigen gelohnt hatte Das Volk folgte schon haufenweise dem Wagen, welcher Konraden aus dem Gefängnisse führte, es sammelte sich in weit größerer Menge vor dem Hause, und verlangte mit Ungestüm das glückliche Paar zu sehen. Es lebe die edle Jungfrau, welche so herr-

lich lohnen kann! Es lebe der redliche Jüngling, der um ihrer willen Folter und Todesangst ruhig duldete! So rief vereint die unzählbare Menge, als Caroline mit ihrem Geliebten an's Fenster trat. Auf diese Art will ichs ihm lohnen, antwortete Caroline und küßte den Jüngling in aller Gegenwart mit voller Inbrunst reiner Liebe. Der Jubel mehrte sich dadurch um ein Großes, noch um Mitternacht rief man: Heil dem edlen Paare! — Lange nachher konnte Caroline mit ihrem Konrad nicht über die Gasse gehen, ohne von einer großen Menge begleitet zu werden, welche ihren Glückwunsch immer auf ähnliche Art wiederhohlte.

Doch ehe ich weiter erzähle, muß ich wieder zu Carolinen zurück kehren, welche Konrad, als er die Wechsel zum Bankier trug, wirklich auf ihrem Zimmer im Gasthofe verlassen hatte. Sie waren Arm in Arm in der Stadt umher gewallt, und kehrten gegen vier Uhr nach dem Gasthofe zurück, ohne daß sie von den Hausleuten beobachtet wurden. Unter Weges war verabredet worden, daß Konrad noch am nähmlichen Tage die Wechsel verkaufen soll.

Da er noch etwas Nöthiges im erhaltenen Unterricht vergessen hatte, so kehrte er noch ein Mahl zu Carolinen zurück, und begegnete bey dieser Gelegenheit dem Wirth auf der Treppe. Caroline blieb indeß ruhig in ihrem Zimmer sitzen, als es aber schon dämmerte, Konrad noch nicht kam, da ward sie aufmerksam, dachte der möglichen Ursache nach

und erinnerte sich jetzt erst, daß sie das nöthige Giro auf den Wechseln vergessen habe. Sie sah ein, daß dieß den in diesem Geschäft ganz unerfahrnen Konrad in Verlegenheit setzen, vielleicht gar Verdacht erregen könne, und beschloß sogleich, ihn aufzusuchen.

Da sie ihm selbst die Wechsler genannt hatte, bey welchen er Anfrage halten sollte, so wars ihr leicht, seiner Spur zu folgen, sie näherte sich eben dem Hause, in welchem Konrad war in Verhaft genommen worden, als ein Wagen aus diesem heraus rollte, in dem sie Konraden nebst einigen andern Personen erblickte. Ihr Herz ahndete Entdeckung, sie wagte es, eine Hausmagd anzureden, und über die Abreise des Fremden zu befragen. Diese erzählte ihr treuherzig, was sie wußte, und Caroline erfuhr dadurch, daß man Konraden nach Straßburg führe.

Furcht und Angst bemächtigten sich ihrer Sinne, sie glaubte nun ebenfalls entdeckt, und auf ähnliche Art fortgeführt zu werden, sie eilte im schnellsten Laufe nach dem Gasthofe zurück, riß den Koffer auf, und nahm ihre Kostbarkeiten nebst einigem baren Gelde heraus, um dadurch ihre Flucht besser fördern zu können. Wahrscheinlich verletzte sie sich durch allzu große Eile am Schlosse des Koffers, denn sie erinnerte sich nachher, daß ihre Hand stark blutete, und sie solche noch im Zimmer vom Blute reinigte. Sie entfloh endlich glücklich aus der Stadt,

die Dämmerung verhinderte es, daß man ihr Hin- und Hergehen im Gasthofe bemerkte.

Sie reiste nach München, Regensburg, dünkte sich nirgends sicher, nirgends ruhig, gedachte stets ihres geliebten Konrads, und tröstete sich bloß mit der Hoffnung, daß ihr geitziger Vater zufrieden seyn würde, wenn er ihr Vermögen wieder erhielte. Daß er Genugthuung von Konraden fordern, ihn vielleicht gar als einen Verdächtigen dem Gerichte überliefern würde, kam ihr lange nicht in den Sinn. Erst nach und nach schien ihr die Möglichkeit des letztern einleuchtend zu werden, ihre Unruhe und Angst vermehrte sich dadurch um ein Großes. Beyde trieben sie näher nach Straßburg, um wo möglich einige Nachrichten einzuziehen. Da ihr dieß in der Ferne nicht gelang, so ging sie bis Philippsburg, wo sie sich bey dem Wirth nach verschiedenen Bekannten in Straßburg, dann erst nach ihrem Vater erkundigte. Man stelle sich ihr Erstaunen, die Größe ihres Jammers vor, als sie hörte, daß dieser seine ermordete Tochter trostlos beklage, und endlich gar erfuhr, daß Konrad, dieses Mordes beschuldigt, nächstens schon auf dem Blutgerüste sterben werde. Nun erfolgte, was ich schon ehe erzählte.

Groß war Carolinens Freude, hoch und innig ihr Gefühl, als sie nach so vieler Angst und Leiden im Arme des Allgeliebten ruhen, mit Gewißheit hoffen konnte, daß er bald ihr seyn würde auf ewig. Konrad suchte zwar diese Freude auch zu genießen und zu fühlen, aber die Kraft, welche ihm

sein Leiden und die nahe Todesgefahr geraubt hatte, mangelte ganz, er glaubte immer nur zu träumen, immer schwebten noch Folter und Bilder des Todes vor ihm, wenn er Carolinens feurigen Kuß erwiedern wollte. Jedes Geräusch, das dem Geklirre der Ketten nur in der Ferne glich, schreckte ihn hoch empor, er mußte dann lange kämpfen, ehe er seine erhitzte Einbildungskraft überreden konnte, daß er nicht mehr im Kerker schmachte, nicht mehr mit Ketten belastet sey. Nach und nach verloren sich zwar diese Vorstellungen, er war oft fröhlich und munter, aber doch weit öfterer traurig, oft sogar wahrhaft melancholisch. Unwillkührliche Thränen rollten dann über seine Wangen, die selbst Carolinens Kuß und Bitte nicht stillen konnte; er war gern allein, und träumte sich dann, seinem eigenen Geständnisse nach, immer wieder im Kerker.

Carolinens Vater, der sein Leiden fühlte, und wirklich innigen Antheil daran nahm, bemühte sich ebenfalls nach allen Kräften, ihn zu ermuntern und zu trösten. Er liebte Konraden jetzt gleich einem Sohne. Vermehrung seines Reichthums war freylich eine seiner Hauptleidenschaften, aber noch stärker als diese beherrschte ihn eine gewisse Art Ehrgeitz, der oft in einer bloßen Grille oder Laune die größte Befriedigung fand. Ihm würde es unerträglich gewesen seyn, und seine ganze Lebenszeit verbittert haben, wenn Konrad, als er noch in den Augen aller Carolinens Mörder war, vor Gericht gestanden hätte, daß diese ihn liebte, aus Liebe zu ihm vor-

züglich entflohen wäre. Dieſe edle Schonung ſeiner und der Tochter Ehre hatte ſein Herz gewonnen, dieß war in ſeinen Augen eine That, die er mit ſeinem ganzen Vermögen, mit der Hand ſeiner Tochter lange noch nicht hinlänglich belohnt glaubte.

Um Konraden zu zerſtreuen, um ihn mit ſeinen künftigen Geſchäften bekannt zu machen, ernannte er ihn bald nachher zu ſeinem Handlungsgefährten, Konrad ward als dieſer bald munterer und thätiger, ſein Geiſt fand Nahrung in den ſpeculativiſchen Geſchäften des Kaufmanns, er ſah mit dieſem bald weiter als ſein künftiger Schwiegervater: er unternahm einige Geſchäfte, bey welchen jener keinen Vortheil erwartete; als ſie aber doch glückten, anſehnlichen Gewinn brachten, da gewann er die Liebe und Achtung desſelben noch ſtets in ſtärkerm Grade. Er ſelbſt drang jetzt mit Heftigkeit auf die Heirath mit ſeiner Tochter, und beſtimmte ſolche binnen Monathsfriſt. Ein unverhofftes neues Hinderniß ſtemmte ſich aber Konrads Glücke entgegen. Der Pfarrer, welcher Konraden mit Caroliner öffentlich verkündigen ſollte, forderte nach Sitte und Gewohnheit, des Erſtern Taufſchein, eben dieſe Forderung machte der Magiſtrat, welcher ihn zum Bürger aufnehmen ſollte, und fügte noch hinzu, daß dieſer bey einem Fremden um ſo nöthiger ſey, weil die Geſetze ausdrücklich verlangten, daß der Bürger-Candidat kein Leibeigener und nicht von unehelicher Geburt ſeyn dürfe.

Konrad geſtand ſogleich dem fragenden Vater,

daß dieß wirklich der Fall bey ihm sey, er erzählte ihm seine ganze Jugendgeschichte, erregte zwar sein ganzes Mitleid, kränkte aber noch weit stärker seinen Ehrgeitz, der sich dadurch ganz vernichtet fühlte. Hätte nicht Konrad schon ehe sein ganzes Herz gewonnen, nicht deutlich schon bewiesen, daß er einst die volle Stütze seines Alters werden würde, dieser einzige Umstand hätte vielleicht den Alten bewogen, sein Wort zurück zu nehmen, und ihm die Hand seiner Tochter zu verweigern. Jetzt forderte er aber nur Rath, und Abänderung, damit die Heirath nicht allzu lange verzögert würde.

Konrad beschloß sogleich selbst nach Böhmen zu reisen, sich von der Leibeigenschaft los zu kaufen, und den Pfarrer des Orts durch Geschenke, durch Vorstellung und Bitten zu bewegen, damit er das Wort unehelich nicht in den Taufschein setzen möge. Er kam eben nach Böhmen, als der siebenjährige Krieg halb Deutschland verheerte, der Ort seiner Geburt war durch den Feind besetzt, er konnte sich nicht ohne Gefahr dahin wagen, alle seine Briefe, die er dahin schrieb, blieben unbeantwortet, schon wollte er wieder zurück reisen, und die Unmöglichkeit, seinen Taufschein zu erhalten, durch Zeugnisse beweisen, als eine glückliche Schlacht das bedrängte Vaterland befreyte, und den Feind daraus vertrieb. Er reiste nun ohne Hinderniß nach seiner Heimath, und trug vors erste dem Amte, unter dessen Gerichtsbarkeit er stand, seine Bitte vor,

weil er, ohne von der damahligen Leibeigenschaft befreyt zu seyn, den Taufschein nicht erhalten konnte.

Ungeachtet damahls in einigen Schlachten die Waffen der tapfern Oesterreicher den Sieg errungen hatten, so war doch ihr Heer eben durch diesen Sieg stark geschwächt worden, die Monarchinn forderte deßwegen von ihren Ländern neue Recruten, um diese den nahenden Winter hindurch in Waffen zu üben, und zum künftigen Kampfe vorzubereiten. Damahls bestand noch die Einrichtung, daß von jeder Herrschaft, Amte oder Ortsgerichte eine gewisse Anzahl diensttauglicher Leute gefordert wurde, welche dieses ohne Widerrede in bestimmter Frist stellen, und wenn es solche in seinem Gerichtsbezirke nicht fand, oft mit ansehnlichen Kosten und Geldsummen von andern erkaufen mußte.

Der unglückliche Konrad langte eben bey seinem Amte an, als solches in einem Zeitraume von drey Tagen die Zahl seiner Recruten stellen sollte. Diese Stellung fiel diesem Amte um deßwillen weit härter, weil es kurz zuvor in Feindes Händen war, dieser selbst alle taugliche Bursche gehoben, oder wenigstens verjagt hatte, und doch war der Befehl äußerst dringend, drohte dem saumseligen Vorgesetzten mit strenger Strafe und Arreste. Kein Wunder war's daher nicht, daß Konrads Größe und schöne Gestalt den Amtsvorsteher sogleich aufmerksam machte, und viele Freude in seinem Herzen erregte, als er hörte, daß dieser junge, große Jüngling ein Unterthan der Herrschaft, folglich zu

einem Recruten tauglich ſey. Ohne Konrads Bitte ganz zu hören, ohne ſeine Vorſtellungen und Gründe zu achten, befahl er ſogleich, daß ſolcher gleich mehrern andern gefänglich verwahrt, und mit dieſen zum Regimente abgeſchickt werden ſollte. Durch dieſen Unglücklichen war die Zahl gefüllt worden, der Vorſteher konnte nun ohne Furcht vor Arreſt und Strafe ſchlafen gehen. Der erſtaunte Konrad ſuchte zwar durch die triftigſten Vorſtellungen das Herz desſelben zu erweichen, er erboth ſich ſogar, durch eine ſehr anſehnliche Summe ſeine Freyheit zu erkaufen, aber der Amtmann blieb ungerührt, und verwarf jeden Antrag. Man höre ihn, ehe man ihn verurtheilt.

Sparen ſie, ſprach er zu dem Bittenden, ihr Geld, bis ſie beym Regimente anlangen. Leichter als ich kann dieſes helfen, und ihre Stelle durch einen andern erſetzen; ich muß die Anzahl der Geforderten ſtellen, es iſt hart, es iſt grauſam, daß ich das Ungefähr benutze, ihr ganzes großes Glück, wo nicht zertrümmere, doch hindere; aber es wäre noch weit härter, noch weit grauſamer, wenn ich ihr Geld annähme, und, aus Mangel anderer Leute, unerzogenen Kindern einen Vater, der troſtloſen Gattinn einen Mann raubte, um ihn an ihrer Stelle mit fortzuſchicken. Das Geſchrey, die Verzweiflung der Unglücklichen würde mich bey Gott anklagen, und mir meine Seligkeit rauben, die ich nicht um Geld und Gut verkaufen will. Sie ſind, wie ſie ſelbſt ſagen, noch nicht verheirathet, ihre

Braut wird jammern, aber sie hat noch kein festes Recht auf sie; kann eher als die schwangere oder säugende Gattinn harren. Der Krieg muß sich bald enden, kehren sie glücklich zurück, so will ich ihnen mit Freuden unentgeldlich geben, was sie jetzt mit großen Summen bezahlen wollen.

Konrad hatte mehr als fünf hundert Louisd'ors mit sich, er bath den Amtmann, diese Summe jedem zum Lohne zu biethen, der freywillig an seiner Stelle Soldat werden wolle. Der Amtmann thats, aber es fand sich keiner, der sein Weib und Kinder um dieses Geld verlassen wollte.

Dem Unglücklichen, äußerst Trauernden blieb nun nichts anders übrig, als die ganze schreckliche Geschichte seines Leidens der harrenden Geliebten und ihrem Vater zu berichten. Er thats, Thränen löschten oft die Buchstaben, welche seine zitternde Hand schrieb. Am dritten Tag wurde er mit den übrigen Recruten der Herrschaft nach einer nahen Stadt geführt, in welcher das Regiment lag, bey welchem sie dienen sollten. Niemand wirds Konraden verdenken, daß er auch hier mit Hülfe seiner Louisd'ors Entlassung suchte; aber der Officier, welcher ihn übernahm, war zu gewissenhaft, um sich durch den Schein des Goldes blenden zu lassen, Konrad mußte in kurzer Zeit zu der Fahne des Regiments schwören, und alle Hoffnung, vor Ende des Krieges befreyt zu werden, war nun verloren.

Carolinens Jammer war groß, ihre Trauer unnennbar, als sie das unglückliche Schicksal ihres

Theu-

Theuern erfuhr, sie hätte ihn schon jeden Tag mit Sehnsucht erwartet, sollte ihn jetzt Jahre lang missen, dieß war mehr, als ihr Herz zu ertragen vermochte. Ihre Thränen, ihr Flehen rührte den Vater, er reiste nach Böhmen, und nahm eine große Summe Geldes mit sich, um mit dieser Konrads Freyheit zu erkaufen. Er ward auf seiner Reise mit einem Werb-Officier bekannt, welchem er seine Noth klagte, und von diesem die Versicherung erhielt, daß er ihm für bares Geld zwey tüchtige Recruten stellen wolle, wenn man solche, wie er sicher glaubte, für Konrads Entlassung fordern würde.

Durch dieß Versprechen getröstet, beschleunigte der Alte seine Reise, wie er aber in der Stadt, aus welcher Konrad zum letzten Mahl schrieb, anlangte, so war das Regiment schon aufgebrochen, und hatte seinen Marsch nach Schlesien genommen. Er reiste auch dahin ab, da aber der Krieg in dortiger Gegend eben sehr hartnäckig begann, und Konrads Regiment eben auf Vorposten stand, so konnte er, aller Mühe ungeachtet, nicht vordringen, ward endlich als verdächtig im Lager angehalten, und, ob er sich gleich durch seine Pässe legitimirte, doch nur mit dem Versprechen entlassen, daß er nie wiederkehren wolle. Diese Unglücksfälle schreckten den Alten ganz ab, mehr zu wagen, er kehrte schnell nach Straßburg zurück, und erfüllte das Herz seiner Tochter mit neuer Trauer.

Unterdessen hatte Konrad schon einige Mahl mit dem Feinde gekämpft, er suchte verzweiflungs-

voll seinen Tod, aber er fand ihn nicht, erntete statt diesem Ehre und Lob seiner Vorgesetzten, welche seine Tapferkeit bewunderten, und ihn, ehe ein halbes Jahr verging, zum Unter-Officier beförderten. Sein Loos würde als dieser erträglich gewesen seyn, wenn er nicht ein besseres gekannt, nicht von Carolinen hätte entfernt leben müssen. Sehnsucht nach ihr verbitterte jede Stunde seines Lebens, verschloß sein Herz jeder Freude, und machte ihn zum Genusse unfähig. Wenn andere zechten und spielten, lag er schlaflos in seinem Zelte, und gedachte der Theuern, welche seiner gewissen Ueberzeugung nach eben so sehnsuchtsvoll seiner harren würde. Als er einst auf den Vorposten stand, erzählte ihm ein Bauer, welcher Branntewein verkaufte, wahrscheinlich aber ein Spion war, daß der Feind keinen Deserteur zum Dienste zwinge, vielmehr mit einem Passe versehen ungehindert weiter ziehen lasse.

Der Reitz dieser Nachricht war für sein liebendes Herz allzu groß, er unterlag der Begierde, Carolinen bald wieder zu sehen, und beschloß, sogleich zu desertiren. Da er überzeugt war, daß er auf der äußersten Vorpost stehe, und auf einer gegenseitigen Anhöhe ein feindliches Piket erblickte, so erwartete er mit Ungeduld die Nacht, in welcher er sein Vorhaben ausführen wollte. Diese erschien, Gewitterwolken vermehrten zu seiner größten Freude die Dunkelheit um ein Großes. Sein war die Pflicht, die ausgestellten Wachen zu visitiren, und zur Aufmerksamkeit zu ermuntern. Unter diesem

Vorwande entfernte er sich vom Piket, schlich durch die Wachen durch, und eilte nach der vom Feinde besetzten Anhöhe. Er war nicht lange gegangen, als ihm der Ruf: Wer da? entgegen schallte, er antwortete: Ein Deserteur, und blieb ruhig stehen, bis die Wache ein Zeichen gegeben, und einige Mann vom entfernten Piket herbey kamen, um ihn vorwärts zu führen. Er staunte schon, als er rückwärts geführt ward, er sank ohnmächtig zu Boden, als er sich wieder unter den Händen seiner Kameraden erblickte.

Der Hügel, auf welchem wirklich das feindliche Piket stand, lag dem seinigen in schiefer Linie gegenüber, in der großen Dunkelheit hatte er sich etwas zu weit links gewendet, dieß würde aber seiner Absicht nicht geschadet haben, wenn nicht der Commandirende der Vorposten es kurz vorher für nöthig befunden hätte, eben dieser Dunkelheit wegen von einem benachbarten Piket eine Wache ins Thal zu stellen. Diese stand am Tage nicht dort, und Konrad war so unglücklich, auf solche zu stoßen. Er war nicht fähig, seinen Vorsatz zu läugnen, auch konnte ers nicht, weil er's der Wache zu deutlich erklärt hatte, daß er ein Deserteur sey; er wurde noch in der nähmlichen Nacht zum Stabe seines Regiments geliefert.

Wer die strengen Gesetze des Soldatenstandes kennt, und dabey überlegt, wie wichtig der Schaden sey, den ein einziger Ueberläufer einem Heere verursachen kann, wirds dem sonst menschenfreundli-

chen Obersten nicht verdenken, daß er über den Verbrecher Standrecht zu halten befahl, welches ihn ohne Gnade zum Strange verurtheilte. Dieß Urtheil mußte nach den Gesetzen längstens binnen vier und zwanzig Stunden an ihm vollzogen werden, es war daher eine große Gnade vom Obersten, daß er es bis zum andern Morgen verschob, und dem Unglücklichen noch einige Stunden gönnte, um sich zum gewissen Tode vorzubereiten. Konrad benutzte diese Zeit, um seiner Geliebten sein schreckliches Ende mit allen Umständen zu berichten. Ehe noch die Sonne unterging, war der lange Brief vollendet, den er oft mit Thränen benetzt hatte. Er übergab ihn dem Feldprediger, bath ihn dringend um richtige Bestellung, und dieser trug ihn sogleich, um ihn zu beruhigen, auf die Feldpost, brachte ihm zur Bestätigung sogar ein Recepisse, welches die richtige Uebergabe des Briefs bescheinigte. Konrad dankte dafür herzlich und innig, überließ sich die übrige Zeit ganz der Leitung des redlichen Priesters, der ihn mit Gott zu versöhnen und zu seinem Ende vorzubereiten suchte.

Als die Sonne am heitern Himmel empor stieg, trat der Unglückliche muthig und standhaft den Weg zum Tode an. Er zagte und zitterte nicht, er hatte schon längst das Ende seiner Leiden gewünscht, nur that's seinem Herzen weh, daß er auf so schreckliche Art enden mußte.

Wie der Henker ihn übernehmen wollte, brachte wider alles Vermuthen ein Fähnrich Gnade. Die

Frau des Obersten ward Konrads großmüthige Retterinn. Ihr Gatte liebte sie zärtlich und herzlich, er hatte ihr kurz zuvor geschrieben, daß sie unthätig und müßig im Lager ständen, sie nahm dieß als einen Wink zum Besuche an, und überraschte ihn an eben diesem Morgen mit ihrer Ankunft. Nach eingeführtem Gebrauch muß alle Mahl ein Fähnrich zu Pferde, wenn ein Delinquent zum Tode geführt wird, vor der Wohnung des Obersten bereit stehen, um so schnell als möglich Nachricht an die Richtstätte zu bringen, wenn es jenem gefallen sollte, Gnade zu ertheilen. Die Oberstinn argwohnte sogleich, als sie diesen sah, die Ursache, forschte nach, erhielt Bestätigung, und dachte edel genug, die Freude des Wiedersehens zur Rettung des Unglücklichen anzuwenden. Eben als sie der entzückte Gatte umarmen wollte, sank sie zu seinen Füßen nieder, sie war schwanger, benutzte auch diesen Umstand, und flehte im Nahmen des Kindes, welches sie unter ihrem Herzen trug, um Gnade. Der gerührte Oberste konnte solch einer Bitte nicht widerstehen, er winkte dem Fähnrich, und dieser eilte mit der freudenvollen Bothschaft zur Richtstätte.

Konrad hörte dieß göttliche Wort ohne besondere Theilnahme, er war froh, vom schmählichen Tode errettet zu werden, aber er trauerte, daß er länger noch dulden und leiden sollte. Da die Todesangst, welche er ausgestanden hatte, sein Verbrechen ganz tilgte, und alle fernere Strafe verhin-

derte, so konnte er noch am nähmlichen Tage frey umher wallen.

Er hielts für Schuldigkeit, der Retterinn seines Lebens zu danken, er ward freundlich empfangen, und sprach mit voller Empfindung, die sein leidendes Herz füllte. Die Oberstinn hörte seinen Dank mit Vergnügen, sie forschte nach der Ursache seiner Flucht, sein Herz öffnete sich, er erzählte ihr den größten Theil seiner Lebensgeschichte. Sie hörte solche mit inniger Rührung, mit größter Theilnahme, sie hatte einst selbst hoffnungslos geliebt, und fühlte daher den Jammer und das Leiden des armen Konrads mit doppelter Stärke. Sie belebte sein Herz mit neuer Hoffnung, versprach ihm sogar, bey dem Obersten den Abschied zu erflehen, aber sie mußte am andern Tag ihr Versprechen widerrufen, weil dieser nicht in der Macht ihres Gatten stand, und er keinen Soldaten im Felde entlassen konnte. Doch hatte der Oberste versprochen, daß er Konrads Fehler ganz vergessen, ihm sogar nicht einmahl die Unter-Officiers-Stelle rauben wolle, wenn er dagegen aufs heiligste gelobte, treu und redlich bis ans Ende des Krieges unter seiner Fahne zu kämpfen, sie nie mehr meineidig zu verlassen.

Konrad leistete dieß Versprechen, und trat aufs neue seine Dienste an. Eine seiner ersten Beschäftigungen wars, Carolinen sein neues Schicksal kund zu machen, sie zur Ausdauer zu ermahnen; er berichtete ihr in der Folge jede Veränderung, welche oft so wunderbar erfolgte, aber er mußte

durch zwey lange Jahre ohne Antwort schmachten, genoß nie das selige Vergnügen, ein Wort des Trostes von Carolinens Hand zu lesen.

Die Ruhe, welche das Heer durch einige Wochen genossen hatte, schwand mit einmahl, kehrte den ganzen Sommer nie mehr zurück. Es folgten blutige Gefechte, Konrad war in diesen meistens gegenwärtig, kämpfte jederzeit mit einem Muthe, der Verwunderung erregen, und seine Vorgesetzten zur Aufmerksamkeit reitzen mußte. Der Commandirende war einst selbst Augenzeuge, wie er mit zwanzig Mann einen kleinen Verhau hartnäckig vertheidigte, und aller Wahrscheinlichkeit entgegen, die überlegene Anzahl des Feindes zum Weichen brachte; er beschloß den Tapfern zu belohnen, und machte ihn zum Wachtmeister unter einem Cavallerie-Regimente, das seinen Nahmen führte.

Kurz nachher recognoscirte der General die Stärke des Feindes, Konrad war unter den Wenigen, welche zur Bedeckung an seiner Seite ritten; ein starker feindlicher Hinterhalt überraschte die Sichern, alles mußte fliehen, der General stürzte und ward gefangen. Konrad sah's, er sammelte zwölf Mann, drang mit diesen in die Schaar der Feinde, und befreyte den General glücklich aus der Gefangenschaft. Diese kühne That erregte die Dankbarkeit des Geretteten, Konrad wurde kurz nachher zum Lieutenant und Adjutanten des Generals ernannt.

Dieser Lohn ermunterte sein Herz zur Freude, er machte sein Glück Carolinen kund, und bath sie

dringend, es durch eine Antwort vollkommen zu machen, aber diese erfolgte nicht, und wurde aufs neue die Ursache seines Kummers. Er hoffte in den Winter-Quartieren auf einige Monath Urlaub zu erhalten, aber diese waren wider die Gewohnheit sehr unruhig, der General liebte ihn, er konnte ihn bey jeder Gelegenheit brauchen, und versagte ihm daher seine Bitte.

Im folgenden Feldzuge stieg Konrad bis zum Rittmeister empor. Die gegründete Hoffnung zum Frieden leuchtete hell, ward endlich zur Gewißheit. Einige Tage nachher, als er wirklich unterzeichnet war, erhielt Konrad den so sehnlich gewünschten Urlaub, es stand jetzt bey ihm, sogleich auch seinen ehrenvollen Abschied zu nehmen; aber er fand Vergnügen in dem Gedanken, als Officier vor seiner Caroline zu erscheinen, und ihrer Vaterstadt zu beweisen, daß die Holde sich keinen Unwürdigen zu ihrem Gatten erwählt habe.

Da er es ganz ihr und dem Willen ihres Vaters überlassen wollte: ob er seine militärische Laufbahn fortsetzen, oder wieder Kaufmann werden sollte, so nahm er seinen Taufschein mit sich, den der menschenfreundliche Pfarrer auf sein Bitten, ohne der unehelichen Geburt zu gedenken, ausstellte. Die Entlassung aus der Leibeigenschaft bedurfte er jetzt nicht mehr, weil sein Stand ihn ohnehin davon befreyte.

Heftige, der glücklichsten Vollendung sich schon nahe wähnende Liebe beschleunigte seine Reise, er setzte sie oft Tag und Nacht fort, und sah endlich

Straßburgs hohen Dom, von der untergehenden Sonne beleuchtet, vor sich liegen.

Es dämmerte schon, als er sich dem Hause näherte, in welchem er bald seine Allgeliebte zu umarmen hoffte. Um sie zu überraschen, um aus den Kennzeichen ihrer Freude auf die Fortdauer ihrer Liebe schließen zu können, schlich er sich langsam ins Haus, betrat mit tiefer Rührung den Gang, welcher zu Carolinens Zimmer führte, und öffnete endlich langsam die Thür.

Caroline saß im leichten Nachtkleide auf einem Ruhebett, sie säugte ein kleines Kind, welches auf ihrem Schooße ruhete, ein junger, schöner Mann stand ihr zur Seite, und blickte mit Wohlgefallen auf Kind und Mutter herab. Konrad schauderte zurück, er lehnte sich an die Mauer, und starrte nach Carolinen hin. Das Geräusch, welches Konrad verursachte, machte die Letztere aufmerksam, sie erkannte sogleich ihren Konrad, und sank ohnmächtig zurück. Der junge Mann trat jetzt zu Konraden, verwies es ihm bescheiden, aber nachdrücklich genug, daß er so geradezu in das Zimmer einer Wöchnerinn eindringe, für welche der kleinste Schrecken gefährlich, leicht tödtlich seyn könne. Konrad hörte diesen Verweis nicht, er wich nicht, als jener ihn deutlicher wiederhohlte, er stand angewurzelt zwischen Thür und Angel, seine Sinne staunten, seine Seele duldete nie empfundene Qualen.

Carolinens Gatte, denn dieß war der junge Mann, mußte um Hülfe rufen, weil diese aus der

Ohnmacht nicht erwachen, der Fremde, aller Ermahnung ungeachtet, nicht weichen wollte.

Unter denen, welche auf seinen Ruf herbey eilten, befand sich auch Carolinens Vater. Konrad schien zu erwachen, als dieser bey ihm vorüber ging, er suchte ihn bey der Brust zu fassen, wie dieser aber erschrocken zurück wich, sank seine ausgestreckte Hand langsam zurück, und er staunte von neuem nach Carolinen hin.

Mit vieler Mühe gelang es den Gegenwärtigen, ihn nach einem andern Zimmer zu führen, er duldete es zwar, daß man ihn auf ein Ruhebett legte, aber er sprang sogleich wieder auf, und starrte abermahls um sich her.

Carolinens Zustand schien am nähmlichen Abend weit gefährlicher, sie sprach, als sie aus der Ohnmacht erwachte, anhaltend irre, ein hitziges Fieber nagte an ihrem Leben, aber die Natur siegte im fürchterlichen Kampfe, sie genas, und erhielt den Gebrauch ihrer Vernunft wieder, um ihr Elend lebhaft fühlen und bejammern zu können. So glücklich war Konrad nicht, er hatte in seinem Leben manches Unglück standhaft erduldet, zwey Mahl überstand er die Gefühle des nahen, schmählichen Todes unter des Henkers Hand, als er aber die Geliebte, deren Andenken ihm sein Leiden immer erträglich machte, im Augenblicke des frohen Wiedersehens in den Armen eines andern, auf ihrem Schooße den Beweis ihrer Untreue erblickte, da unterlag er, sein Verstand entfloh, der Verzweif-

lung echter Bruder, der schreckliche Wahnsinn, deckte ihn mit seinen Fittigen, und tränkte ihn mit Opium, dessen Wirkung oft wohlthätig, oft auch schrecklich ist.

Carolinens Vater duldete im Stillen, aber seine Qual war ebenfalls groß, Gewissensvorwürfe vermehrten sie, denn er war der Urheber alles Leidens. Sein Ehrgeitz, dessen ich schon ehe gedachte, vielleicht auch andere Absichten hatten ihn zum schändlichen Truge verleitet, der jetzt so unverhofft entdeckt ward.

Als Konrad sein nahes, schreckliches Ende Carolinen berichtete, auf ewig von ihr Abschied nahm, da war ihr Leiden groß, ihr Jammer ohne Gränzen. Sie fühlte es deutlich, daß er aus Liebe zu ihr desertiren wollte, nun aus Liebe zu ihr sterben mußte, und dieß vermehrte ihren Schmerz um ein Großes. Ihr Vater hätte solchen vierzehn Tag nachher schon mit der freudenreichen Nachricht von Konrads Rettung lindern und enden können, denn er hatte den Brief, in welchem dieser alles berichtete, wirklich erhalten, da aber Caroline jetzt nicht mehr laut jammerte, den Schmerz nur in ihrem Innern sorgfältig nährte und pflegte, so hielt der Vater Rath mit seinem Verstande, und dieser rieth ihm, daß es weit besser sey, diese Nachricht zu verschweigen, weil die Aussicht zu Konrads Wiederkehr abermahls verschwand, ihn wahrscheinlich einst eine feindliche Kugel tödten, und auf diese Art der Jammer seines Kindes nie enden würde.

Auch war ihm von nun an der Gedanke unerträglich, daß seine Tochter einst in den Armen eines

Mannes ruhen sollte, welcher schon unter dem Galgen gestanden wäre. Seine überspannten Begriffe von Ehre nahmen dieß für einen Schandfleck, den keine Zeit, keine bessere That auslöschen könne, der ihn einst noch im Grabe entehren würde. Durch diese Scheingründe überzeugt, beschloß er, nicht allein jeden künftigen Brief Konrads zu unterdrücken, sondern auch Carolinen zu überreden, sich einen andern Mann zu wählen.

Das erstere konnte er leicht und sicher, weil Konrad alle seine Briefe, welche er an Carolinen schrieb, der bessern Bestellung wegen unter der Adresse des Vaters absandte. Das Letztere ward ihm weit schwerer, würde wahrscheinlich gar nicht gelungen seyn, wenn ein Zufall nicht mächtiger als er gewirkt hätte.

Ein hoffnungsvoller, edler Jüngling, der Sohn eines reichen Kaufmanns, hatte schon längst in geheim Carolinens Reitzen gehuldigt, nur die Gewißheit, daß sie Konraden zärtlich liebe, verhinderte das Geständniß seiner Liebe. Die Nachricht seines Todes, welche der Vater, ohne der Art zu gedenken, sogleich selbst verbreitet hatte, weckte neue Hoffnung in dem Herzen des Liebenden, er wagte es, Carolinen zu besuchen, er sah ihren Jammer und ehrte ihn durch innige Theilnahme, dadurch gewann er der Leidenden Zutrauen, Freundschaft und in der Folge auch ihre Liebe. Wer wird, wer kann's der Guten verdenken, wenn sie zwar das Andenken des Unvergeßlichen noch immer ehrte, aber doch den Lohn

der Liebe in eines Andern Armen ſuchte, da er ihr in den ſeinigen nicht mehr werden ſollte?

Nach Jahresfriſt, denn ſo lange betrauerte ſie im Herzen Konrads Tod, willigte ſie endlich ein, die Frau des reichen Erben zu werden. Der entzückte Vater nahm ihn, gleich Konraden, zu ſeinem Mitgefährten in der großen Fabrik auf; das anſehnliche Capital, was dieſer mitbrachte, diente zur Vermehrung derſelben, und gab die ſicherſte Hoffnung zum reichlichſten Gewinn.

Caroline lebte in den Armen ihres Gatten wirklich glücklich, denn er liebte ſie mit einer Zärtlichkeit, welche innig und groß war, nur dann und wann fand er ſie nachdenkend und traurig, wenn ſie ihres Konrads und ſeines ſchrecklichen Todes gedachte. Er war dann billig genug, mit ihr den Edlen zu beweinen, und dieß vermehrte ihren Dank, ihre Liebe. Vierzehn Tage zuvor, ehe Konrad wieder erſchien, hatte die Holde ihrem Gatten einen Sohn geboren, der ihrem Herzen äußerſt lieb und theuer wurde. Ihr Vater erhielt unter dieſer Zeit Konrads Briefe richtig, aber er verbarg ſie Carolinen äußerſt ſorgfältig.

Um Konraden von aller Rückkehr abzuſchrecken, berichtete er ihm in der Folge mehr als ein Mahl, daß ſeine Tochter, von ſeinem Tode überzeugt, ſich kurz nachher verheirathet habe, als Gattinn eines andern nun ſeine Briefe nicht mehr beantworten könne. Um ihn über den Verluſt derſelben einiger Maßen zu tröſten, verſprach er ihm ein Capital von zehn

tausend Franken zu schenken, welches der Gewinn war, der im glücklichen Handel, als er mit ihm associirt war, erworben wurde. Er bath ihn oft, nur den Wechsler zu bestimmen, an welchen er diese Summe übermachen solle, und ersuchte ihn nebenbey, nicht mehr an seine Tochter zu schreiben, weil jeder Brief das Glück ihrer Ehe störe, und doch nichts nützen könne; aber Konrad beantwortete keinen dieser Briefe, schrieb noch immer an seine Geliebte, klagte oft bitter, oft auch mitleidswürdig über ihr hartnäckiges Stillschweigen. Es war ganz natürlich, daß diese Briefe alle Mahl verloren gingen, nie in seine Hände kommen konnten, weil er zwar immer jedes Glück, jede Beförderung emsig berichtete, aber von jeher vergessen hatte, hinzu zu fügen, in welches Regiment er sey übersetzt worden. Deßwegen konnte Carolinens Vater immer nur auf die Adresse setzen: An den Lieutenant oder Rittmeister eines Cavallerie-Regiments! Die unbestimmte Adresse war daher Ursache, daß alle diese Briefe auf der Feldpost liegen blieben, oder unnütz hin und her gesandt wurden.

Konrads Zustand war schrecklich, und ganz des innigsten Mitleids würdig. Carolinens Untreue hatte ihm nicht nur den Verstand, sondern auch die Sprache geraubt. Ungeachtet der alte Vater alles anwandte, ihn durch Abgesandte zur Abreise zu bewegen, so beantwortete er doch aller Bitte mit keiner Sylbe, schien sie gar nicht zu hören. Er saß am andern Morgen noch mit in einander geschlagenen Armen auf seinem Ruhebette, und starrte nach einem Win-

kel des Zimmers; manchmahl knirrſchte er fürchterlich mit den Zähnen, oft ſchien er wieder angenehm zu lächeln. Da alle dem Alten einſtimmig verſicherten, daß er wahnſinnig zu ſeyn ſcheine, ſich ohne Gewalt nicht entfernen würde, ſo flehte er die Gerichte um Beyſtand an. Der Vorſteher der Polizey behandelte den Unglücklichen mit aller Schonung, als er aber ebenfalls keine ſeiner Fragen beantwortete, ſo ließ er ſeine Schriften unterſuchen, unter denen ſich ein Paß befand, welcher ſein Standquartier und Regiment anzeigte. Der äußerſt unruhige Alte verſprach ſogleich, alle Unkoſten, welche die Rückbegleitung des armen Rittmeiſters verurſachen würde, zu erſetzen, und die Polizey übernahm's, ihn anſtändig und ſicher bis in ſein Standquartier nach Böhmen zu führen.

Wider alle Erwartung folgte der Unglückliche ohne Murren ſeinen Begleitern, er ſchien luſtig und fröhlich zu ſeyn, als er den Wagen unter ſich rollen hörte, aber er ſprach nichts, und ſank in tiefe Melancholie zurück, wenn er in ein Zimmer geführt wurde; in jedem derſelben wählte er ſich ein Plätzchen, nach welchem er ohne Unterlaß hinſtarrte. Er verſchlang oft mit einer Art von Heißhunger jede Speiſe, welche man ihm vorſetzte, noch öfter aß er aber gar nichts, und verachtete alles, was man ihm reichte. Jeder, der ihn kannte, ſich ſeiner Verdienſte und Tapferkeit erinnerte, bedauerte ihn herzlich, als er beym Regimente anlangte. Unter allen ſeinen Freunden nahm aber der General den thätigſten Antheil an ſeinem Unglücke, er ſor-

berte die geſchickteſten Aerzte zu ſeiner Rettung auf; wie ihn aber alle für wahnſinnig erklärten, und keine ihrer Arzeneyen wirken wollte, ſo ſandte er den Unglücklichen nach der Hauptſtadt, wo zur Verpflegung der Wahnſinnigen ein eigenes Spital errichtet war.

Auch hier wurde er ſeinem Charakter gemäß, folglich ſehr anſtändig behandelt, er erhielt ein eigenes Zimmer, konnte, da er niemanden beleidigte, ungehindert im Saale und Garten umher gehen. Der Arzt gab bald nachher Hoffnung zu ſeiner Geneſung, weil er nicht mehr ſo anhaltend nach einem Winkel ſtarrte, oft ſeufzte, weinte, und einige Mahl in ſeiner Gegenwart den Nahmen Caroline ausſprach. Dieſe Hoffnung vermehrte ſich in der Folge, denn Konrad fing an Beſchäftigung zu ſuchen. Er pflanzte im folgenden Frühlinge mit vielem Eifer im Garten Blumen, er pflegte ſie ſorgfältig, wenn aber eine derſelben zu grünen und Knoſpen zu treiben begann, ſo riß er ſie heraus, und verwandte ſeine Sorgfalt auf diejenigen, welche in ihrem Wachsthume noch am meiſten zurück waren. Er baute unter dieſer Zeit auch oft im Garten kleine Häuſer aus Sand und Lehm; jeder, der ſie ſah, mußte die Symmetrie derſelben und ſeine große Mühe bewundern; wenn ſie aber ganz vollendet waren, ſo riß er ſie mit haſtiger Begierde aus einander, und lachte laut auf, wenn die Stücke rings umher flogen.

Der Arzt verſuchte mit ihm die ſo genannte Eiscur, ſie glückte vortrefflich, Konrad befand ſich je-

den

den Tag beſſer, er fing zu ſprechen an, die Symptomen des Wahnſinns verloren ſich gänzlich, die Vernunft behauptete auf's neue ihre Rechte. Eine völlige Vergeſſenheit der Urſache ſeines Wahnſinns erfolgte endlich, er gedachte mit keiner Sylbe ſeiner Caroline. Bisher war er noch dann und wann traurig und tiefſinnig geweſen, hatte oft, ohne eine Urſache angeben zu können, im Verborgenen geweint, jetzt war er anhaltend luſtig und fröhlich, ſchwatzte oft Stunden lang mit dem Arzte, und verſicherte ihn, daß er, wenn ſeine Geſundheit anhaltend ſeyn würde, noch einſt in den Armen einer Gattinn ruhig und glücklich zu leben hoffe.

Viele Monathe verfloſſen, und Konrad war vollkommen geſund, verrieth nicht den geringſten Wahnſinn, der Vorſteher des Spitals erſtattete Bericht, man erinnerte ſich ſeiner Verdienſte, er ward wieder bey ſeinem Regiment angeſtellt. Alle, welche ihn damahls kennen lernten, verſichern einſtimmig, daß er der angenehmſte, lebhafteſte Geſellſchafter war, gern mit Frauenzimmern ſcherzte, und ſie oft zu necken ſuchte. Daß er Carolinen ganz vergeſſen hatte, ſich ihrer wirklich nicht mehr erinnerte, bewies er in der Folge oft und vielmahls, weil er alle verſicherte, daß er in ſeinem Leben noch nicht geliebt habe, aber nun wohl einſehe, daß ohne Liebe das Leben nicht glücklich ſeyn könne.

Einige ſeiner Freunde, welche von ſeiner unglücklichen Geſchichte unterrichtet waren, wagten es ſogar, einſt in ſeiner Gegenwart von Straßburg zu

ſprechen, aber Konrad ward dadurch nicht zum Nachdenken bewegt, er verſicherte zwar, daß er einige Jahre dort gelebt habe, und die Stadt eben nicht ſchön finde, aber er gedachte ſeiner Liebe mit keinem Worte. Nur eine einzige kleine Erinnerung ſchien er von dieſer noch zu haben, weil ihm der Nahme Caroline in jedem Falle äußerſt zuwider war. Er las gern Bücher, vorzüglich Romane, aber er warf ſolche ſogleich weg, wenn er dieſen Nahmen darin fand; er tadelte oft Frauenzimmer, welche andere ſchön und geiſtreich fanden, und daher die Urſache ſeines Tadels zu wiſſen verlangten. Sie kann ſchön und geiſtreich ſeyn, antwortete er dann immer, aber mir bleibt ſie unausſtehlich, denn ſie nennt ſich Caroline, und dieſer Nahme klingt meinem Ohre unerträglich. Dieß war aber auch die ganze und einzige Urſache, welche er deßwegen anzugeben wußte.

Einer ſeiner wahren und aufrichtigen Freunde war gleich ihm ein Rittmeiſter ſeines Regiments, deſſen Frau hatte eine Schweſter bey ſich, die Konrad nach Jahresfriſt wirklich zu lieben begann, und ihr dieſe Liebe auch bald hernach offen geſtand. Das gute Mädchen würde mit Freuden dem edlen, rechtſchaffenen Jüngling ihre Hand gereicht haben, wenn der Gedanke, daß einſt ſein Wahnſinn zurück kehren könne, die keimende Liebe in ihrem Herzen nicht erſtickt hätte. Als er dringender wurde, und entſcheidende Antwort forderte, heiſchte ſie ihres Schwagers Rath, und geſtand ihm offen, daß nur dieſe

Ursache sie hindere, ihr Glück in Konrads Liebe zu finden.

Der Rittmeister sprach nun eben so offen mit seinem Freunde, er entdeckte ihm sogar seiner Schwägerinn Besorgniß, welches aber Konrad sogleich verwarf, weil er ausdrücklich behauptete, daß er ein volles Jahr nach dem Kriege wohl sehr krank, aber nie wahnsinnig gewesen sey. Diese gänzliche Vergessenheit schien dem Rittmeister Bürge zu seyn, daß sein Freund nie mehr in diesen schrecklichen Zustand zurück fallen würde, doch schrieb er zum Ueberflusse auch an den Arzt des Spitals, und forderte seine Meinung. Dieser versicherte bald aufs kräftigste, daß Konrads Gesundheit ganz gewiß anhaltend, und von immerwährender Dauer seyn würde, weil sein ganzes Temperament, das vorher gewiß melancholisch gewesen seyn müsse, nun eine ganz andere Richtung genommen hätte, und die seltene, anhaltende Vergessenheit seines Zustandes jeden Rückfall unmöglich mache. Doch rieth er am Ende, daß der Rittmeister es kühn wagen, und mit ihm von seiner ehemahligen Liebe sprechen sollte. Würde er dann, fügte er hinzu, sich ihrer noch nicht erinnern, so sey jede Gefahr geendigt, und eine Heirath für ihn glücklich und wünschenswerth.

Der Rittmeister befolgte diesen Rath mit Zittern, aber zu seinem Erstaunen widersprach Konrad aufs lebhafteste der ganzen Geschichte, ließ sich solche ungerührt erzählen, und versicherte nochmahls am Ende, daß alles erdichtet sey. Da er auch nicht

die geringste Spur einer Melancholie verrieth, vielmehr selbst in der Folge darüber scherzte, und seinen Freund oft fragte: Wer ihm dieß Mährchen erzählt habe? so bath dieser selbst seine Schwägerinn, daß sie aller Bedenklichkeit entsagen, und seinen Freund mit ihrer Liebe beglücken möge. Mariane, so nannte sich dieß Mädchen, that's mit Freuden, denn sie liebte Konraden schon lange, und würde in der Folge, auch ohne Freundes Rath, seiner Bitte nicht länger widerstanden haben.

Schon war der glückliche Konrad mit ihr öffentlich verlobt, schon machte man Anstalten zur nahen Hochzeit, als seines Freundes Frau mit einem jungen Sohne entbunden wurde. Konrad und Mariane trugen ihn zur Taufe, welche am Ende mit einem kleinen Feste gefeyert wurde, das bis nach Mitternacht dauerte. Am andern Morgen kam Konrad, die Wöchnerinn zu besuchen; wie er eintrat, versuchte diese es eben, den Neugebornen zu säugen; ihr Mann stand ihr zur Seite. Diese ähnliche Gruppe weckte in Konrads Gedächtniß die Erinnerung der ehemahls so schrecklichen Scene, er schauderte zurück, starrte wild umher, und mußte von seinem Freunde nach einem andern Zimmer geführt werden. Noch am nähmlichen Tag verwandelte sich sein Tiefsinn in eine unheilbare Raserey; er starb nach sechsjährigem Leiden, mit Ketten belastet, im Hospitale der Wahnsinnigen.

Die ihn innig liebende Mariane trauerte noch um ihn, als seine Caroline schon ihr Leiden geendigt

hatte. Letztere ſtarb an einer unheilbaren Abzehrung, und gedachte in der Stunde ihres Todes noch des armen Konrads, den ſie dort wieder zu ſehen hoffte, weil ſie ihn wirklich todt glaubte; ſeinen Eintritt in ihr Zimmer für eine warnende Erſcheinung hielt, und man ihr abſichtlich dieſen Irrthum nicht raubte, weil Wahrheit ſie wahrſcheinlich noch unglücklicher gemacht hätte.

Marie A—r.

Marie war die Köchinn eines alten katholiſchen Pfarrers, er hatte die arme Waiſe väterlich erzogen, ſie ſuchte in der Folge durch treue Dienſte zu vergelten, was er ſo großmüthig an ihr geübt hatte. Sie war jung, ſchön und artig, ihr guter, unbefleckter Ruf, ihre untadelhafte Aufführung wurden im ganzen Dorfe allgemein erkannt und geehrt, auch der Tadelſüchtigſte konnte ihn nicht beflecken, weil der alte Pfarrer ſchon vollkommen Greis, und übler Verdacht unmöglich war. Ihre natürliche Munterkeit, ihr gefälliger Scherz und Witz war des alten Kranken einzige Zerſtreuung, nur ſie vermochte es, den Funken der Freude in ihm zu wecken, ihm oft ein ſanftes Lächeln abzulocken.

Mit den Jahren mehrte ſich Ueberlegung und

Nachdenken, sie sah trauernd in die Zukunft, und sah nur allzu gut ein, daß ihr Glück, ihre Aussicht mit dem Leben des Pfarrers enden müsse. Sie achtete des Greises Rath, und blickte unter den jungen Burschen des Dorfes nach einem Gatten umher, der ihr bald und sicher werden konnte, weil der alte Pflegevater fünf hundert Gulden zu ihrem Heirathsgute bestimmt hatte.

Viele verstanden den suchenden Blick, viele suchten ihn durch Geberden und Worte zu erwiedern, aber Marie sah und hörte es nicht, weil ihr Auge schon gefunden hatte, was es suchte, und vergebens der Vernunft den Eindruck zu verbergen suchte, welchen ein junger, schöner Ehemann auf ihr Herz gemacht hatte.

Sie kannte und sah ihn vorher nie, er war vor kurzem erst als Schafmeister in herrschaftliche Dienste getreten, ihr Auge erblickte ihn zum ersten Mahle in der Kirche, und blieb fest an ihm hangen.

Vergebens zeigte ihr die Vernunft das neben ihm stehende junge Weib, vergebens suchte sie ihr zu beweisen, daß dieses wahrscheinlich eben so lange als sie leben könne, der Gedanke: dieß ist dein künftiger Mann! dieß muß dein Gatte werden! stand von diesem Augenblicke an in ihrem Herzen, schwebte vor ihren Augen, raubte ihr Ruhe und Schlaf, quälte sie rastlos und unaufhörlich.

So erzählte sie es in der Folge oft ihren Bekannten und Freunden, nahm's für unerklärbare

Ahndung, welche mit ein Mahl ihr Herz erfüllt hätte.

Marie war äußerst sittsam und gottesfürchtig erzogen worden, man hatte ihr die Gesellschaft der Männer als höchst gefährlich geschildert, und doch suchte sie solche jetzt rastlos, wenn sie unter denselben den geliebten Schafmeister erblickte. Ihr Auge weinte, ihr Herz trauerte, wenn er ihr nur gleichgültig antwortete, und nicht zu fühlen schien, was sie so lebhaft empfand.

Sie schloß bald enge Freundschaft mit seinem Weibe, und mehrte dadurch ihre Qual um ein Großes, weil sie deutlich überzeugt wurde, daß der Gatte sie herzlich und innig liebe.

Als er dieß ein Mahl in ihrer Gegenwart laut versicherte, und sie in tobender Eifersucht nach Hause eilte, da tröstete sie auf's neue der feste Gedanke: Er muß doch dein Mann werden!

Von dieser Zeit an mied sie sein Haus, seine Gesellschaft, suchte Einsamkeit, fand nur in dieser Vergnügen, und schiens ruhig zu erwarten, wenn die wahrheitsvolle Ahndung in Erfüllung gehen würde.

Schrecklich stürmte es in ihrem Herzen, als bald nachher der junge Ehemann auf der Pfarre erschien, und ihr mit dem hohen, unverkennbaren Freudengefühle eines glücklichen Vaters verkündigte, daß sein trautes Weib ihm einen Sohn geboren habe. Sie erdichtete Krankheit, um ungehindert weinen zu können; und verließ ihr Lager nur dann,

wie der Gedanke: Er muß doch dein Mann werden! aufs neue ihre Einbildungskraft feſſelte und beſchäftigte.

Freudig und hoffend, ſo erzählte ſie's nachher noch oft, blickte ſie vom Fenſter hinab, als er traurend und ſchluchzend ſich einige Tage darnach dem Pfarrhofe näherte, und mit wehmüthigem Blicke eine Grabſtätte für ſein erblaßtes Weib zu beſtellen kam. Marie näherte ſich ihm jetzt theilnehmend, konnte mit ihm weinen, weil ſie ſein Leiden fühlte.

Sie forſchte ſorgfältig nach der Urſache des ſchnellen Todes, die Unvorſichtige hatte ſich ſolchen, ſeiner Ausſage nach, ſelbſt zugezogen, war allzu früh aufgeſtanden, und zurück getretener Schweiß hatte ihr, ſo wie es ſelbſt der herbey gerufene Wundarzt verſicherte, eine heftige Kolik verurſacht, die unter grauſamen Schmerzen ihr armes, junges Leben endete.

Die innige Theilnahme, welche Marie über ſeinen Verluſt äußerte, ihre Thränen, die häufig über ihre Wangen floſſen, rührten ſein Herz, er blickte zum erſten Mahle forſchend in ihr Angeſicht, und dachte: Solch ein Mädchen könnte dir den Verluſt, wo nicht erſetzen, doch lindern!

Eine Woche nachher kam der trauernde Witwer abermahls auf die Pfarre, er mußte die Leichen- und Begräbnißunkoſten bezahlen. Der alte Pfarrer ſchlief, Marie bath ihn in der Unterſtube Platz zu nehmen. Trauer herrſchte noch in ſeinem

Gesichte, er blickte still zur Erde, welche jetzt seine ganze Freude deckte, denn auch der Neugeborne war am folgenden Tage der Mutter gefolgt. Marie säumte eben ein seidenes Halstuch, und schielte über dieses, indem sie oft fehl stach, nach dem Trauernden hin.

Dieser fühlte, daß es unanständig sey, wenn man in Gegenwart einer theilnehmenden Freundinn stillschweigend da sitze, er rang nach Stoff zum Gespräche, blickte aufwärts, sah das schöne seidene Tuch, und lobte dieß ohne Absicht, ohne Endzweck.

Marie. Wenn es seinen Beyfall erhält, lieber Meister, so ist mir dieß Tuch um so schätzbarer.

Der Meister. So würde wohl jeder junge Bursche vergebens darum bitten?

Marie (lächelnd.) Leicht möglich, denn ich hab's zum Geschenk für meinen künftigen Gatten bestimmt.

Meister. Für ihren künftigen Gatten?

Marie (seufzend.) Ja!

Meister. Würden sie mir's verweigern, wenn ich sie um dieß Tuch bäthe?

Marie (hocherröthend.) Er kanns ja versuchen.

Meister. Ich wags noch ein Mahl!

Marie (zitternd.) Nun! da hat ers! Es wird mich freuen, wenn ers zu meinem Andenken trägt.

In diesem Augenblick trat der alte Pfarrer ins Zimmer, der Schafmeister zahlte, was er zu zahlen

hatte, aber er kehrte am Abend wieder, und führte nach drey Monathen Marien als seine Gattinn heim.

Niemand verdachte es ihm, daß er sein erstes Weib so bald vergaß; er hatte drey Knechte im Dienste, mußte ihnen Kost geben, und würde bald merklichen Schaden in seiner Wirthschaft gelitten haben, wenn eigennützige Fremde solche länger geführt hätten. Jeder, der ihn kannte, wünschte ihm vielmehr zu seiner neuen Heirath Glück.

Der alte Pfarrer gab der treuen Dienerinn mehr noch, als sie hoffen konnte, er vermehrte ihre Mitgift auf tausend Gulden, und setzte dadurch das junge Ehepaar in Stand, durch den Pacht einiger herrschaftlichen Grundstücke ihre Aussichten zu vergrößern.

Alle Bewohner des Dorfes waren durch Erfahrung überzeugt, daß Marie die Wirthschaft des alten Pfarrers mit Einsicht und ohne den geringsten Eigennutz geführt habe, sie sahen voraus, daß sie im Hause des Gatten ihren Eifer verdoppeln würde, und beneideten oft den Allzuglücklichen.

Dieser fühlte sein Glück eben so stark; sein erstes Weib war ihm theuer und lieb gewesen, die jetzige wurde es ihm bald noch weit mehr. Stets freundlich, stets gefällig, äußerst fleißig und noch weit genügsamer! Dieß waren die Eigenschaften, welche er in kurzem an seiner Frau mit Recht bewunderte.

Oft, wenn er mit seinen Knechten hinter der Herde wandelte, und seine Herrschaft oder fremde

Gäste im Wagen bey ihnen vorüber fuhren, gestand er frey und offen, daß er sich im Arme des geliebten Weibes weit glücklicher als diese dünke. Seine Marie war, wenn er diese dankbare Gesinnung auch gegen sie äußerte, seiner Meinung, und versicherte ihn hoch und theuer, daß sie mit der reichsten Edelfrau nicht tauschen würde.

Die Hoffnung zu größerm ehelichen Glücke nahte sich bald hernach, Marie fühlte sich schwanger, aber dieß süße Gefühl ward ihr ohne gegründete Ursache zum Stoffe des nagenden Kummers. Wenn ihr heimkehrender Gatte sie in seine Arme schloß, und nach der Ursache ihrer rothgeweinten Augen forschte, so gestand sie ihm offen, daß sie fest glaube, ihre Entbindung werde gleich seiner ersten Frau ihr Leben enden, und sie aus seinen Armen reissen.

Der geliebte Gatte suchte sie zwar durch manche kräftige Beweise zu trösten, aber ihre anhaltende Melancholie wirkte auch auf seine Einbildungskraft, er gestand seinen Knechten oft, daß er mit ihr fürchte, und gewiß durch ihren Tod äußerst unglücklich seyn würde.

Bang und zagend eilte er heim, wie Bothen ihm einst die nahende Entbindung seines Weibes verkündigten. Froh und innig vergnügt trug er die neugeborne Tochter nachher zur Taufe, als jene über alle Erwartung glücklich erfolgt war, und sich einige Tage darauf die Gefahr durch vollkommene Gesundheit der Mutter ganz entfernte.

Der Herr des Gutes, welchem der Schäfer dien-

te, war äußerst geitzig; ohne zu überlegen: Ob die Ersparung einer kleinen Ausgabe ihm nicht in der Folge weit größern Schaden verursache? suchte er sorgfältig die erstere zu vermeiden. Daher kam's denn auch, daß er der zahlreichen Herde seiner Schafe viel zu wenig Salz reichen ließ, und eben dadurch die Krankheiten dieser zarten Thiere um ein Großes vermehrte.

Vergebens hatte der Schäfer ihm schon vielmahls dieß nachdrücklich vorgestellt, der Geitzige wollte von keiner Vermehrung der Ausgaben etwas hören, und gabs dem Schäfer trocken zu verstehen, daß er, wenn er seine Kunst vollkommen erlernt habe, die Schafe auch ohne Salz vor jeder Krankheit bewahren müsse.

Da dieser ganz natürlich einsah, daß fernere Vorstellung nichts nütze, aber auch nur Genuß des Salzes die Schafe vor Krankheit sichern könne, so zog er sein Weib zu Rathe, und fand nach genauer Berechnung, daß er, weil er selbst Antheil an dem Ertrage der Herde hatte, dabey gewinnen würde, wenn er das noch nöthige Salz aus Eigenem erkaufe.

Dieß so wohlfeil als möglich zu kaufen, war unter diesen Umständen eine beynahe nothwendige Sorge, und da er es jenseits der Gränze um halben Preis erhalten konnte, so wog eben so natürlich der einleuchtende Vortheil stärker, als die mit diesem Kaufe verknüpfte Gefahr, welche daraus entstand, daß es in seinem Vaterlande streng verbothen war, fremdes Salz einzuführen, weil der Lan-

desherr einen ansehnlichen Theil seiner Einkünfte aus dem Verkaufe desselben zog. Er hatte schon mehr als ein Mahl den Gang über die nahe Gränze gewagt, war nie ertappt und dadurch sicher gemacht worden.

Schon längst wollte er ihn wieder wagen, aber die nahende Entbindung seines Weibes, die damit verknüpfte Sorge hatten ihn bisher verhindert, jetzt konnte er ihn nicht länger verschieben, weil die Gefahr vorüber war, und seine Herde dieß dringende Bedürfniß mit Ungestüm forderte.

Vergebens bath ihn sein Weib, noch länger zu harren, er setzte ihrer Bitte die trifftigsten Gründe entgegen, vergebens beschwor sie ihn, durch diese überzeugt, einen andern darnach zu senden. Er bewies ihr, daß man sich in solchen Fällen niemanden vertrauen müsse, dann nie ruhig schlafen könne, weil man immer Entdeckung besorgen müsse. Alles, was sie von ihm erhalten konnte, war die Versicherung, daß er bald und lieber leer zurück kehren, als sich einer Gefahr aussetzen wolle.

Seinem Versprechen gemäß, wollte er am Abend, wenns zu dämmern beginne, wieder zu Hause eintreffen; sein Weib fühlte den langen Tag hindurch eine unbeschreibliche Angst und Ahndung eines bevorstehenden Unglücks, sie äußerte beydes gegen ihre Nachbarn, und jammerte laut, als die Nacht schon anbrach, und ihr Gatte noch nicht erschien.

In der Fülle ihres Jammers bath sie den er-

ſten ſeiner Knechte dringend, ihrem Manne entgegen zu gehen, und nachzuforſchen: Ob ihm irgend ein Unglück widerfahren ſey?

Natürlich wars, daß ſie dieſen Bothen zugleich zum Vertrauten ſeines Geſchäfts machen, und ihm den Weg beſchreiben mußte, welchen er nehmen würde. Der Knecht fand ſich ganz willig, ihm in Geſellſchaft eines Dienſtbuben entgegen zu eilen, und nicht eher zurück zu kommen, bis er ihn gefunden habe.

Langſam und qualvoll ſchlichen nun die Stunden bis zur Mitternacht vorüber, ſie zitterte und bebte, als endlich um dieſe Zeit die wachſamen Hunde die ferne Ankunft einiger Wanderer verkündigten.

Leichter und froher athmete ſie, wie ſie durch's offene Fenſter gewahrte, daß dieſe bald ſchwiegen, und einem Bekannten froh entgegen eilten. Bleich und ſinnlos ſank ſie aber zurück, als ſie im blaſſen Scheine des Mondes die beyden Bothen erblickte, welche in Geſellſchaft einiger Bauern eine Leiche zu tragen ſchienen.

Sie hatte ſich kaum durch Hülfe ihrer Magd von ihrer Ohnmacht erhohlt, als man ihren blutenden Gatten wirklich in ihr Zimmer trug. Niemand unter allen, die mit ihm kamen, konnte die Urſache ſeiner Verwundung angeben. Die Bauern waren erſt von den Knechten herbey gerufen worden, die Knechte hatten ihn ſchon blutend am Boden gefunden. Er ſelbſt konnte den Thäter nicht anzeigen, weil er ihn, ſeiner Ausſage nach, nicht geſehen

hatte, und, indem er einen Schuß hörte, verwundet zu Boden sank.

Natürlich wars, daß alle glaubten, der Unglückliche sey von einem Gränzwächter angerufen, und weil er nicht antwortete, auch von diesem niedergeschossen worden. Einige Umstände, welche die Knechte erzählten, machten dieß noch wahrscheinlicher, ihnen war, ehe sie ihren Herrn fanden, ein solcher Wächter im schnellen Laufe begegnet. Furcht vor der Strafe hatte ihn natürlich zur Flucht bewogen, weil das Gesetz nur im Falle einer hartnäckigen Widersetzung den Gebrauch des Gewehrs erlaubte.

Marie stürzte weinend vor ihrem Gatten nieder, er blickte mit inniger Rührung auf sie herab, da er aber den Schmerz seiner Wunde tief fühlte, so bath er die Umstehenden wehmüthig, nach einem Priester zu senden, damit er sich zu seinem nahen Ende vorbereiten könne. Wie dieser erschien, beichtete er eine kleine Viertelstunde, und wie sich sein jammerndes Weib ihm wieder nahte, konnte er schon nicht mehr sprechen, verschied, ehe der Tag graute, in ihren Armen.

Marie hatte ihren Gatten innig und gränzenlos geliebt, ihr Schmerz über seinen Verlust war daher äußerst groß, stieg oft bis zur Raserey. Erst am dritten Tag konnte man sie bewegen, die Leiche den Trägern zu überlassen, welche ihn zur Ruhe tragen sollten, sie folgte wimmernd und händeringend.

Der Gutsherr kam eben von einer kleinen Luſt-

reise zurück, und begegnete dem Leichenzuge. Marie entriß sich ihren Führerinnen, rannte zum Wagen, klagte dem Herrn ihr inniges Leid, und flüsterte ihm nachher einige Worte ins Ohr, die Niemand hören konnte. Der Gutsherr befahl sogleich die Leiche zurück zu tragen, weil er seiner Pflicht gemäß, dieselbe näher untersuchen lassen wollte. Er stieg aus dem Wagen, und mischte sich unter die Trauernden.

Ich bin wirklich auch zu bedauern, sprach er zu dem Haufen, ich fühle den Verlust des Redlichen tief! Wo werde ich einen Schäfer finden, der ihm gleicht? der mich der Versorgung der trauernden Witwe überhebt?

Kaum hatte er diese Fragen ausgesprochen, so drängte sich aus dem Haufen der erste Knecht hervor, und bewies mit Gründen, daß er hinlängliche Kenntnisse besitze, das Amt zu verwalten, nebenbey auch den besten Willen habe, die verlassene Witwe zu heirathen. Der Gutsherr schien sich dessen zu freuen, und folgte der Leiche, welche wieder zurück getragen wurde. Auf seinen Befehl erschien der Wundarzt, die Wunde ward genau untersucht, und bald wurden alle Anwesende überzeugt, daß diese Untersuchung den Mörder des Unglücklichen entdecken würde.

Der Wundarzt fand in der Wunde, welche durch die linke Seite bis in den Magen drang, zwey kleine runde Schellen, die man den Schafen umzuhängen pflegt, und durch welche die Wunde

war verursacht worden. Erwiesen war es nun, daß den Unglücklichen kein Gränzwächter getödtet habe, weil diese mit gewöhnlichen Kugeln versehen sind, und ganz natürlich war die Vermuthung, daß der Knecht, welcher ihm entgegen ging, der Thäter seyn müsse.

Dieser ward sogleich vorgerufen, er bebte zurück, als man ihm den Beweis vorlegte, und gestand kurz nachher, daß er wirklich der Mörder seines Herrn sey. Lange schon, so erzählte er im gerichtlichen Verhör, liebte ich die Frau meines Meisters; ich kämpfte oft mit dieser Leidenschaft, aber ich konnte sie nicht überwinden. Wenn ich hinter der Herde ging, und mich auf alle Art zu zerstreuen suchte, so sah ich immer ihr Bild vor mir, konnte es nicht weg bethen, nicht weg fluchen. Erfahrung lehrte mich, daß sie ihren Gatten zärtlich liebe, und eben diese heftige Liebe erbitterte mich immer mehr, erregte Mordlust in meinem Herzen, die ich oft schon ausführen wollte, aber immer auszuführen zu schwach war.

Als ich eben aufs neue mit der Ausführung dieses Vorsatzes beschäftigt war, lagerte sich der Bube, welchen der Meister kurz vorher zum Gehülfen angenommen hatte, neben mir, und klagte laut, daß sein neuer Dienst ihm wenig trage, daß er, wenn er nicht Hoffnung habe, Knecht zu werden, bald weiter wandern werde. Ich benutzte seine Gesinnungen, fachte seine Begierden stärker an, und vertraute ihm, als ihn der Meister einst geschlagen hatte, meinen ganzen Plan.

Er erboth sich sogleich, sein Mörder zu werden, wenn ich dagegen ihm die gewisse Versicherung ertheile, ihn bey Erhaltung des Dienstes zum Knecht zu machen. Ich gelobte es, kaufte eine Pistole, und lud sie aus Mangel der Kugeln mit den kleinen Schellen, welche man in der Wunde fand. Durch einen Monath trug sie der Bube verborgen bey sich, fand aber nie schickliche Gelegenheit zum Morde, auch verhinderte ich diesen absichtlich, weil ich fürchtete, daß der Schrecken meiner Geliebten bey der nahen Entbindung tödtlich werden konnte.

Noch wollte ich die That länger verzögern, als mich die Meisterinn dringend ersuchte, ihrem Gatten entgegen zu gehen. Die Gelegenheit zur Ausführung meiner That war zu schön, ich nahm den Buben mit mir, und suchte durch einige Gläser Branntewein, die ich ihm in der Schenke reichen ließ, seinen Muth zu stärken. Er versprach aufs neue, die That ganz sicher auszuführen, hatte sogar gegründete Ursache dazu, weil er in der Abwesenheit des Meisters durch zu wenige Wachsamkeit Schaden im Getreide verursacht hatte, Klage und neue Schläge fürchten mußte.

Wir gingen zwey Stunden weit, ehe wir den Meister trafen, er dankte liebreich für unsere Sorgfalt, gab mir den Sack mit Salz zu tragen, und wanderte vor uns her. Oft fragte mich der Bube heimlich: Ob er schießen sollte? aber immer war mir's unmöglich zu antworten, mein Wink verzögerte die That oft. Als wir aber schon nahe am

Dorfe das Ende des Waldes erreichten, und der voraus gehende Meister sich so innig freute, daß er nun bald den Kummer des geliebten Weibes enden würde, da entbrannte meine Eifersucht, ich winkte dem Buben, er schoß, und der Meister stürzte zu Boden.

Angst und Furcht ergriff mich, als er kläglich am Boden wimmerte, uns oft fragte: Womit er uns beleidigt hätte? warum wir ihn so grausam ermorden wollten? Mehr als zehn Mahl hob ich meinen schweren Stock in die Höhe, um ihn vollends todt zu schlagen, aber immer sank er entkräftet zurück, weil der Verwundete mich so äußerst rührend bath, mich wenigstens seiner armen Seele zu erbarmen, diese nicht zu morden, und ihm Zeit zu gönnen, daß er seine Sünden beichten könne. Er schwur den kräftigsten Eid, daß er uns nicht verrathen, vielmehr alles beytragen wolle, um den Verdacht zu entfernen.

Ich konnte nicht länger widerstehen, die vollbrachte That hatte quälende Reue in mir erweckt, auch der Bube zitterte und bebte, bath mich selbst, seine Bitte zu erfüllen. Auf mein Geheiß eilte er ins Dorf, um einige Träger herbey zu rufen, weil Angst und Schrecken uns unfähig machte, ihn fortzutragen.

Ich wollte ihn nur nach dem nächsten Bauernhof tragen, und dorthin einen Priester rufen lassen; da er aber in Gegenwart aller derjenigen, welche der Bube herbey gerufen hatte, den Wunsch äußerte,

ſein Weib nur noch ein Mahl zu ſehen, ſo konnte ich's nicht verhindern, daß ſie ſeine letzte Bitte ehrten. Er ſah meine Verlegenheit, merkte meine Angſt, und liſpelte mir, als ich ihn in die Höhe hob, leiſe zu, daß er ſeinen Schwur halten, mich mit keiner Miene verrathen würde.

Dieſe neue Verſicherung ſtärkte mich kräftig, und machte mich fähig, ruhig das Ende abzuwarten. Ich wich nicht von ſeinem Lager, ſo lange er lebte, trat nur dann abſeits, als er beichtete, und bin feſt überzeugt, daß er nicht mein Verräther ward. Gott hat es anders gelenkt, und ich danke ihm herzlich, weil er mich hier dulden läßt, was ich vielleicht einſt dort ewig büßen müßte.

Wahrſcheinlich würde der Mörder nicht ſo ſchnell entdeckt worden ſeyn, wenn nicht Marie den Gutsherrn zur Aufmerkſamkeit gereizt hätte, ſie flüſterte ihm am Wagen heimlich zu, daß ſie Verdacht auf den Knecht habe, und beſtätigte ihre Ausſage dadurch, daß der Prieſter, wie er des Verwundeten Beichte gehört, den Knecht einige Mahl verachtungsvoll angeblickt habe. Auch wars ihr nachher ſtark aufgefallen, daß dieſer nicht vom Lager des Mannes weichen wollte, und munter und fröhlich einher ging, wie er endlich verſchied. Sie hörte ruhig zu, als der Gutsherr ſie zu tröſten kam, und ihr die Verſicherung brachte, daß ihre Vermuthung richtig, und der Mörder ſchon entdeckt ſey; aber ſie ſank ſinnlos zur Erde, wie er ihr erzählte, daß nicht ſo wohl Begierde nach dem einträglichen Dienſte, ſondern hef-

tige Liebe zu ihr ihn zu dem schrecklichen Mord verleitet habe.

Man zweifelte an ihrem Leben, weil die Ohnmacht anhaltend war, sich erst, aller angewandten Hülfsmittel ungeachtet, binnen sechs Stunden endigte. Die Folge überzeugte alle, daß sie in diesem Zustande ihren Verstand verloren habe. Sie war einige Tage nachher vollkommen gesund, aß und trank wie ehe, aber sie sprach kein Wort, und suchte sich immer sorgfältig zu verstecken. So handelte sie einen vollen Monath, und diejenigen, deren Sorgfalt sie anvertraut wurde, hatten oft Mühe, sie in den Winkeln zu finden, in welche sie sich verborgen hatte.

Nach dieser Zeit starb ihr Kind, sie sah gleichgültig zu, wie man's zu Grabe trug, sie folgte sogar freywillig dem Sarge; wie aber dieser mit Erde bedeckt war, so stieg sie auf das erhöhte Grab, und rief drey Mahl fürchterlich aus: Gott ist gerecht! Sie hielt nach diesem Ausruf noch eine lange Anrede ans Volk, aber keiner konnte ein Wort verstehen, es waren leere, unverständliche Töne, welche oft durch den Ausruf: Gott ist gerecht! unterbrochen wurden.

Dieser Ausruf, den sie stets mit der größten Emphasie aussprach, war ihre übrige Lebenszeit hindurch das einzige verständliche Wort, welches man aus ihrem Munde hörte.

Sie that niemanden etwas zu Leide, ging stets mit in einander geschlagenen Armen auf der Straße

still und nachdenkend einher, wenn sie aber irgend eine kleine Anhöhe, oder einen großen Stein erblickte, so sprang sie hastig darauf, und rief laut aus: Gott ist gerecht! Dann folgte alle Mahl eine lange, unverständliche Rede, die sie mit den heftigsten Geberden und Gesticulationen begleitete. Ihr folgten immer die Kinder des Dorfes nach, nannten sie spottweise: die Predigerinn! und waren gewiß, daß sie ihnen Stunden lang vorpredigte, wenn sie ihr nur einen Stein zeigten, auf welchem sie stehen konnte.

Ihr Vermögen ward zinsbar angelegt, und der Dorfhirte nahm's über sich, sie gegen Empfang der Zinsen anständig zu ernähren. Nach zehn Jahren genoß sie noch immer das ungetheilte Mitleid aller Dorfsbewohner, weil sie vielen unter ihnen Gutes erwiesen, keinen beleidigt, und aller Meinung nach durch das schreckliche Ende ihres Mannes, durch die plötzliche Entdeckung seines Mörders ihren Verstand verloren hatte.

Um diese Zeit forderte das Criminal-Gericht der Hauptstadt ihre Gegenwart, weil eine Gefangene und überwiesene Giftmischerinn sie der Theilnahme eines Mordes beschuldige. Man sandte sie dahin, sie lächelte, als man ihr die Ketten anlegte, und sprach oft: Gott ist gerecht!

Die Richter sahen bald ein, daß sie eine Wahnsinnige nicht verhören, eben so wenig verurtheilen könnten; da aber die Gefangene ausdrücklich bekannte, daß dieß die Angeklagte sey', und auf dieß

Bekenntniß ſtarb, ſo ward Marie nicht mehr nach dem Dorf zurück geſandt, ſondern im Hoſpitale der Wahnſinnigen bis an ihr Ende verwahrt. Dieß erfolgte erſt funfzehn Jahr nachher.

Sie handelte dieſe lange Zeit hindurch immer gleichförmig, rief jedem, der ſich ihrem Kämmerchen näherte, mit lauter Stimme zu: Gott iſt gerecht! und küßte die Kette, an welche ſie angeſchloſſen war. Wie ſchon der Tod mit ihr rang, richtete ſie ſich noch ein Mahl auf, blickte die neben ihr ſtehende Wärterinn ſtarr an, faltete ihre Hände zum Gebethe, und rief aus: Gott iſt gerecht, aber auch barmherzig! Nach dieſen merkwürdigen Worten ſank ſie kraftlos zurück, und endete mit einem Hauche die Tage ihres Jammers.

Ohne zu beſtimmen; — denn wie vermöchte ich dieß — ob die Ausſage der gerichteten Giftmiſcherinn wirklich die reine Wahrheit ſey, will ich ſolche jetzt meinen Leſern erzählen.

Ich ging, ſo geſtand ſie in einem ihrer vielen Verhöre, einſt gegen Abend durch das Dorf St—e, das ſchöne Pfarrhaus lockte mich zur Einkehr. Ich wollte mir bey der Köchinn des Pfarrers ein gutes Abendmahl, und wo möglich einen Zehrpfennig verdienen, und meine Abſicht gelang vollkommen.

Anfangs ſchien die junge ſchöne Köchinn meiner Bitte nicht zu achten, ſie blieb traurig und nachdenkend am Nähtiſche ſitzen. Dieß gab mir volle Gelegenheit in ihr Herz zu blicken, ich entdeckte ihr ganz in geheim, daß ich die Kunſt wahr-

zusagen vollkommen bey einer alten Zigeunerinn erlernt hätte, und wenn sie meine Bitte achte, ihr das ganze künftige Schicksal erzählen wolle. Die List wirkte kräftig, sie reichte mir ihre Hand, und versprach mir ein ansehnliches Geschenk, wenn ich mein Versprechen erfüllen würde.

Du bist, sagte ich dreist zu ihr, recht sehr verliebt, aber große Hindernisse stehen in der Straße deines Glücks, du wirst es nicht eher erreichen, als bis sich zwey Augen schließen. Die Betrogene war mit meiner Prophezeyung vollkommen zufrieden, nur bath sie mich dringend, ihr zu entdecken, wann sich die zwey verhaßten Augen schließen würden. Funfzig Gulden will ich dir, fuhr sie fort, mit größten Freuden schenken, wenn du mich recht bald, wenigstens in einem Monathe, aus meiner Qual erlösen kannst.

Die Begierde nach den versprochenen funfzig Gulden wirkte bey mir eben so kräftig, wie bey ihr die Liebe, ich versprach ihr wirksame Hülfe, wenn sie mich ganz zur Vertrauten ihres Herzens machen wolle. Sie erzählte mir nun, daß sie äußerst in einen Schäfer verliebt sey, der aber schon ein Weib habe, auch diese zärtlich liebe, und doch hoffe sie, daß er sie sicher zum zweyten Weib wählen würde, wenn nur die erstere bald sterben wolle.

Ich bath mir drey Tage Bedenkzeit aus, die schwere Unternehmung nach Kräften überlegen zu können, besuchte am andern Tage die Schäferinn, fand sie im Wochenbett, und folglich ganz geschickt,

ohne großen Verdacht aus der Welt zu trollen. Ich miſchte ſogleich Arſenik und Zucker zuſammen, machte ein kleines Pulver daraus, und übergab es der Köchinn mit dem Bedeuten, daß darin ihrer Nebenbuhlerinn Tod enthalten ſey, daß es in ihrer Macht ſtehe, ſich täglich und ſtündlich von ihr zu befreyen.

Wahr iſt es, daß ſie Anfangs zurück ſchauderte, den Antrag ſtandhaft verwarf, und ſogleich errieth, daß das Pulver Gift enthalten müſſe. Als ich ihr aber dreiſt ſagte, daß ich kein anderes Mittel kenne, und trotzigen Abſchied nehmen wollte, da bath ſie mich, länger zu bleiben, forderte am andern Morgen das Pulver, forſchte: Ob es in jeder Speiſe wirke? und ging bald hernach, die Schäferinn zu beſuchen.

Wie ſie wiederkehrte, herrſchte Furcht und Angſt in ihren Blicken, die ſich ſehr mehrte, als man den Pfarrer zur kranken Schäferinn rufte. Ich tröſtete ſie mit der Verſicherung, daß der Wundarzt im Dorfe die Wirkung des Giftes nicht verſtehe, auf ſie in jedem Falle kein Verdacht fallen könne, und ohne dieß Mittel keine Hoffnung vorhanden ſey, die Frau des Schäfers zu werden.

Mein Troſt wirkte kräftig, die künftigen frohen Ausſichten ſtärkten ihren Muth, ſie weinte nur einige Thränen, als ich ihr die Nachricht brachte, daß die Schäferinn ſchon vollendet habe. Wie und auf welche Art ſie ihr das Pulver beybrachte, habe ich zu fragen vergeſſen, ich war zufrieden, daß ich

von ihr das verſprochene Geld, und überdieß noch einige gute Kleidungsſtücke zum Geſchenke erhielt.

Ich wanderte ſogleich fort, und kam nach einem halben Jahre wieder nach dem Dorfe, fand ſie ſchon mit dem Schäfer verheirathet, und mit dieſem in der glücklichſten Ehe. Mein Anblick machte ihr großen Kummer, ich ließ mir von ihr das gewiſſe Verſprechen, nie mehr wieder zu kommen, mit dreyßig Gulden bezahlen. Ich habe Wort gehalten, ein entdeckter Diebſtahl verſcheuchte mich aus der Gegend, und ich kann nicht ſagen: Ob die Schäferinn noch lebt, bin aber bereit, dieß Bekenntniß in ihrer Gegenwart zu wiederhohlen, und ſie des Mordes zu überzeugen.

War Marie nun wirklich die Thäterinnn, ſo liegt die Urſache ihres Wahnſinnes klar am Tage; die Ueberzeugung, daß ihr mit dem Maße gemeſſen wurde, mit welchem ſie einſt maß, mußte ſchrecklich und kräftig auf ſie wirken. Die merkwürdigen Worte: Gott iſt gerecht! welche ihre Zunge allein noch deutlich auszuſprechen fähig war, ſcheinen die ſchreckliche That zu beſtätigen.

Aeußerſt wahrſcheinlich iſt es überdieß, daß die lange, unverſtändliche Rede, welche dieſem Ausrufe alle Mahl folgte, das Bekenntniß ihres Verbrechens enthalten ſollte, welches die nagende Reue zu erpreſſen, Furcht und Scham aber zu verhindern ſuchte.

Gott! wie groß, wie ſchrecklich muß dann das Leiden der Duldenden geweſen ſeyn! Wie gräßlich

muß es in ihrem Innern gestürmt und getobt haben, da die Organe ihrer Sprache sich krämpften, und nur unverständliche Töne lallen konnten! Groß war ihr Verbrechen, aber auch anhaltend die Tage ihres Jammers, und wenn ich mir ihr jenseitiges Loos denke, so erinnere ich mich immer ihrer letzten Worte: Gott ist gerecht, aber auch barmherzig!

National-Bibliothek Wien

Inhalt.

I.

Seite

Esther L — 1

II.

Franz L — r. 61

III.

Konrad G —. 87

IV.

Marie A — r. 149

K. K. HOFBIBLIOTHEK

ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK

ÖNB

+Z

Digitized by Google